





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Die
poetische Nationalliteratur
der
deutschen Schweiz.

Musterstücke

aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller
von Haller bis auf die Gegenwart.

Mit biographischen und kritischen Einleitungen

von

Robert Weber,

Mitglied des historischen Vereins in Bern.

Zweiter Band.

Glarus.

Verlagsbuchhandlung von J. Vogel.

1866.

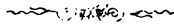
PT 3874

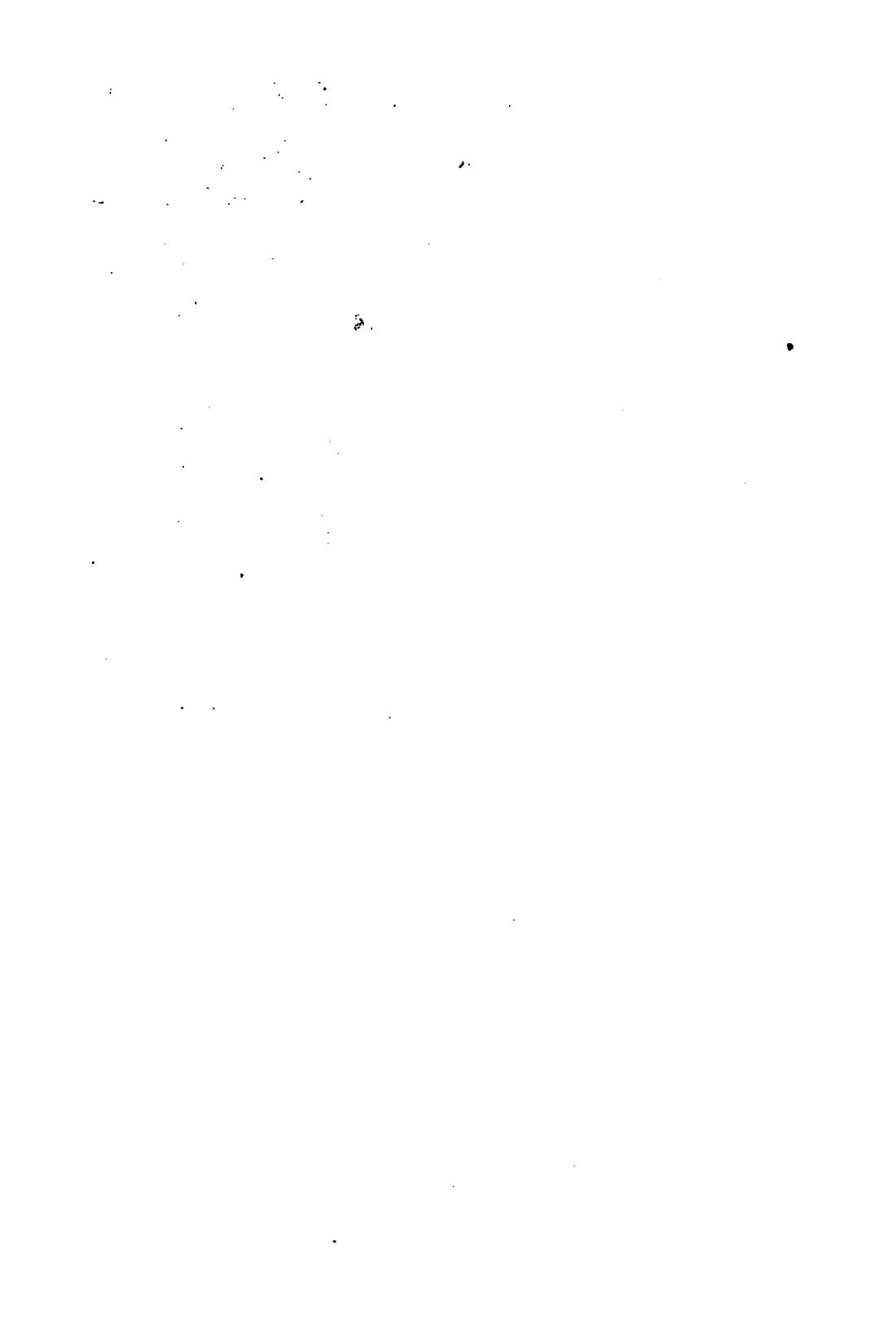
W4

v. 2

Zweite Gruppe.

1800—1845.





A. E. Fröhlich.

Abraham Emanuel Fröhlich wurde den 1. Februar 1796 zu Brugg im Aargau geboren. Im Jahr 1811 kam er nach Zürich, wo er sich auf das Studium der Theologie vorbereitete und 1817 die Ordination empfing. Als Lehrer in Brugg angestellt besorgte er zugleich als Pfarrer die Filiale Mönthal. Zehn Jahre lang hatte er dieses Amt verwaltet, als er zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Kantonschule in Aarau ernannt wurde. Die politischen Umgestaltungen im Jahre 1830 fanden später an ihm einen Gegner, und da er seine Ansichten, welche mit frühern im Widerspruche standen, offen und heftig verfocht, wurde er bei der allgemeinen Schulorganisation übergangen, ein Unrecht, welches die Stadtgemeinde Aarau dadurch wieder gut machte, daß sie ihn bald darauf zum Lehrer und Rektor der Bezirksschule und zugleich zum Diakon oder Hülfsprediger ernannte, welche Stelle er jetzt noch bekleidet.

„Fabeln 1825 und 1829. „Gegien an Wiege und Sarg“ 1835. — „Das Evangelium St. Johannis in Liedern“ 1835. — „Der junge deutsche Michel“ 1843. — „Reinprüfche über Staat, Schule und Kirche“ 1846. — „Trostlieder“ 1851. — „Gesammelte Schriften“ in 5 Bänden, Frauenfeld 1853. I. Bd. Fabeln. II. Bd. Lieder. III. Bd. Ulrich Zwingli. IV. Bd. Ulrich von Hutten. V. Bd. Novellen.

A. E. Fröhlich ist vorzugsweise der Dichter der schweizerischen Restauration zu nennen. In dieser Periode empfing er seine theologische Bildung, die er in keinem seiner Schriftwerke verläugnet, denn seine Poesien neigen sich fast ausschließlich zum Didaktischen; in dieser Periode wurzelt seine Begeisterung für die patriotische Romantik, welche die Verherrlichung der alten Schweiz und ihrer Helden sich zum Gegenstande nimmt; aus dieser Zeit, ihren Bildungselementen und Gefühlswesen erklärt sich auch die von ihm nach einem kurzen radikalen Strohfeuer eingenommene Stellung zu der durch die Juli-Revolution veranlaßten politischen Umgestaltung seines engeren und weitern Vaterlandes.

Eine gesunde, von Haus aus auf die musikalische Empfindung gestellte, für das Erhabene eingenommene Natur, welcher als Würze eine starke Gabe satyrischen Salzes beigemischt ist, hat Fröhlich den befruchtenden Strom seines Geistes zunächst über das Gebiet des praktischen Lebens ergossen und dasselbe durch die Fabel erfrischt, geläutert und erheitert. In der Fabeldichtung, die freilich schon jenseits

der Marken des eigentlich Poetischen im Gebiete des Lehrhaften liegt, und wozu vor Allem ein klarer Verstand, ein geschärftes ethisches Gefühl für Recht und Sitte, ein offenes Auge für die kleinen Heimlichkeiten der Natur und des Thierlebens, sowie eine epigrammatisch gedrungene und doch schlichte und naive Schreibart verlangt wird, hat er, das Höchste geleistet und eine literarhistorische Bedeutung erlangt.

Bei Beurtheilung von Fröhlich's Erzeugnissen halten wir uns im Allgemeinen an die 1853 von ihm selbst gesammelten Schriften, indem der Dichter hier einerseits das Werthvollere zusammengebracht, anderseits weil er in der Art und Weise der Auswahl zum Voraus der Kritik einen Wink gegeben hat, daß er so und nicht anders angesehen und verstanden werden wolle. Wenden wir uns zunächst zu den Fabeln.

Die Vorzüge von Fröhlich's Fabeldichtung liegen darin, daß er nicht, wie die Früheren von Gottsched bis Pfeffel, von der Moral der Fabel sich leiten läßt, sondern von der Natur ausgeht und in einer sinnigen Belauschung derselben eine neue Welt von Stoffen gewinnt, die als Symbole der menschlichen Ideen und Grundsätze gelten können. Das Lehrhafte der Fabel erscheint hier nicht als ein ihr Auf- und Angeheftetes, die sittliche Beziehung liegt in der Handlung selber, in den von den betreffenden Naturwesen entlehnten Thatsachen. Dadurch gewinnt die Fabel an Wahrheit, wie an poetischem Werth. Dies ist wesentlich der Fall bei Fröhlich's ersten Fabeln. Ein frischer und freier, oft kecker Geist spricht sich in ihnen aus, der zunächst mehr die allgemein menschlichen Ideen und Situationen aufgreift, in gut gewählten originellen Vergleichen herausstellt und durch einen gefunden Humor, der das Böse eher für Thorheit als für Bosheit zu nehmen geneigt ist, eine treffende Wirkung erreicht. Der Styl ist körnig und gedungen, die Vergleichungspunkte springen ungezwungen und leicht hervor, die Motive sind einfach und von schlagender Wirkung. So wird erreicht, was von der Fabel gefordert werden muß: die Lieblichkeit und der Humor der Erzählung gewinnen unter der Hand ein Interesse für sich, einen selbständigen, von der Moral unabhängigen Werth; und eben dadurch, daß sie mit dem Lehrzwecke spielt, hebt sich die Fabel näher an die selbständige Poesie. (Vgl. Vischer, Aesthetik, III. Thl. S. 1466.)

Anders freilich verhält es sich mit den spätern Fabeln, welche auch in der Ausgabe von 1853 (I. Bb.) die Mehrzahl bilden, während die frühern nur theilweise und in Uebersetzung darin Aufnahme gefunden haben. Es tritt in denselben eine Abschwächung

des ursprünglich frischen Geistes, im Sinne der spätern Aenderung Fröhlich's in politischer und religiöser Hinsicht, zu Tage. Die Fabel geht hier entweder aus ihrer harmlosen Bahn heraus und nähert sich der Thiersage, worin die Gebrechen und Leidenschaften der Menschen durch die Anschauung des Dichters ein trüberes Gepräge erhalten und zur Satyre werden, welche aber an einer gewissen Verbissenheit, an einem bitteren Nachgeschmack der Selbsterfahrungen des Verfassers leidet; oder aber sie verläßt ihren eigentlichen Charakter und geht in die mit Naturgefühl getränkte Parabel über. Hier steht der Dichter nicht mehr auf dem Boden der Natur. Sie dient ihm nur als Folie, an welche er, oft recht gesucht das Fremdartigste anknüpft; sie ist ihm weiter Nichts mehr, als die Hülle des religiös=dogmatischen und moralischen Gedankens: der Dichter legt hinein, er legt die Natur nicht mehr aus. Diese spätern Fabeln zeigen nicht mehr die schlichte Dialektik des sittlichen Gedankens; sie sind geschmückter, blumiger, matter, sie leiden an verschränkten Wendungen des Satzes und der Vorstellungen, welche die Auffassung des Sinnes erschweren, an Breite in Folge zu viel Nachgebens an den Reim. Viele von ihnen sind gegen den Fortschritt, gegen freie Entwicklung und das Gebahren des bösen Zeitgeistes gerichtet. Dennoch sind auch sie reich an originellen, neu der Natur und dem Leben abgelauchten Zügen, während sie an poetischem Werth ungleich tiefer stehen.

Gehen wir von den auf der Gränze der Poesie stehenden „Fabeln“ zu den eigentlichen „Liedern“ Fröhlich's über, die er in Lieder aus den Jahreszeiten, heimatliche, gefellige und erzählende Lieder geschieden hat, so tritt uns das Naturell des Dichters und seiner Schöpfungen erst hier recht klar und bestimmt entgegen. In Fröhlich's Liedern ist sehr viel Stimmung und Empfindung; ihre Kürze und Durchsichtigkeit weist auf ein unablässiges Studium Göthe's hin. Seine Sprache geht in ihrem stolzen Rhythmus einen durchaus festen Gang; der darin ausgeprägte Grundgedanke wird immer in strengem Zuge und auch klar durchgeführt, soweit dies neben Anderm, das wir später berühren, möglich ist. Stellt man die Forderung auf, daß Alles in der Poesie stimmungsvoll sein muß, weil das Gefühl die lebendige Mitte des Geisteslebens ist und weil, was nicht empfunden ist, auch kein Leben, keine Wahrheit hat, so wäre Fröhlich nach dieser Seite hin seiner ganzen Anlage nach ein hochbegabter Poet zu nennen. Allein die spezifische Amtsthätigkeit des Dichters, die Zeitumstände und persönliche Erlebnisse haben in Verbindung mit dem vorherrschenden Charakter seiner künstlerischen Begabung das Ihrige gethan, um dieses bedeutende Talent von dem

Wege der reinen Kunstbestrebung abzulenken. Vor Allem ist die scharf ausgeprägte Weltanschauung des Dichters für die Wahl seiner Stoffe und ihrer Behandlung durchaus maßgebend geworden. Seine Stimmung ist nicht eine allgemein menschliche, sie ist eine spezifisch religiöse und christliche, und wenn er auch zunächst nur den ewigen Gehalt des Christenthums selber ausspricht, indem er sich dabei, ähnlich wie bei den Fabeln, an die Betrachtung des Naturlebens anlehnt, so wird ihm eben die Poesie nachgerade doch nur ein Mittel, die Religion zu erheben, was seiner ganzen Dichtungsweise einen auf das Ethische gerichteten, didaktischen und gewissermaßen hymnischen Charakter verleiht. Es läßt sich dies durch alle Gattungen seiner Lieder hindurch auf das Strengste nachweisen.

In seinen Liedern aus den Jahreszeiten verwendet er die Natur in ihren ewigen Rügen und Zeichen zu einer Symbolik der christlichen Ideen. Das Charakteristische, Geheimnißvolle, durch seine Unaussprechlichkeit Erfrißende und nur in höheren und unzulänglichen Metaphern Zusammenfassende steht ihm ferne; ihm, den häufig das elegische Gefühl der Vergänglichkeit beschleicht, thut es wohl, an den Blumen nicht bloß Duft und Pracht, sondern das gleiche Loos der Sterblichkeit wahrzunehmen (S. 52 „Mitgefühl“), obgleich ihr stilles Zusammenwohnen durch keine bewußte Todesfurcht getrübt ist („Frühlingsblumen“ S. 11); in der Natur ist für ihn kein Reid („Blumen und Blüthen“ S. 10) nur Gastfreundschaft und Liebe („Frühlingswanderungen“ S. 17). Unentzweit war die Schöpfung anfänglich (S. 60 „Verlorenes Paradies“); noch jetzt ist sie gegenüber des „Rablauf's Plage“ ein ewiger Sonntag (S. 7), ihr Gottesdienst ein anderer, als der matte Dualm und das leere Getöse in manchen katholischen Kirchen (S. 15 „Vor der Kirchentüre“) u. s. w. u. s. w. — Wir läugnen nicht, daß in einzelnen dieser Lieder das stete Hinein nach bewußt ausgesprochenen Parallelen in der Natur vor einer mehr intuitiven Behandlung zurücktritt, und daß gerade diese Erzeugnisse zu den schönsten Perlen unserer Literatur gehören; im Allgemeinen aber gibt Fröhlich selber in hinreichend deutlicher Weise an, wie er die Natur poetisch verwerthet habe, indem er S. 19 sagt:

Wem da reden Laub und Quell,
 Wer da kann mit Blumen beten,
 Dem alleine werden hell
 All die Sänger und Propheten.

Doch ist Wissen Stückwerk nur,
 Und die Sprachen werden enden:
 Tretet auf die heil'ge Flur,
 Gotteswort euch zuzuwenden!

Ja, es ist wahr, Fröhlich schreibt schöne und erhebende Gedanken ab aus der Natur, (lyrische Fabeln könnte man sie nennen) und

was er schreibt, hat er empfunden; aber nirgends ist er zur Darstellung des Charakteristischen und Individuellen durchgebrochen. Es sind meist nur die schon fertigen Gedanken der Dogmatik und der Moral, die er wiederfindet, die er, vermöge eines Bedürfnisses des Gemüthes wiederfinden will und muß, und die er sodann in idealistischer und optimistischer Naturbegeisterung zu einer christlichen Didaktik und Symbolik umgießt, welche (bei den poetischen Mitteln, die ihm zu Gebote und in innerer Verwandtschaft mit der Religion selber stehen) ihre Wirkung in den Kreisen, wo sie einheimisch wurden, gewiß nicht verfehlten, aber doch nach unserer Ansicht von dem wahren Ziele der Poesie abliegen.

Nicht minder als in den Naturliedern hat der Dichter im Vaterlandslied („heimatliche Lieder“) den Grundzug seines Wesens ausgeprägt. Ein theokratischer Schwung geht durch alle diese Gedichte; sie enthalten eine religiöse Verklärung und Verherrlichung der patriotischen Gefühle, wozu unser Bundeszeichen, das weiße Kreuz im rothen Feld, schon hinreichend Veranlassung bot. Innerer Wohlstand und steigende Bildung weckten nach längern Friedensjahren bei vielen Schweizern der Restaurationsperiode trotz mancher Wirren und Unordnung ein hohes Gefühl von Glück; aber die Lage des wie Kanaan zwischen mächtige Nationen eingezwängten, durch sie oft gedrückten und in sich noch nicht einigen Landes trieb den Sänger, das Volk auf höhere Sterne vertrauen zu lehren. In solcher Weise hat Fröhlich unbestreitbar einen großen Einfluß geübt auf das patriotische Bewußtsein. Er hat die Silberblicke unsers Volkslebens aus der Romantik seiner (durch Johannes v. Müller erzählten) alten Geschichte wie aus den begeistertsten Volksfesten der neuen Schweiz in sich aufgenommen; der Geist des Muthes, der Thatkraft, der Religion, der in unsern Vätern lebte, ist in seinen Liedern aufgegangen, mit einer Lebendigkeit und Bewegtheit im melodischen Fluß der Gefühle und Gedanken, welche die gesunde Kraft seines eigenen Gemüthes verrathen. Nachdem Lavater durch seine „Schweizerlieder“ früher auf die Nation mächtig und erhebend eingewirkt (sie blieben bis zur Revolution allgemeines Volksbuch,) war Fröhlich es, der den edlern Liberalismus, das aufwachende patriotische Streben der Dreißigerjahre mit hohen Ideen erfüllt und begeistert, aber freilich mittelbar auch Vielen zu einem schwärmerischen Vertrauen auf jenes „Schweizermaulhelbenthum“ verholfen hat, das an die Stelle der Wirklichkeit und der Gegenwart ein romantisches Vergnügen und Behagen an der Vergangenheit setzt, aber, weil es das Ideal für uns gleichsam kampflös hinstellte, hintendrein Rück-

ternheit und Ekel erregen mußte, sowie der bloße Schein und die Täuschung zu Tage traten! — Nach allem Bisherigen war Fröhlich der bedeutendste Dichter der Restaurationsperiode. Wie aber nach der französischen Juli-Revolution 1830 im Vaterlande der Radikalismus sich erhebt, so steht unser Sänger an der Grenze zweier Zeitalter, von denen ihm das alte nicht mehr behagt und das neue nicht verständlich genug zu werden vermag; damit sind die Konflikte und Verbitterungen seines spätern Lebens gegeben und wird das immer weitere Zurückgehen auf die kirchlich-theologische Richtung und die politische Satyre erklärt. Er konnte seinen Zeitgenossen nicht mehr gerecht werden, und die öffentliche Meinung, die mit Dichtern bisweilen viel sonderbarer umspringt, als mit andern Menschenkindern, vermochte es seither auch ihm gegenüber nicht. Nichts desto weniger sind Fröhlich's große Verdienste um das vaterländische Lied in vollem Maße anzuerkennen. Wie schon gesagt, verläugnet sich auch hier seine religiöse Grundanschauung nicht. Er faßte unsere Freiheit als „Evangelium“ auf („Die Flammen, die aus Zwingern steigen, verkünden um und um der Freiheit Evangelium“), er findet eine Beziehung zwischen den Hirten auf Bethlehems Flur und den Hirten, welche die ersten Freiheitskriege in unserm Vaterlande kämpften, (Zuerst ward in den Hirtenlanden sein göttliches Gebot verstanden“); die Berge sind ihm ein verklärt glühender „Priesterchor“, „die danken, wenn längst die Schatten sanken und wach sind vor Tag schon wieder“, u. s. w. Hierüber haben wir weiter Nichts zu sagen, als daß solche religiöse Vorstellungen und Bezüge im Vaterlandslied weit eher noch am Platze sind als anderswo, und sogar hier eine gewisse Berechtigung haben, da der Diamant schweizerischer Einheit und Verbrüderung und die Rettung unserer Freiheit allerdings nicht aus den chemischen Elementen entstanden ist, in welche man diesen edlen Stein nach der heutigen Schmelz- und Scheidekunst zerlegt, sondern mit aus einem guten Theil religiösen Glaubens und Biederkeit, welche dem heutigen klügeren Geschlechte stark abhanden gekommen sind! Der Ausblick zu Gott ist jedem lebenskräftigen, unverdorbenen Volk natürlich, und wo der Dichter in seinen Gesängen von den Schicksalen und dem Leben eines solchen Volkes redet, da wird es ihm erlaubt sein, an dessen höchste Güter zu erinnern. Ein Anderes ist es freilich, wenn diese Auffassung zur Manier wird, die alles Charakteristische und Individuelle erdrückt und endlich sich nur noch in der bloßen Phrase bewegt. Gedichte aber wie „Unsere Berge lügen über's ganze Land“, „Aus der Wolken höchstem Kranze,“ „Ein Tempel ein Gott“, „Wallfahrtslied“ (S. 92), „Kühdiger Manek“

(S. 113), „Der Berge Lauterkeit“ (S. 80), „Der Alpengarten“ (S. 115), „Volksgefang“ (S. 118), „Bilder der Eintracht“ (S. 121), „Der heilige Kreis“ und ähnliche werden für den Schweizer einen unvergänglichlichen Reiz bewahren und Fröhlich's Namen auch in der vaterländischen Lieberdichtung auf die Nachwelt bringen.

Die sogenannten „geselligen Lieder“ bringen das religiöse Moment wieder unter der Form einer Alles mit dem Ernste christlicher Reflexion überwuchernden Symbolik, die zu blaß und zu „westöstlich“ ist, als daß sie einen unmittelbaren Eindruck machen könnte. Wir halten diese Lieder nebst einem Theil der „erzählenden“ für die schwächsten; es fehlt ihnen die Farbe und überhaupt jede festere Zeichnung, die einfache Objektivität, die auch die Lyrik nicht entbehren kann. Der Dichter läßt sich zu stark gehen in unbedeutender gefühlvoller Betrachtung, die nur noch das Pathetische des Rhythmus für sich hat, um nicht in's Gewöhnliche zu fallen; die Empfindung wird durch die stereotypen Bilder und Wendungen zur Phrase; es ist die Lust zu reimen und künstlich zu reimen, die den größeren Antheil an der Produktion gewinnt. „Aufgeräumt“ halten wir für das beste Lied dieser Abtheilung, wobei wir es uns gerne gefallen lassen, daß der Dichter schließlich auch noch in schwerer Doppelsinnigkeit zur Aufgeräumtheit des Herzens im letzten Ständlein ermahnt.

Fröhlich's „erzählende Lieder“ besingen einerseits die gesunde, germanische Art und Sitte im Verhältniß zu der im Heidenthum verkommenen römischen Welt, das Heil im Christenthum, das wie ein breiter Lebensstrom durch unfruchtbare Wüsten ausgegossen ist, ferner das Gebet als die beste Waffe, den Sieg christlicher Tapferkeit, die Gewalt des Gotteswortes, der christlichen Beredsamkeit und Kunst, das allegorische Wunder und die eingetroffene Prophezeiung; anderseits zeigt er auch in den Motiven, die er dem vaterländischen Leben und der Geschichte entnommen hat, überall die Machterweisungen Gottes auf und gestaltet so seine Dichtung recht eigentlich zur Theodicee. Wie Keithard, so ist auch Fröhlich in der Wahl seiner Stoffe nicht glücklich. Er greift auf, was seiner Lieblingsmeinung zusagt; Manches davon aber ist einer poetischen Verklärung unwerth. Die größern, historischen Gesänge verrathen wohl durchgehends ein fleißiges Studium der Quellen und eine gute Benutzung derjenigen Motive, welche der besondern Art des Dichters leicht entgegenkamen. Aber aus ihnen spricht weniger die Poesie als die poetische Geschichtserzählung. Die Schilderung ist

überall zu breit, zu lyrisch, zu tonvoll und zu wortreich; es fehlt ihr an plastischer Kürze und Rundung. Die Poesie verliert sich so aus dem innern Leben des Stoffes zu sehr in den Rhythmus und den äußern Klang des Reims, womit der Dichter den Mangel einer anschauungsvollen, zeichnenden Phantasie zu ersetzen und zu verdecken sucht. Zu den bessern dieser „erzählenden Lieder“ gehören „der alte Schütze“, „Beethoven“, „Attila“, „der Wildheuer“, „der gute Gefelle“. Dagegen ist der Sänger in den Gedächtnen „die Schloßtrümmer von Kastlins“ und „Diebold Baselwind“ zum Knittelvers herabgestiegen und greift auch später nicht selten in eine wunderliche Romantik und in die Klosterlegende hinein, immer jedoch darauf Bedacht nehmend, dem undankbaren Stoff eine tiefere, lehrhafte Seite und eine Ermunterung zum Trost und zum Glauben abzugewinnen. Die Novellen und Erzählungen unsers Dichters stehen gegen seine Erzeugnisse in gebundener Rede zurück. Einerseits sind sie meist zu tendenziös, anderseits zu blaß, indem es dem Dichter nicht gelingt, seinen Gebilden farbiges Leben und naturwüchsige Realität einzuhauchen.

Nachdem wir die Dichtung Fröhlich's nach Stoff und Gehalt betrachtet, sind wir auf den Punkt gekommen, wo wir ihre besondere Art auch mit Rücksicht auf die künstlerische Auffassung, Behandlung, Form und Effekt noch tiefer als bisher aus der eigenthümlichen Anlage des Dichters erklären wollen. Fröhlich's religiöser Grundstimmung entsprechen auch die Mittel, die er zur Darstellung verwendet. Wie er nämlich arm ist an neuen, tiefen, aus dem Kampfe mit der realen Welt und Natur gezeugten Gedanken, weil ihm diese von Haus aus im Dogma, das er paraphrasirt, schlechthin gegeben sind, so ist er auch arm an Bildern. Nirgends ergeht er sich in kühnen Metaphern oder andern überraschenden Tropen; Fröhlich ist eine durchaus musikalisch-lyrisch gestimmte Natur, seine Phantasie ist anschauungslos, wie die Klopstock's; es fehlt ihr vor Allen das plastische Prinzip der Zeichnung. So konnte er von dieser Seite her nur selten zur Darstellung des Individuellen gelangen. Vielmehr, wie die Musik die Welt der Wirklichkeit nur noch in einer dürftigen Abreviatur in sich hineinnimmt, so läßt auch die musikalische Phantasie Fröhlich's den Boden des Realen unter sich hinschwinden; sie verallgemeinert die Begriffe („alibewegend, alibelebend, allblau, Allgewalt, allgrün, allwärts, allsolang“ u. s. w.); sie häuft aus denselben Grunde Worte, Begriffe, unfertige Bilder aneinander, die im Gedicht selber sich nicht zu organischem Leben einreihen; sie häuft, um einen materiellen Effekt zu gewinnen, Vor-

stellungen, die nicht leicht zu gleicher Zeit vollzogen werden können und ruft dadurch Schwulst und Verschwommenheit hervor (z. B. „Ein prangend-rauschend-grüner Wald“, oder „Die Welt ist Licht-Blumen-Fis und Bliß-erhell“) u. s. w.

Dagegen erreicht Fröhlich eine große Wirkung durch die ihm zu Gebote stehenden musikalischen Mittel, durch die Kraft seines aus der Tiefe des Gefühls strömenden Rhythmus und durch den Reim. Häufig läßt er den Reim die rhythmischen Reihen durchschneiden und zerfällt sie in mehrere Zeilen. Dadurch hat er eine Quelle der reichsten Mannigfaltigkeit im Strophenbau eröffnet. „In dieser Weise wird, wie Fischer schön sagt, der Reim eine neue Art poetischer Formbildung und erinnert an den gothischen Styl in der Architektur, welcher das geometrische Spiel der Stellungen, Umstellungen, des symmetrischen Gegenüber krystallinisch gebundener, aber ohne strengen Zusammenhang mit dem Struktiven in buntem Ornament schwelgenden Formen liebt.“ (Aesth. V. Bd. II. Abthl. 5. Hft. S. 1256.)

Und in der That, wie die Architektur des gothischen Stils und die alle Dissonanzen in eine schöne Harmonie auflösende klassische Musik vorzugsweise der Religion gedient haben, so sind es auch vorzugsweise diese beiden, welche, in den Verhältnissen des Rhythmus und im Reim zusammengefaßt und verschlungen, der religiös-idealistischen Dichtung Fröhlich's namentlich im Vaterlandslied, Bedeutung und Effect geben müssen. Die gesunde Romantik schweizerischer Vorzeit, in welcher wir die Anfänge der Eidgenossenschaft zu suchen haben, die schlichte Gottesfurcht, der waghalsige, todtverachtende Muth, die Eintracht, die republikanische Begeisterung u. s. w. haben in seinen vom Reim und der musikalischen Wirkung des Rhythmus beherrschten Liedern eine verstärkte Resonanz gefunden; die Harmonie, welche in der Form wiederklingt, hat sich auch auf den Stoff übertragen und so ertönt in diesen Gedichten ein tausendstimmiges, von Thal zu Thal wiederhallendes Echo von Vaterlands- liebe, republikanischer Größe und Einfachheit und Schlichtheit der Gesinnung. Das ist der poetische Reiz der Fröhlich'schen Dichtung überall, wo dieser Vorzug selber noch nicht in Manier umgeschlagen hat. Daß dies aber bei sehr vielen Erzeugnissen Fröhlich's der Fall ist, können wir nicht verhehlen. Vieles ist eben doch nur klangvoll gereimt, abgesehen von jenen unlauteu Reimen, falsch gemessenen Silben und oft unerträglichen Härten, in denen er das musikalische Prinzip seiner Kunst der Behaglichkeit oder dem Wortsinne geopfert hat.

Nach allem Bisherigen sollte man meinen, Fröhlich hätte das Zeug in sich gehabt, um ein klassischer religiöser Liederdichter

im eigentlichen Sinne des Wortes zu werden. Der Anschluß an's Dogma, die keusche Benutzung der poetischen Sprachmittel, die sich schämt, die Einfachheit und Ungeschminktheit des Gotteswortes zu übertreffen, die vorherrschend hymnische Stimmung, womit er stets sich dem Erhabenen zuwendet, seine Neigung zur Didaktik, das leicht emporgewandte, empfindungsvolle Gemüth waren wichtige Erfordernisse für jenen Zweck. Allein die nüchterne Verständigkeit, die sich schon in seinen frühesten ersten Fabeln kundgibt, scheint ihn weniger dem positiven Glaubensinhalt und den epischen Thatsachen des Christenthums, als ihrem geläuterten Prinzip im Reformationszeitalter und seinen Trägern („Zwingli“, „Hutten“) zuzelenkt zu haben, wobei er an das Dogma sich in den religiösen Liedern mehr anlehnt, als daß er es in seinem Mittelpunkt erfäßt und dargestellt hätte, während er die Helden der Reformationszeit nach seiner Art idealisirt und sie der Gegenwart mehr in einer poetischen Reimchronik als in wirklichen poetischen Kunstwerken vorführt. Es hindert uns dies nicht, anzuerkennen, daß die beiden großen epischen Gedichte „Zwingli“ und „Hutten“ von denen das erstere an Mängeln in der Komposition leidet, während Hutten durchsichtiger und frischer ist, voll sind von herrlichen Stellen ächter Poesie und daß sie eine Gewandtheit in der Handhabung der Sprache bekrunden, die uns für den Dichter mit Hochachtung erfüllen. Das „Evangelium Johannis in Liedern“ ist als matte Paraphrase spurlos vorübergegangen; dagegen sind die „Trostlieder“ vielfach gerühmt worden. Es ist wahr, es liegt etwas Gebiegenes, Klassisches in manchen Ansätzen derselben. Im Ganzen sind es Wurzeln des Gemüthes, die Stamm und Krone verloren haben und Blumen und Laub in's Moos treiben, um damit die große Wunde zu stopfen, die der Tod allem Lebendigen schlägt. Aber uns dünkt, daß dieser Kultus des Todes nicht tröste, einmal weil der einfache Trostgedanke mit zu viel Blumenwerk umgeben ist, und dann weil das schlichte Gefühl meist nicht gegen die Schnürbrust des künstlichen Harmonienfuges aufkömmt, der hier verwendet wird. Zu den einfachern und bessern Liedern dieser Art gehören: „Seliges Scheiden“, „Du lehrst mich sterben“, „Noch einmal wieder!“ „Ach es ist nicht mehr das Alte“ und „Freuet euch“. Nach Allem zu schließen liegt in unserm Dichter ein doppelter, ungelöster Konflikt vor, einerseits der zwischen dem positiven kirchlichen Dogma und der in seiner Natur tief begründeten natürlichen Theologie, andererseits der noch tiefer gehende Widerspruch zwischen der religiösen und der ästhetischen Weltanschauung überhaupt, den er sich nicht gründlich zu lösen vermochte. So blieb er halb auf dem Boden der Religion,

halb auf dem der Poesie stehen, indem er diese als Mittel brauchte, um jene zu heben, und jene als Stoff, um diese mit einem idealen Gehalt zu erfüllen. In der neuesten Zeit (in seinem „Calvin“) hat Fröhlich sich ganz der Verherrlichung der Kirche zugewendet. — Verruht nun die Poesie, wie alle Kunst, auf der ganzen, innerlich gesetzten Sinnlichkeit, d. h. der Einbildungskraft, und kann der volle Schein, d. h. das Schöne, nur in der Einbildungskraft des Zuhörers oder Lesers hervorgerufen werden, soll also der Dichter nicht bloße Töne und auch nicht bloße Gleichnisse, sondern innere Anschauungen, oder richtiger gesagt, eine ganze Anschauung geben (vgl. Vischer, Aesth. V. Bb.), so wird man sich gestehen müssen, daß Fröhlich sehr häufig bei der bloßen Stimmung zum Dichten stehen geblieben ist, daß er diese seine Stimmungspoesie erst als Stoff für eine wirklich künstlerische Gestaltung derselben hätte benutzen sollen, daß er zu viel musiziert und daß er die Wahrheit, „daß jede ächte Poesie vor Allem den Eindruck des tief Empfundnen machen muß,“ falsch und einseitig nimmt. „Ein Beispiel des musikalisch Nebelhaften,“ sagt der oben erwähnte, berühmte Kritiker, „sind die lyrischen Dichtungen Lied's; sie wirken, als hätte man zu starken Thee getrunken und befände sich in einer Ueberspannung aller Nerven, die der Seele eine unendliche Hebung ihrer Kräfte vorspiegelt, ein inneres Saufen, Summen und Weben, wobei schlechterdings Nichts zu denken ist und das etwa einem verworrenen Phantasiren auf dem Klavier gleicht.“ Fröhlich ist gesund; aber man kann doch viele seiner Lieder nicht lesen, ohne eine gewisse Leere, eine Art Betäubung und Schwindel zu fühlen, ähnlich wie in einem von Wehrauchdunst erfüllten Dom, wenn der majestätische Strom der Orgeltöne an den Seelen vorüberzieht und ihre Alltagsgefühle in seine brausenden Fluthen begräbt.

Aus dieser „generalisirenden Allgemeinheit des religiösen Idealismus,“ welcher den Charakter der Fröhlich'schen Dichtung ausmacht, mußte wieder einmal ein Schritt gethan werden in die farbige Natürlichkeit und plastische Verbtheit der vollen Lebenswahrheit hinein. Diesen Schritt machte Gottfried Keller, welcher insofern als Fröhlich's Antipode zu betrachten ist und mit Recht als das Haupt einer jungen Schule gilt, deren Hauptaufgabe es ist, wahres Leben in wahrer und vollendeter Charakteristik darzustellen. Daß Fröhlich dennoch ein Dichter ist, auf den die Schweiz stolz sein darf, dieses Bewußtsein muß erst in der Folgezeit noch stärker hervortreten, wenn die Härte des Urtheils über seine reaktionären Tendenzen sich gemildert haben wird, und wenn auch die Einseitigkeiten des poetischen Realis-

muß selber noch mehr an's Licht getreten sind. Die Aufgabe der Zukunft liegt in der Heilighaltung der Ideale und in ihrer künstlerischen Ausprägung mittelst eines charakteristischen Styls. Der einseitige Idealismus ist, wie Aristoteles treffend sagt, ein Rausch aus dem Becher der Unendlichkeit, während der einseitige Realismus zu einer Betäubung aus dem Strom der Natur wird. Die klare Lichtwelt der Ideen soll in der Kunst ebenso wenig durch die gesättigtere Farbe der Materie sich uns verdunkeln, als der Leib der Idee verkümmert und zum blutlosen Schatten herabgesetzt werden darf!

F a b e l n.

Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Groß zu thun, und zu verhüllen
Meiner Wünsche goldnen Schem,
Die allein mit Trost erfüllen?“

„Auch aus Gräften, sagt die Blüthe,
Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch, denn todte Schriften,
Sein Gedächtniß hier zu stiften.
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort!“

T u r n e n.

Schwing' mir die Duben und schwing' mir sie stark!
Ruft dem Winde der Wald;
Klagen sie gleich in müdem Gestöhn,
Daß mir nicht ab sobald.
Also nur wurzelt ihr Fuß, und mit Mark
Füllet sich Arm und Brust;

Und sie wachsen zu stolzen Höhen,
 Mir eine Herzenslust.
 Denn ich hasse die Zwergenart,
 So die sumpfige Kluff
 Fingewindelt vor Wetter bewahrt;
 Immer in Stubenluft
 Fahl und fahl in des Frühlings Saft
 Hat schon ein Lüftchen sie umgerafft."

Brausköpfe.

Es thun die jungen Bäume bald
 Gar stürmisch, kömmt der Wind in Wald;
 Sie schlagen Köpf an Köpfe hart,
 Auch Hand und Arm wird nicht gespart.
 Wann tiefer ihre Wurzeln gehen.
 Der Kopf geworden ist ein Haupt,
 Hält derlei Keiner mehr erlaubt:
 Sie bieten, bricht der Sturm in's Land,
 Einander dann wohl Arm und Hand,
 Um sicher, edel dazustehen.

Hang und Zwang.

Zu Nacht und Schacht beisammen lag
 Der Diamant und Kieselstein;
 Und auf des Bergmanns Hammerschlag
 Gab auch der Kiesel Funkenchein.
 Da sprach er zu dem Diamant:
 „Auch mir ist Farbenglanz und Tag;
 Ich bin dir gleich, nicht nur verwandt.“
 Der aber sagt: „Nur in der Noth
 Wird dir ein Fünklein blaßes Roth!
 Stets brennt des Edelsteines Pracht,
 Im Sonnenlicht und in der Nacht.“

Medres Toos.

Zu der niedern Trauerweide,
Grünend an dem klaren Bach,
Sagt die Pappel: „Wachs mir nach
Zu der Höhe stolzer Freude!“

Und die Weide sprach dawider:
„Pappel, neige dich hernieder
Zu des Baches frischen Wellen,
Wo mir solche Freuden quellen,
Die du droben nie genossen.
Schau', wie hier die Blumen sprossen,
Und die Sterne sich erhellen!“

Weltweisheit.

Zur Sonne sprach das Schattenzeit:
„Zeig' ich das Zeitmaß deiner Rund'
Dir nicht mit Zuverlässigkeit?“

„Hm“, sagt die Sonne, „manche Stund'
Ehst du mir immer noch nicht kund!
Doch gut ist's, daß den Herrn der Welt
Dein Zeiger nun in Ordnung hält;
Denn viele Jahre hat er mich
Den Weg geführt ohne dich!“

Die Geschliffnen.

Ob der Fels nicht aufwärts schwamm,
Doch dem Strom entgegenstemmt
Er sich fest, ein hoher Dam.

Ob die Fluth ihn überschwemmt,
Stürmend ihn belagert hält,
Grünt doch sicher auf den Warten
Ihm ein eigner, lust'ger Garten.

Aber Kiesel ungezählt
 Hat der Strom mit sich getrieben;
 Und es rollt das ganze Heer,
 All' sich gleich, und glatt gerieben,
 Unbekannt hinab in's Meer.

F ä u t e r u n g.

Vom Himmel quoll in reinem Strahl
 Der Strom des Lebens in das Thal,
 Des Himmels Glanz und Herrlichkeiten
 Durch alle Lande zu verbreiten.
 Doch wilde Bäch' und trübe Quellen
 Als Wegweiser sich gesellen,
 Anrathend jeder seine Art;
 Der schleichend und der ~~räsch~~ die Fahrt,
 Der braun, der Schwarz den Rock zur Reise;
 Und jeder bringt mit seiner Weise,
 Ein Strom sich wähnend, in die Geise.

Der Strom darob ward immer ~~trüber~~,
 Und stockte sumpfig, schwoll dann über;
 Es spiegelte sein Todesgrau
 Nicht Erden grün, nicht Himmelblau.

Doch wie er weiter hingeflossen,
 Thut wunderbare Kraft er kund:
 Was unrein sich ihm angeschlossen,
 Was nicht vom Himmel sich ergossen,
 Versinkt von selbst zum tiefen Grund.

Stets himmelvoller nun er walt,
 Und seiner Ruhe Allgewalt
 Verklärt der trübsten Flüsse Wuth
 Zu stiller, heller Segensfluth.

Die Jünglinge.

„Laß uns, sagt ein Bach zum andern,
Luftig in die Thäler wandern;
Blumenmatten, Wald und Vieher
Rufen uns zu sich hernieder!“

„Warte doch, sprach der Geselle;
Noch zu klein ist unsre Welle.
Du verlorest dich in Wälder
Auf dem breiten Sonnenfelde.
Birg dich vor den gier'gen Strahlen,
Stärke dich in Bergegründen;
Doppelt wirst du dann in Thalen
Freunden finden und verkünden!“

Doch, umsonst zurückgerufen,
Sprang von des Gebirges Stufen
Jener mit Gejauch' hinab
In sein Jugendfreunden-Grab.

Und der andre suchte Nahrung
In des tiefen Schachts Verwahrung.
Und es sprudelt seine Welle,
Jezo von des Verges Schwelle,
Heilsam jedem, der begegnet,
Alle segnend, allgesegnet.

Weltordnung.

„Schwing' mich auf zu deiner Wonne!
Ruht die Erde zu der Sonne,
Daß ich mit den Sternen allen
Ewig frühlingshell mag wallen.
Zittern siehst du mich in Stürmen,
Siehst die trümmervollen Klüften,
Fluren hier versengt zu Wüsten,

Fluthen dort erstarrt zu Thürmen ;
 Und du hörst rings ein Stöhnen
 Meine Freuden übertönen !“

Und die Sonne mild entgegnet:
 „Dennoch bist auch du gesegnet.
 Großes hast du schon errungen,
 Elemente, wild verschlungen,
 Aus dem Chaos losgeschieden.
 Wohl erkämpfst du dir noch Frieden,
 Doch der Himmel bleibt hier oben ;
 Denn es müssen Die danieden
 Ewig sehnen sich nach oben!

Col l h e i t.

„Mehr zu stieh'n als Bär und Panther,
 Lehrt der Wächterhund die Jungen,
 Ist für uns ein Unverwandter,
 Der, von Raserei durchdrungen,
 Gänzlich ausgeartet ist,
 Haus und Dienst und Pflicht vergift,
 Und die Treue nicht mehr kennt,
 Wüthig alles Land durchrennt;
 Und, was Gluthen Rührung heut,
 Selber auch das Wasser scheut,
 Tückisch Alle will verletzen
 Und in seine Wuth versetzen.
 Und fürwahr, schon, wen er rißt,
 Ist von seiner Bier erhitzt ! —
 Wie in sie gefahren, billt
 Selbst aus Hirten er ; — auch stilt
 Diesen Jammer nur der Tod.
 Darum stellt euch nicht entgegen,
 Weichet aus ab allen Wegen.
 Schrecklicher ist keine Noth,
 Denn wo so zu tollen Horben
 Ganze Heerden sind geworden.

Frömler.

Irriwische hielten ihr nächtlich's Stündchen
Auf der Heide, und ohne ein Sündchen
Tanzten sie betend wohl auf und ab,
Priesen auch: daß in so finstern Zeiten
Demuth allein die Erleuchtung hab',
Nichtigen Pfad die Welt zu leiten.

Aber die Sterne sangen herab:
„Wer, verirrt in erbunkeltem Thale,
Aufschaut zu den himmlischen Strahlen,
Die da brennen in ewiger Ruh',
Diesen führen wir aus den Qualen
Einem erfrisenden Morgen zu!“

Aber in Nacht bleibt Jeder versunken,
Welcher gefolgt, wo Neue gewunken!“

Verkehrung.

Die Wolke zerschlug das Aehrengesild,
Den Vogel der Luft und des Waldes Gewild.
Da blickte die Blume verwundet hinan,
Und klagte: „Was haben wir Uebels gethan?“

„Nichts, sagt die Wolke, mit thränendem Blick;
Ich wollt' euch ja werden ein gutes Geschick;
Ich wollt' euch erquicken mit frischem Thau,
Dich Aehrengesild, dich Blume der Au.
Da hat mir des tödtlichen Frostes Gewalt
Im Sturme die Tropfen zu Schlossen geballt!“

Der Große.

Siegreich stand die Sonne wieder
Und im Feind hielt sie danieder;

Doch der Nebel wand sich auf,
 Und er schreit mit Hornesfunkeln:
 „Jezo will ich dich verdunkeln,
 Und mit schweren Hagelwettern
 Deine Saaten niedererschmettern!“

Und die Sonne sagt darauf:
 „Muthig denn, erkämpf' die Schande
 Und verheere meine Lande.
 Mich bewegst du keinen Schritt;
 Dich vernichtest du damit;
 Und ich will mit neuen Lenzen
 Gwig diese Erde kränzen!“

Das Manthier.

„Das Manthier ist uns Feind aus Reide,
 So spricht der Bär; es hält die Weide
 Und allen Honig ringsherum
 Für sein ausschließlich Eigenthum.
 Aufrecht wie er kann ich auch stehen,
 Auch ich wie er zweibeinig gehen.
 Man sollte des ihn doch bedenken,
 Er zähle zu den Waldbeuten,
 Nicht soll' er Seinesgleichen hassen,
 Und leben heiß' — auch leben lassen.“

„Wohl zählet er zum Waldgeschlechte,
 Sagt drauf der Fuchs; doch sondre Rechte
 Spricht an er, weil an Macht und List
 Der Thiere Inbegriff er ist.
 Aus Blick und Stimme und Begier
 Spricht Wolf und Luchs und Pantherthier,
 Du siehst mit Säuen ihn weiteifern,
 Wie gift'ge Schlangen zischen, geifern,
 Und nichts ist, wess er uns beschuldigt,
 Dem er nicht selber mehr noch huldigt.“

„Doch, — spricht die **Nachtigall** hernieder, —
Die **Schäfrinn** dorten singet Lieder:
Ich **schweige** still und lausche ihr
Gefühl und **Waldung** lauscht mit mir.“

Selbstvergötterung.

„O, sagt der **Hund**, wie ganz verkehrt:
Dem **Mannthier** wird als **Gott** verehrt
Der **Affe** und das **Krokodil**,
Und **Beide** schaden ihm so viel!
Und **hohe** Tempel sind erbaut
Und eignen **Priestern** anvertraut;
Sie bringen **reiche** Opfer dar
Dem **Scheusal** auf dem **Hochaltar**,
Und halten **Haine** unverletzt,
Darin sich das **Affenwolf** ergetzt,
Und **Leiche** sind in ihrer **Hut**,
Darinn der **Krokodile** Brut.
Wie ist die **Welt** so ganz verkehrt,
Daß sie das **Scheusal** göttlich ehrt
Statt **Milde**, **Kunst** und **Treu** und **Fleiß**?“

Erwidert wurde: „**Solcher** **Weis**
Verehrt das **Mannthier** sich, so viel
Es selber **Aff** und **Krokodil**!“

Bellen lassen.

Der **Budel** blickt zum **Mond** und spricht:
„Du **verdrücklich** **Ange**sicht,
Du bist denn doch die **Sonne** nicht;
Und nimmst **heraus** so viel dir doch,
Und stellst dich vor der **Sterne** **Her**,
Und ihrer **viele** glänzen mehr
Und **feuertig** und sind **höher** noch;

Du blaß und unſät alle Zeit,
 Ein Bild der Unbeſtändigkeit!
 So blüht der Pudelhund und ſpricht;
 Und leuchten läßt der Mond ſein Licht.

Nicht verſpielt geben.

Selbſt in Lämmergeiers Krallen
 Läßt der Fuchs den Muth nicht fallen,
 Und er weiſt den Hals zu wenden,
 Und durchbeißt des Geiers Kragen. —
 Alsobald in ſeinen Lenden
 Rührt der Gänge Griff er minder,
 Matter wird der Flügel Schlagen.
 Jetzt, damit er falle linder,
 Kann im Sturz er noch ſich kehren;
 Unter ihm zerſchellt der Geier.
 So nicht ſchmerzen ihn die Wunden,
 Als ihn freu'n die Siegesehren,
 Daß er einen Lämmergeier
 Selbſt in Lüſten überwunden.

Die Hinfanſten.

Die Wölfe künden ringsherum
 Ihr Freiheit-Evangelium,
 Und wohl am allerliebſten würben
 Sie's predigen in Lämmer-Hürden.
 Doch Redefreiheit iſt beſchränkt
 Vom Vorſtand, ſo die Herden lenkt,
 Der öffnet Wölfen nicht die Schranken,
 Selbſt zu verkünden Wolfsgebanken.
 Die Wölfe denken: „Lamm und Rind
 Und Ziegen wären zwar geſchwind
 Und ganz vortrefſlich zu beſehren,
 Doch ſchwer ſind Siere zu beſehren.“

Wir woll'n zum Sumpf im Wald hinstechen,
 Wo Lager hält das wilde Schwein.
 Vielleicht ist dort mit klugen Sinnen
 Ein zarter Frischling zu gewinnen;
 Denn jeder Unterweisungs-Plan
 Fängt bei der zarten Jugend an." —
 Doch wie am Sumpfe sie erscheinen,
 Umschließt das Gervolk die Kleinen,
 Und drohen mit dem scharfen Zahn.
 „Wir wollen euch in Minne nah'n,“
 Ruft ihnen zu der Wölfe Leiter;
 Wir sind nur freien Sinns Verbreiter,
 Und ihr auch seid so frei wie wir.
 Was wollt ihr denn für Andre hier
 In diesen ungefunden Sümpfen
 Stets Wache stehn in nassen Strümpfen?“
 Sie sagen: „Euern Unterricht
 Abwehren, ist uns Eternspflicht.“ —
 Da heben an die Wölfe ein Wüthen:
 „Ihr Gichelfresser, die nur hüten
 Des Sumpfes, und in Mist und Moor
 Gebadet rein seid wie zuvor,
 Ihr Wüthler in Gefild und Forsten,
 Ihr gartig Volk in rauhen Bergen“ —
 „Und dennoch wachen treu wir hie
 Vor Ueberfällen, sagen sie;
 Und wären euch nicht unwillkommen,
 Wenn wir euch ließen an uns kommen.

Eins für's Andre.

„Jeho, sagen Wölfe sich,
 Denen stets die Gams' entwich, —
 Wird die ganze Heerd' uns eigen,
 Die sich dort im Grünen zeigen.
 Weltend unverwandbt im Klee
 Werken nicht sie, daß der Schnee

Wer wird im Sonnenschein;
 Und sinken sie hinein.
 „Und dran!“ — der Wemsen Schaar
 Sieht von Ferne die Gefahr
 Und enteilt den Schnee hinauf;
 Doch er hemmet ihren Lauf.
 Sieh', da steht die erst' und zweite,
 Ueber sie setzt weg die dritte,
 Bleibt dann steh'n, und also reiht
 Sich die Schaar zum festen Dritte:
 Auf den andern springt hinan
 Jede und steht vornen an;
 Daß sie so mit eignen Rücken
 Schnell das Schneefeld überbrücken
 Und entgehn der Feinde hier.
 Diese schrei'n: „So waret ihr
 Immer voll der schlimmsten Lügen.“

Die Höhe der Zeit.

„Keiner von euch thront höher, denn ich,
 Spricht zu den Thieren der Lämmergeier;
 Sehet mein Schloß, wie erhebet es sich
 Ueber die Wolken; und keiner ist freier.
 Weit hin beherrscht ich das ganze Thal,
 Schieße hinunter kein Wetterstrahl.
 Schwinge mich auf mit der Beute in's Schloß,
 Wo mich erreicht kein Feindlich Geschloß,
 Wo mich nicht rühret die Wittern und Klagen,
 Wie sich mir nahet ein Färchten und Jagen;
 Denn in der höheren Welt wird das Herr
 Selber Granit und gehärtetes Erz,
 Unüberwindlich vom Wetter umtost,
 Unüberwindlich im grimmigsten Frost.
 Also mein Leben und Schweben; — erspähen
 Kann ich vom fernsten; was will mir entgehen?
 Ueber das Mannthier hinaus bin ich weit,
 Das sich nun rühmet der Höhe der Zeit.“

Diebstahl jedes Eigenthum.

Der alte Fuchs lehrt rings herum:
 „Diebstahl ist jedes Eigenthum.“
 Der junge aber frägt: „warum
 Denn haben wir ein eigen Haus
 Und lassen uns nicht jagen drauß?
 Und bringen Gutes, Huhn und Fisch
 Und Trauben, Obst und Honigsaft,
 Und was man heißt Errungenschaft,
 Das Alles auf den eignen Tisch?
 Und heißen, was um's Haus herum
 Und drinnen, -- unser Eigenthum?“

„Mein Sohn, von Füchsen ward gelehrt:
 Wie unnatürlich und verkehrt
 Und unnütz sei gehäufes Gut,
 Wie schädlich Reicher Uebermuth;
 Und wie im Waldland Alles gleich
 Und frei soll sein, nicht arm noch reich:
 Das Korn dem Hamster nicht allein,
 Das Obst nicht nur dem Dachs und Schwein,
 Der Honig nicht den Bienen nur,
 Nicht nur dem Wolf das Lamme der Flur,
 Und daß der Vogel und das Thier
 Nicht Raub und Mord und Wunden sei,
 Und daß das Manthier, welches so
 Sein will nur für sich selber froh,
 Und anmaßlich die ganze Welt
 Ausschließlich für sein Erbtheil hält,
 So viel es auch für Freiheit sticht,
 Doch der Gemeinschaft widerspricht.
 Er macht sich Alles unterthan:
 Hind, Roß und Schaf und Huhn und Hahn;
 Den Fischeich und den Taubenschlag
 Umschließt mit Mauer er und Hag;
 Was irgendwie ihm Nutzen bringt,
 Und Flossen oder Flügel schwingt,

**Und blüht und reift in Saft und Duft,
 heißt sein in Erd' und Meer und Luft.
 So nah verwandt -- auch uns fogar,
 Uns nennt er fein mit Haut und Haar,
 Legt Strick und Fellen uns vor's Thor,
 Und zieht das Fell uns über's Ohr.
 Er ist der Ur- und Erz-Despot,
 Dem Widerstand der Ahn schon bot,
 Und gegen ihn zum Kriege bracht'
 Des Waldgebietes ganze Macht.
 Und ich auch prebige darum:
 Diebstahl ist jedes Eigenthum.
 Drum brechen Wolf und Bär und Schwein
 In Hürden ihm und Felder ein.
Gestoh'nes hol' auch ich heraus
Vom Taubenschlag und Hühnerhaus,
Vom Karpfenteich und Bienenstand,
Vom Weinberg, Obst- und Gartenland.
 Und also stellen rings umher
 Die Ordnung der Natur wir her,
 Wo **Allen** Alles ist, und voll
 Des Besten Jeder werden soll.**

Und diese Wahrheit machte kund
 Der Fuchs zuerst und aus dem Grund.
 Und des zum Danke wohnen wir
 In einem eignen Hause hier,
 Und hat kein Anderer ein Recht
 Auf Has' und Huhn und Krebs und Hecht
 Und Ei und Honig, Obst und Wein
 In unserm Park, denn wir allein;
 Denn was man frei den Ahnen gab,
 Hat sich ererbt auf uns herab,
 Und ist ein wohlverdienter Lohn
 Und nicht ein Vorrecht, lieber Sohn!"

Änderung vor dem Tod.

Früh und spät im Feld und Holze
Sammelt Müß' der hagestolze
Hamster, und Frau Nachtigall
Sagt ihm: „Ach wie ängstlich seid
Ihr auf so entlegne Zeit!
Und was nützt der Vorrath all?
Nurzig könnt Ihr's nicht verzehren:
Andre wollt Ihr nicht ernähren,
Kaum Euch selber was gewähren.
Und das Sammeln macht Euch murrig
Und das stete Wachen knurrig.
Mich hingegen hört Ihr singen,
Selbst wenn Sorgen mich umringen;
Denn in meiner Kinderschar
Werd' ich jünger Jahr für Jahr.“

„Frau, laß sie das Scherzen bleiben
Sagt der Hamster; aus Erbarmen
Hab' ich längst im Sinn, auch Armen
Meiner Zeit, was zu verschreiben.“

Und die Nachtigall entgegnet:
„O, Verbannter, seid gesegnet.
Seid ein Beispiel unsrer Jugend!
Es ist wahrlich große Tugend,
Dann den Reichtum zu vergaben,
Wann man ihn nicht mehr kann haben!“

Die Windfahne.

Die Wetterfahne schreit im Sturm
Und kündigt ihr Lob vom Thurm;
„Besonders lügt zum Himmel dort
Der Blitzableiter immerfort.
Ich übersehe rings das Land

Vom Alpen- bis zum Meeres-Rand,
 Und kann so auch Jahr aus und ein
 Das Wetter pünktlich prophezeien.
 Wenn heut die Luft von Morgen weht,
 So hab' ich schon den Kopf gedreht
 Gen Abend, ob ich Witterung find'
 Etwa von einem Regenwind.
 Und kömmt er auch vom Seitenthal,
 Ich merk es gleich und jedes Mal,
 Und wenn er noch so leise haucht; —
 Welt, was das eine Nase braucht!
 Und sintemal denn alle Wind'
 Mir lieb und allen nützlich sind,
 So schwing' ich jedem meine Jahr'
 Und künd' ihn mit Trompeten an.
 Und das ist mir die liebste Stund',
 Wann alle wirbeln in der Rund',
 Und ich von Herzen jedem dann
 Posaunen und trompeten kann."

Wie so die Wetterfahne thut,
 Lockt sie heran des Wetters Gluth.

Vom Hause hielt, so stumm er war,
 Der Blitzableiter die Gefahr.

Die Sausten.

Des Morgennebels Wölklein sprach
 Zu dem im Sturz ergrimnten Bach:
 „Du bist ja nicht derselbe mehr!
 Dort oben gingst du so gemach
 Und still durch's Blumenfeld einher.
 Du solltest deine Kraft bezwingen,
 So nicht in Zorn dich lassen bring!"

Doch als am Abend bliseschwer
 Der Nebel kehrte wieder her,

Und über die erlitt'ne Gluth
Laut donnernd aussprach seine Wuth;
Da sagt der Fuch: „Si, ei, wie mild
Begrüßest du dein Lenzgesild!
Sieh' nun, daß auch ein sanft Gemüth
Durch Unbill tief in Zorn erglüht.“

Der beneidete Teufel.

Der Wolf lag hungrig bei der Brut,
Denn stark war heut' der Heerde Huf.
Da schießt der Lämmergeier her
Und — fort ist gleich die Beute schwer.

„O wie ist der beneidenswerth,
Sagt da der Wolf, was er begehrt,
Das beste Lämmchen, so er wehrt,
Holt er sich aus der Hunde Kreis,
Und läßt sie bellen, auch ihr Schreien
Dringt nicht hinauf zu seinem Stein.
Weit über List und Hinterhalt
Weht doch die offene Gewalt!
Auch packt so fest sein Schnabel an;
Nie wankt und fällt ihm aus ein Zahn.
Mit Flügel als mit Armen schlägt,
Er was noch unter'm Fuß sich regt,
Und der mit seiner Kraft und Wehr
Wie unvergleichlich ist auch er:
Von Stahl die Krallen scharf und lang
Sind Messer ihm zugleich und Zang.
Und Aug und Ohr und Witterung,
Des Sturzes Wucht, des Fluges Schwung,
Dazu die schreckliche Gestalt
Und unbezwingliche Gewalt:
In Wahrheit, ein halber Teufel nur
Ist gegen ihn die Wolfsnatur;
Er stirzt, ein Wolf der Lust, elender,

Der ganze Teufel ist nur er;
 Und daß ich so ein Geier wär'."

Listen fristen.

„Fuchs, sagt der Wolf, ich bin vertrieben,
 Wo du noch immerfort geduldet;
 Und wo ich irgend was verschuldet,
 Da bist du nicht zurückgeblieben,
 Und wo ich mir ein Lamm erlaube,
 Erlaubst du Fisch dir, Huhn und Taube.“

„Du lebst von off'nem Straßenraube,
 Versetzt der Fuchs; und der Gewalt
 Hast mit Gewalt du Troß geboten
 Und wardest an Kräften überboten.
 Ich aber hab' im Hinterhalt
 Für Listen neue List erfunden
 Und bin noch stets unüberwunden.
 Denn gar zu einfach ist Gewalt,
 List aber endlos mannigfalt.“

Scheinholz.

Faul'es Holz in Waldesnacht
 Hat im Dickicht etwas Schein.
 Man sagt der Walbgemein:
 „Habt in Ehrfurcht dessen Aht,
 Nie erlischt des Holzes Gluth,
 Und wir stehn in seiner Hut!“

Affen scheint es ungeheuer,
 Daß so kalt sei dieses Feuer;
 Selbst die Tiger und die Leuen,
 Welche jedes Feuer scheuen,
 Wandelt solch ein Schrecken an,
 Wann sie diesem Zauber nah'n.

Faules Holz steht weit und breit
Im Geruch der Heiligkeit.

Stilleben.

Das Bächlein singt so vor sich hin:
„Ich habe gleich vergnügten Sinn,
Und wenn ich auch ein Strom nicht bin,
Der siegreich Felsgebirge zwingt,
Der hundert Landen Segen bringt,
Und dem des Ruhmes Lied erklingt.
Der Welt Getümmel stört mich nicht,
Der Wettersturm empört mich nicht,
Und Ruhm und Glanz bethört mich nicht.
Ich gehe langsam meinen Schritt,
Und Glück und Ruhe wandeln mit,
Das Thälchen grünt von meinem Tritt;
Ein Blümchen hier, das zu mir winkt
Ein Lamm, das aus der Hand mir trinkt,
Ein Sternlein dort, das nieder blinkt!
Die Vögelin mußjieren mir,
Und mit einander singen wir:
O blieb' ich, Thälchen, stets bei dir!“

Frühes Scheiden.

Der Weizen senket schon das Haupt;
Der Tod ist da, bevor man's glaubt;
Dem Weizen thut das Scheiden weh
Kings vom erblühten Wein und Klee.
„Doch, denkt er, wenn auch flüchtig gleich,
Die Lebensstund' genöß ich reich,
Umwehet einen Frühling lang
Von Thau und Duft und Blust und Sang.
Im Frühling lebt' ich immerdar,
Im Frühling ist gebleicht mein Haar,

Zum reichsten Herbst schau' ich hinab,
Nicht freud- und trostlos in mein Grab!"

Hamsterandacht.

Nach dem Schmause lag der Hamster
In der Thür' an warmer Sonne,
Denkend in des Reichthums Wonne:
„Froh lügt man aus vollem Haus
In die Bettelwelt hinaus.
Es kann doch nichts Ebler's geben
Als mein sorgenloses Leben!
Aber ach — bei den Genüssen
Seinen Geist aufgeben müssen!" —

Lieder und Bilder aus den Jahreszeiten.

Im Herbst.

Zu deinen Sommer tret' ich ein,
Du grün bemooster Tannenwald,
Da spielt noch der Sonnenschein
Und blüht noch Leben mannigfalt,
Und draußen liegen Feld und Rain
Schon abgelaubt und fahl und kalt.
Zu einem Tempel tret' ich ein,
Da prangt manch Bild in Wohlgestalt,
Und alles athmet mild und rein;
Und draußen ist's so fahl und kalt.

Stromesfrische.

O du Strom in vollem Glanze,
O du Zug in vollem Tanze,
Trägst den Himmel durch das Land,

Alte Berge schau'n hernieder,
 Du verjüngst sie immerhin;
 Menschen geh'n und kehren wieder
 Eets verjüngst du Blick und Sinn!

Neues Lesebuch.

Vieder schallen uns entgegen,
 Bilder glänzen allerwegen,
 Fabeln an Gehäg' und Bächen,
 Gold'ne Sprüch' in Saatenfläcken,
 Märchen in den Wäldern innen,
 Auf der Wolken Silberzinnen;
 Und im Strom vorübergleiten
 Große Thaten großer Zeiten:
 Alles steht in's Buch getragen,
 Das der Frühling aufgeschlagen.

Redender Stein.

Des Berges Fels so kahl und kalt
 Erglüht im Frühlings-Abendstrahl
 Und feurig roth schaut er zu Thal
 Und rufet: „Wie, ihr bleibet kalt,
 In denen warmes Blut doch wallt,
 Für die des Maies Pracht doch blüht
 Und Wolke, Firn und Stern erglüht?“

Sonnenstreif.

Ob dem Thale liegen Schatten,
 Desto grüner aus den Matten
 Glänzt der einzige Sonnenstrahl,
 Und das Wieschen ist ein Garten,
 Den wir nicht einmal gewahrten
 Bei dem vollen Glanz im Thal.

Reichtum.

Auch ich besitz' ein großes Gut
 In purem Gold und Edelsteinen,
 Das Gold in reiner Feuergluth,
 So weit des Himmels Rötthen scheinen,
 Und Edelstein vom hellsten Thau
 Im Fluß und auf der Blumenau'.

So wohn' ich auch im größten Haus,
 Geschmückt mit allen Herrlichkeiten;
 Die Teppich' legen selbst sich aus
 Und Wohlgerüche sich verbreiten
 Durch Säulenhallen sonder Zahl,
 Eil' und Gemäcker jeder Wahl.

Und Silber stehen eine Welt,
 Ich kann sie g'nug nicht sehn, noch preisen,
 Und Lieder schallen ungezählt
 Und stets beleben mich die Weisen,
 Das Fest zu feiern still erfreut,
 Das mir sich jeden Tag erneut.

Heimathliche Lieder.

Lobgesang.

Aus der Wolken höchstem Kranze,
 Von der Firm' im Feuerglanze
 Schaut uns der Allmächt'ge an;
 Und wir fühlen aller Enden
 In den großen Alpgeländen
 Uns den Allerhabnen nah'n.
 In des Bach's, der Gletscher Halle,
 In der Schneekauimen Falle
 Stimmen Felsenwiderhülle
 Ihres Preises Lieder an.

Von den Matten, von den Fliesen
 Grünen, duften uns und blühen
 Seine Lieb' und Huld empor;
 Blumenkelche läßt er quellen
 Von des Felbes Nehrenwellen
 Bis zur Schwel' am Eijesthor.
 Dorten sprudeln voller Wonnen,
 Allenug, aus reinsten Bronnen
 Ewig reich, wie sie begonnen,
 Seines Urquells Ström' hervor.

Wo die frischen Wasser schäumen,
 Unter Friedensschattenbäumen
 Wird des Volkes Freude laut,
 Wann zum König, zum Behüter,
 Zu dem Spender aller Güter,
 Wann's nach dir, o Vater, schaut.
 Und ein Loben wird erhoben:
 Daß auf deinen Bergen oben,
 Rein von Licht und Luft umwoben
 Freies Land du uns vertraut.

Und wann Sonntagsglocken schallen
 Aufwärts von den Gründen allen
 Und herab von Bergeswand;
 Und wir Christenbrüder treten,
 Einen Vater anzubeten,
 Allzusammen Hand in Hand,
 Schwingt sich auf ein Freudenrufen:
 Thale, die sich Freiheit schufen,
 Freie Berge sind die Stufen
 In des Himmels Friedensland.

Volksgesang.

Leben ist ein hell Erklingen
 Ob dem stillen Todtenreich;
 Wie die Lüfte sich erschwingen,

Daß die Seeswogen klingen,
 Rauschen Feld und Wald zugleich.
 Wo die tausend Bäche tönen,
 Gletscher ab den Firsten dröhnen,
 In den Thälern ehoreich
 Muß den Klang Gesang verschönen.

Wann die Matten sich entfalten
 In der freien Maienzeit,
 Stum' und Blatt sich wohlgestalten,
 Hören alle Räume walten
 Neuen Lebens Lieberstreit.
 Wo in's frische Grün der Weiden
 Sich die Siegesfelder kleiden,
 Kündet Sangesherrlichkeit
 Kühn und reich des Landes Freuden.

Wohlklang lebt, wo sich ergießen
 Seel' in Seelen, Tön' in Tön',
 Daß die Lieder hoch ersprießen,
 Wenn sich brüderlich umschließen
 Freier Ahnen Alpenöhn';
 Und zum Tiefen stimmt das Hohe,
 Zu dem Leisen laut das Frohe,
 Und es spiegeln doppelt schön
 Sangeswellen Liebeslohe.

An des Stromes hohem Gange
 Schwillt die muthersfüllte Brust;
 Wie der Ahn im Schwerterklange
 Werden wir im Friedensfange
 Der vereinten Kraft bewußt.
 Also wird des Volkes Singen
 Mächtig in die Herzen bringen
 Und empor zu Himmelsluft
 Aus dem Reich des Todes schwingen.

Wallfahrtslied.

Frommer Sinn
 Zieht uns hin
 In des Landes Heiligthümer,
 In die stillen Siegskapellen,
 An geweihte Seeswellen,
 Auf der Bergen letzte Trümmer;
 Und wir bringen Dank und Ruhm
 Dort dem Schweizerhelbenthum.

Rein in Muth
 Klamm't der Muth,
 Wandeln wir in diesen Gründen,
 Wo die heiligen Gestalten,
 Siegeszüge unsrer Alten,
 Rings begegnen und verkünden:
 „Ehne, wäret, stark und gut,
 Eurem Stamme freies Blut!“

Und befreit,
 Gott geweiht
 Wie an Stätten ew'ger Gnade,
 Kommen wir aus Alpenmatten,
 Keinen Lüften, grünen Schatten,
 Auf der Freiheit Segenspfade!
 Und des heil'gen Landes Glück
 Bringen wir mit uns zurück.

Der Berge Lauterkeit.

Augen leuchten, wo das Feuer
 Unsrer Berge sich erfacht;
 Hohes nur und was uns theuer,
 Leuchtet unsrer Berge Pracht.
 Friede, Freude,
 Strahlt die Weide.

Lauterkeit Krystall und Eis,
Lauterkeit der Alpen Kreis.

Lauter wallt des Berges Quelle,
Lauter spiegelt sich der Schnee
Und des blauen Himmels Helle
Kings im lautern Strom und See.
Nebel zogen
Und entflohen:
Lauter wird das Herz und weit
Vor der Berge Lauterkeit.

In dem Aug' erstrahlt auf's neue
Edler Aghen holdes Bild,
Ehrenreinheit, laute Treue,
Ernst und Kraft, so stark als mild;
Und hernieder
Tönt es wieder:
Lauter laßt die Herzen sein,
Lauter wie der Alpen Schein!

Trübe Geister die bestreitet
Und den Geist betrübet nicht;
Was auch leuchte, — doch verbreitet
Lauterkeit das schönste Licht.
Berge strahlen
Her zu Lhalen,
Daß auch diese wiederum
Estrahlen zu des höchsten Ruhm.

Der Alpengarten

Ein Garten blüht hieoben
Er ist fürwahr zu loben,
Und ob viel andern schön:
Die Heerdenglocken klingen,
Die Hirtenhörner singen
Ab seinen Blumenhö'n.

Des Schlosses Zinnen schauen
 Zu Fernen aus dem Blauen
 In Alpenrosen-Bluth,
 Wo hoch sie oben funkeln,
 Wo tief, wo Seen dunkeln,
 Wird rosenhell die Bluth.

Und unter Regenbogen
 Wie springen Wasserwogen
 Aus dem krystall'nen Thor!
 Die Felsenhallen schallen
 Und Hain und Ager wallen
 Bei ihrem Klang empor.

Einjt wachte diesem Garten
 Mehr als die Felsenwarten
 Ein hohes Helbenthum;
 Da sproßten Kränze grüner,
 Und Lieder klangen kühner
 Zu großer Thaten Ruhm.

Und singen wir die Lieder
 Zu neuen Weisen wieder,
 Das klingt dem Garten gut;
 Wenn sie in Eintracht tönen,
 Will er sich noch verschöner,
 Und bleibt in sicherer Hut.

Bilder der Eintracht.

Allwärts treu als Stammgenossen
 Halten sich die Berg' umschlossen;
 Hochgebrüstet,
 Wohlgerüstet
 Steh'n die Helben in der Rund':
 Kräftig ist der Schweizerbund.

Thale sich an Thale neigen,
 Pfade über Firnen steigen;
 „Seid willkommen,
 Gott willkommen!“
 Grüßt Geläut' aus jedem Grund:
 Friedsam ist der Schweizerbund.

Bäch' und Ström' entgegenwallen
 Sich in hellem Jubelschallen,
 Einig schreitend,
 Glanz verbreitend,
 Thun sie Glück der Eintracht kund:
 Heilvoll ist der Schweizerbund.

Rüdiger Manesß.

Rüdiger heißt Ruhmeslanze,
 Ruhm und Sieg erwarb Manesß;
 Noch erklingt seine Nam: desß
 Zu des Ritterthumes Glanze.
 Wie der tapfern Waffen Schall,
 Pries er hoch der Harfen Klänge;
 Der Manessen Lieder-Menge
 Ist gerühmt noch überall.

Also blieb auch unverklungen,
 Wie er gegen Uebermacht
 Seiner Bürger Muth erfacht
 Und, umringt, sie losgerungen;
 Und beredt durch seinen Mund,
 Während Brun nach Oestreich schielte
 Und sich Allgewalt erzielte,
 Zürich trat zum Schweizerbund.

Echter Ritterehre eigen
 War ihm Bürgerehre Pflicht:
 Echter Hoheit Lust und Licht
 Ist, sich hochgestimmt erzeigen.

Und der Hochgeborne pries,
 Wie er gern auf Höhen wohnte,
 Hohes, wie's im Liebe thronte,
 Herzerhebend sich erwies.

O Manek, in deinen Hallen,
 Wie der See herauf gelacht,
 Sahest du des Liebes Pracht,
 Lenz im Lenz, vorüberwallen.
 Und des Feste's Becher klang,
 Brachten, froh wie Vögel reisen,
 Neue Sänger neue Weisen,
 Wolframs oder Walthers Sang.

Und auf Pergamente nieder,
 Wie im allerfeinsten Schrein
 Wird bewahrt der Edelstein,
 Schrieben zierlichst sie die Lieder.
 Dorten mehr noch denn Rubin
 Schmückte sie, ein Lied zu singen,
 Das sie ließ auf neuen Schwingen
 Schweben ob dem Staube hin.

Und Manek aus deinen Brunnen,
 Unter deiner Buchen Kranz,
 Deiner Näh'n und Fernen Glanz —
 Trauf auch ich in Jugendwonne,
 Als ich dort in Blumen lag
 Und im Kreis wir trauter Schönen,
 Freund an Freund, in sel'gen Tönen
 Feierten den Maientag.

O ihr Lenzerinnerungen
 Und ihr Sagen hoher Zeit,
 Seid in Morgenheiterkeit
 Mir zu einem Kranz verschlungen.
 So, du Freund des Minnesangs,
 Rübiger Manek, du Sprosse
 Edeln Stamms und Eidgenosse,
 Lohnt dein Name schönsten Klangs.

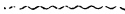
Der heilige Kreis.

Der gezogen hat den Bogen
 Mit Gebirgen, Stromeswogen,
 Sprach: „Alhier auf Grath und Grund
 Lebt in brüderlichem Bund!“
 Und die Hirten, beigeprungen,
 Haben milde Fluth bezwungen
 Und gekämpft, bis Wolf und Bär
 War vertilget rings umher.

Der gekrönt dann ihr Streiten
 Die dem Bund ihr Leben weiheten,
 Hat*im Friedenssonnenstrahl
 Angeblümet jedes Thal.
 Von der Gärten Kranz umfassen
 Sind von Liebe und Verlangen
 Wir zur Heimat all' entbrannt,
 In den Rauberkreis gebannt.

Wo wir minder uns verstanden,
 Nur so inniger verbunden
 Wir uns neu; der Nebel bricht;
 Alte Liebe rostet nicht.
 Wie uns Berg' und Ström' umfassen,
 Können wir davon nicht lassen,
 Uns zu lieben; um und an,
 Ist's uns allen angethan.

Ja der heil'ge Kreis, gezogen
 Von Gebirgen, Stromeswogen,
 Halte ferne, was entweicht,
 Jeden Unhold, der entzweit.
 Un're schönste Zier und Wehre,
 Vor den Völkern Ehr' um Ehre
 Ist, o Eidgenossenschaft,
 Treuer Eintracht Heil und Kraft.



Unsre Berge.

Unsre Berge lugen über's ganze Land
Aus dem Rhonethale zu des Rheines Strand,
Und in alle Gauen ruft ihr Freudenfeu'r:
Schweizermänner, haltet eure Heimat theu'r!

Ueber manchem Lande ragt ein goldner Thron,
Wo mit Wetterleuchten funkelt Schwert und Kron:
Wo des Wetters Stimme schreckt den Unterthan:
Stumm und mit Erbängen blickt das Land hinan.

Aber zu der Alpen friedevollem Grün,
Zu der Freiheitburgen himmelhohen Flühn
Schaun alle Hütten Strom- und See-entlang,
Schallen alle Hügel Schweizer-Festgesang!

„Wie die Berge wurzeln unterm Meeresgrund,
Steh' in Herzenstiefen Lieb- und Tren' zum Bund!
Wie sie überblicken segnend alle Gau'n,
Laßt uns allesammen zu den Brüdern schau'n!

Rein ob Nacht und Nebel steht die Firn' in Gluth:
Wach bleib' und erleuchtet ehrenfester Muth!
Stürmen Heereswolken in das Felsenland,
Muß ihr Meer sich brechen an der harten Wand.

O ihr Höhen Gottes, rufet überall:
Er, der ausgeworfen der Gebirge Wall,
Machte Alpenauen zu der Freiheit Hort,
Heißt sie grünen, leuchten ringshin fort und fort!“

Ein Tempel, ein Gott.

Von Einem Tempel sind wir All' umschlossen,
O Christenbrüder, Schweizerbundsgeossen;
Zu Einem Himmel steigen alle Hallen
Und kronen seiner Thürm' in Goldbesglutthen;

Zu Einem Himmel auf in Flammen wallen
 Von Hochaltären Opferwolken-Fluthen :
 Und alle Seelen, Einem Gott zu loben,
 Beegnen sich in Einem Blick nach oben.

Von Eines Obem strömen Orgelklänge
 In Herrlichkeiten durch des Tempels Gänge ;
 Von Einer Allmacht jauchzen Sturmeswinde,
 Davor die Säulen und Gewölbe beben,
 Von einer Liebe tönen sie gelinde,
 Wann Frühlingslüfte durch die Thore schweben :
 Und alle Seelen, Einem Gott zu preisen,
 Sind Ein Gesang in tausendfachen Weisen.

Des ew'gen Lichtes Lebensstrahlen breiten
 Sich über Alle in des Hauses Weiten ;
 Und einer Sonne Offenbarung kündigt
 Des einen Rechtes sel'ge Friedensworte ;
 Und Einer Sonne Allerbarmung zündet
 Mit Sternenglanz zu dem ersehnten Orte :
 Und alle Seelen, Einem Gott entstammt,
 Sind gläubensvoll in Brudertlieb' entflammt.

Erzählendelieder.

Beethoven.

Er klopft bei Regensturm und Nacht
 Wegmüd an Bauernhose an,
 Und freundlich, wie er's kaum gedacht,
 Wird ihm, dem Fremdling, aufgethan ; —
 Und dem Erquickten stell'n sie hin
 Den weichsten Stuhl dann zum Kamin.

Run sitzt der Vater an's Klavier ;
 Die Söhne nehmen von der Wand
 Die Geigen, und sie spiel'n zu vier, —

Der Wanderer sieht, — mit sich'rer Hand,
Und sieht die Luft, wie's ihnen glückt,
Des Meisters Dichtung sie entzückt.

Die Mutter auch und Tochter lacht;
Es ruht die Hand, sie wissen's nicht,
Und mehr scheint ihre Freud' erfacht,
Je strömender das Tongebicht.
Umarmung, Händedruck und Kuß
Und Freudenthänen sind der Schluß.

„Um Gott!“ ruft nun der Wanderer aus,
Welch eine Musik spielet ihr,
Die so ergreift das ganze Haus?
Das Ohr ist, — ach, erstorben mir!“ —
Sie hol'n das Buch. — Er weint und spricht:
„Es ist mein eigen Tongebicht.

Ich bin Beethoven.“ „Welch' ein Glück!“
Ist nun aus Einem Mund der Ruf.
Er hält umsonst sie sanft zurück;
Der so unendlich Schönes schuf,
Den ehren sie nun jeder Weis'
Und herzlicher denn je ein Kreis.

Darnach, erbeten, sitzt er hin
Und spielt, in tiefster Seel' erregt,
Wie diese Führung lieblich ihn
Zu Gottes Lob und Dank bewegt.
Und Stunden lang noch hören sie
Die wundervollste Phantasie.

Sie war des Meisters Schwanenfang;
Wie rührte er die Saiten mehr:
Hier nach dem düstern Pilgergang
Quoll Abendglanz noch um ihn her.
Erkrankt ist er in selber Nacht —
Zu höhern Chören dann erwacht.



Der alte Schütze.

„Wie toset und wie krachet
 Es unten an dem Rhein!
 Ihr Büblein könn't ja laden;
 Wir woll'n daheim nicht sein!
 Heut' spür' ich nicht das Alter,
 Mein Arm und Aug' ist gut;
 Mein Fuß wird mich noch tragen
 Zu unsrer Vorderhut.

Wann kam ich je vom Schießen
 Und hatte nicht das Best'?
 Und könnte heut' versäumen
 Das höchste Schützenfest,
 Da sich das Spiel der Jahre
 Im Ernst erproben muß?
 Nein heute soll gelingen
 Mir noch der Meisterschuß!“ —

Der Alte schießt vom Hügel
 Und stürzet Schuß um Schuß
 Von Brückenschiffen einen
 Der Feinde in den Fluß.
 Die beiden Enkel laden,
 Vom Kugelfang umspielt,
 Und jauchzen ob den Toden,
 Als hätten sie gezielt.

Die Schützen an dem Ufer
 Schau'n zu der Lann' empor,
 Und seh'n die weißen Locken
 Und seh'n das sichere Rohr.
 „Es sitzt der Tod dort oben,
 Er kam uns in's Geheg',
 Und schießt die besten Gaben
 Uns alle vorne weg.“

Und drüben rennt ingrinnig
 Der Hauptmann auf und ab,
 Umsonst sind ihm die Reihen
 Gefall'n ins nasse Grab.
 Er selber stürzt getroffen
 Zu ihnen in den Fluß:
 Der Alte auf dem Hügel
 That seinen Meisterschuß.

Und lehnet sich ermattet
 In Blumen und in Gras;
 Vergebens hol'n die Knaben
 Ihn noch ein stärkend Glas.
 Er stirbt, von Schützenmaien
 Bekränzet weiß und roth,
 So finden ihn die Sieger
 Und preisen seinen Tod.

Gefellige Lieder.

An Liedertafeln.

Bleibet nicht beim halben,
 Schenket voll das Glas;
 Halbes allenthalben
 Stört den besten Spaß.

Will das Thal erschallen,
 Quillt es voller Wein;
 Sang, der soll gefallen,
 Muß vollstimmig sein.

Was wir immer treiben,
 Treiben wir es recht,
 Oder lassen's bleiben:
 Dieß ist minder schlecht.

Für die Wahrheit munkeln,
 Solches frommt ihr nicht
 Wer nicht will verbunkeln,
 Streite für das Licht.

Streiten muß für Freunde,
 Wer es redlich meint!
 Lieber ganze Feinde
 Als ein halber Freund!

Treibt's, ihr Wohlgemuthen,
 So, wenn's gehen soll;
 Schenket ein vom Guten
 Ungemischt und voll!

A u f g e r ä u m t.

Aufgeräumt das ist ein Wesen,
 Dem nuß werden Alles gut;
 Willst du dir was auserlesen,
 Wähle dir das heitre Blut;
 Wähle, was wie Sonnenschimmer
 Nach dem langen Wochentag
 Lacht im aufgeräumten Zimmer,
 Und ein Sonntag bleiben mag.

Weicht die Ruhe auch zu Zeiten,
 Wenn die Welle überschäumt,
 Wind und Wald und Wolken streiten:
 Bald ist's wieder aufgeräumt.
 Und die Grüne und die Bläue
 Nach dem Sturm und Wetterschlag
 Wie verklärt sie sich auf's neue,
 Und wie pranget Nacht und Tag!

Schau umher denn und nach oben,
 Erd' und Himmel sind geschmückt;
 Aufgeräumt und nicht verschoben,
 Liebe Seele, was dich drückt,

Daß nicht Stund' um Stund' entschwinde
 Dir getrübet und versäumt;
 Und dein letztes Stündlein finde
 Auch dein Herze aufgeräumt!

Trostlieder.

Seliges Scheiden.

Das ist ein selig Scheiden,
 Noch ungekriecht von Leiden,
 Im Schmucke reiner Blüthe,
 Mit kindlichem Gemüthe
 Emporgehoben sein
 Zum himmlischen Verein.

Sie, die nur Freude gaben,
 Die keinen Gegner haben,
 Nach denen wir mit Thränen
 Uns auch hinübersehnen,
 Wie sind sie hoch beglückt,
 Daß Gott sie so entrückt!

Wie sind sie zu beneiden,
 Von ihnen so zu scheiden,
 Daß mit der Jugend Kranze
 In ungetrübttem Glanze
 Sie immer vor uns stehn.
 Bis wir sie wieder sehn.

Ihr zogt, vom Staub erstanden,
 Zu Himmels Festgewanden,
 Im Kranz der Lebensblume
 Zum höhern Heiligthume
 Des Gottesdienstes ein:
 O Glück, bei euch zu sein!

Der letzte Blick.

Du fühltest nahe dir dein Ende,
 Und faltetest zur Brust die Hände,
 Und fahst uns an zum letzten Male
 Mit deines Auges hellstem Strahle:
 O dieser Glanz erlischt mir nicht,
 Auch dann nicht, wann mein Auge bricht.

Der Liebsten Züge und Gestalten
 Für ewig alle festzuhalten,
 Sahst du uns an zum letzten Male
 Mit deines Auges hellstem Strahle:
 O dieser Glanz erlischt mir nicht,
 Auch dann nicht, wann mein Auge bricht.

Was Wort und Ton doch nicht beschrieben,
 Dein unaussprechlich treues Lieben
 Sprichst du uns aus zum letzten Male
 Mit deines Auges hellstem Strahle:
 O dieser Glanz erlischt mir nicht,
 Auch dann nicht, wann mein Auge bricht.

Daß du gefaßt und Gott ergeben
 Ihm folgtest aus der Jugend Leben
 Und folgst in himmlisch schöne Thale,
 Sagst du mit hellstem Augenstrahle:
 O dieser Glanz erlischt mir nicht,
 Auch dann nicht, wann mein Auge bricht.

Dein Aug', von Thränen nicht geleuchtet,
 Vom Leben hat's im Tod geleuchtet,
 Von Gottes Kraft im Todeschwachen,
 Im Tod vom seligen Erwachen;
 Und dieser Glanz erlischt mir nicht,
 Auch dann nicht, wann mein Auge bricht.

Ihr Augen seid nicht ausgeronnen,
 Der treuen Seele helle Sonnen,

Ihr leuchtet mit der Seele wieder;
 O schauet segnend auf mich nieder
 Und grüßet mich mit sel'gem Licht,
 Ihr Augen, wann mein Auge bricht.

~~~~~  
**Du lehrst mich sterben.**

Von deinen ersten Zeiten  
 Lehrt' mancherlei ich dich; —  
 In edeln Fertigkeiten  
 Wann übertrafst du mich.

Und solltest mich nun lehren,  
 Wie man vertrauensvoll  
 Zur Heimat wiederkehren  
 Und gerne sterben soll.

Gefast und Gott ergeben  
 Mit heitrem Angesicht  
 Singst du vom Tod zum Leben  
 Und aus der Nacht in's Licht:

Deß warest du gewärtig  
 Und darum so bereit,  
 Und dir schon gegenwärtig  
 Der Trost der Ewigkeit.

Drum hast du so gelassen,  
 Was Lieb' und Jugend gibt,  
 Und hast auch mich verlassen,  
 Der dich, ach wie! geliebt.

Und tratest ohne Klagen  
 Aus all dem Glück hinaus,  
 Und sahst ohne Zagen  
 Vor dir das engste Haus.

Du sahst den Himmel offen  
 Durch's dunkle Grabgemach,

Und Den, der wie wir hoffen,  
Vergilt uns hundertfach,

Ihn, der schon hier dein Leiter,  
Ihn fühltest nahe du,  
Du fahstest den Begleiter:  
Das gab dir Sterbensruh'.

So konntest du mich lehren,  
Wie man vertrauensvoll  
Zur Heimat wiederkehren  
Und gerne sterben soll.

Und jezo sterb' ich gerne:  
So manches Gut und Glück  
Strahlt nur aus deiner Ferne  
Und nur von dir zurück.

~~~~~

Noch einmal wieder!

Wußt' ich dich in frohen Kreisen,
War ich noch so gern allein;
Und dein Glück dich hören preisen,
Freute mich in's Herz hinein.

Jezo muß ich dennoch weinen,
Und ich weiß doch selig dich
Bei dem Herrn und bei den Seinen;
Und dein freut der Engel sich.

Ach, daß du noch einmal wieder
Goldnen Grußes trätest ein:
„Jezo sing' ich Himmelslieder,
Und das höchste Glück ist mein!“

Ja dein Auge seh' ich funkeln,
Und dein holdes Grüssen spricht:
„Preis' mich selig! aus dem Dunkeln
Ging ich euch voran in's Licht.“

~~~~~

### Ach es ist nicht mehr das Alte.

Daß ich selten mit euch halte  
 Da, wo Scherz und Lieber gelten,  
 Und ich lieber einsam bin:  
 Ach, es ist nicht mehr das Alte,  
 Und ich bin in andern Welten,  
 Ueberm Grabe ist mein Sinn.

Und wann wieder mit ich halte,  
 Und euch Scherz und Lieb erhelten,  
 Seht ihr, daß ich ferne bin:  
 Denn es ist nicht mehr das Alte  
 Und ich bin in andern Welten,  
 Ueberm Grabe ist mein Sinn.

Deren Stimme lieblich schallte,  
 Dessen Lieber mich erhelten,  
 Sie und Er sind mir dahin.  
 Und wie laut die Freude walle,  
 Ich bin fern in andern Welten,  
 Ueberm Grabe ist mein Sinn.

~~~~~

Freuet euch.

Zu eurer Jahre Morgen
 Wie schwebt ihr ohne Sorgen
 Dahin mit leichtem Sinn.
 Wie schlagen hoch zusammen
 Der ersten Liebe Flammen,
 Auf ihren Flügeln schwebt ihr hin.

Noch streiten eure Wangen
 Mit Rosen, die sich schlangen
 Zu eurer Locken Glanz.
 Erfüllt ist und umgeben
 Von frische Leib und Leben
 Und prangt und duftet wie der Kranz.

Und eure Lippen blühen
 Und eure Blicke glühen
 Aus Seelen klar und mild,
 Sie sehn in blaue Weiten
 Und lauter Seligkeiten,
 Des Frühling's Himmel und Gefild.

O freuet euch herzlich
 Und ungetrübt und sinnig;
 Der Mai verblüht geschwind.
 Ich seh' in euren Ringen
 Sich Wohlgestalten schwingen,
 Die ach schon lang begraben sind.

Welch Glück an ihrer Seite!
 Und so hält' ihr Geleite
 Noch lebenslang entzückt.
 Was Schönes zu erlangen
 Sie hatten's reich empfangen,
 Und waren doch so bald entrückt.

So freuet euch der Stunde:
 Am Ende steht der Runde
 Ihr bald; der Tanz verfliegt.
 Das Leben wirft die Schlingen
 Euch um den Fuß, sie bringen
 Verwicklung, die sich los nicht ringt.

Ja freuet euch im Schweben,
 Dieweil die Bahn noch eben;
 Bald auf dem Plane sind
 Nachblühende und haben
 Vergessen, die begraben,
 Mit Grabesblumen spielt der Wind.



K. R. Tanner.

Karl Rudolf Tanner von Narau wurde den 10. August 1794 zu Leutwyl, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Im sechsten Jahr verlor er seine vortreffliche Mutter, im sechzehnten den Vater. Nachdem er einige Zeit zwischen dem Studium der Theologie und der Rechtswissenschaft geschwanzt, entschied er sich endlich für die letztere und besuchte die Hochschulen von Heidelberg und Göttingen. An dieser erlangte er nach einer mit Auszeichnung bestandenen Prüfung die Würde eines Doktors der beiden Rechte. Im Jahr 1819 erhielt er das Patent als Fürsprecher. Bei der Rekonstitution seines Kantons im Jahre 1831 wirkte er als Mitglied des Verfassungsrathes, des Großen Rathes und des Obergerichts und wurde seit 1833 wiederholt zum Vorsitzer der letztern Behörde ernannt. Auch auf andern Gebieten leistete er seiner ergern Heimat durch seine vielseitigen und gründlichen Kenntnisse wesentliche Dienste. Er war ein eifriger Bewunderer der helvetischen Einheitsregierung; dies gab seinen politischen Ansichten die nationale Richtung, die er sein ganzes Leben hindurch verfolgte. Freudig begrüßte er 1847 den Sieg der Eidgenossen über die Sonderbestrebungen, und im Herbst 1848 die neue Bundesverfassung, zu deren Ausbau ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den schweiz. Nationalrath rief. Aber schon am 9. Juli 1849 forderte der Tod ihn in das unbekannte, jedoch von Tanner gläubig erfaßte Jenseits ab. Mit ihm schied ein Mann von zartgestimmter Seele, der innig für Freiheit und Volksrechte erglüht war, ein Geist, der in fortwährenden Studien die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft durchlaufen und reiche Lebenserfahrungen gesammelt hatte, die geeignet waren, sein Gemüth sowohl freudig als wehmüthig anzuregen. —

„Heimatlüche Bilder und Lieder von Karl Rudolf Tanner. Ausgabe letzter Hand, vermehrt und vermindert.“ Zürich, Meyer und Zeller, 1846.

Ueber die Erzeugnisse seiner Muse sagt Tanner selber im Vorwort zu seinen Gedichten: „Großartige poetische Gebilde anzustreben, versagte mir die Schöpferhand.“ Aber die Lyrik im Kleinen war ein Bedürfniß seiner oft nur zu sehr im Altkenstaub begrabenen Seele. Das naive Gefühl, das in der modernen Welt in verschiedenster Weise von Außen verleßt wird, geht auf Trost aus bei Gott und der Natur.

In diesen beiden Richtungen spiegelt sich denn auch die Tanner'sche Dichtung vorherrschend ab. Je kleiner das Bild, desto anziehender fand es der Dichter, „weil es in seiner holden Vereinzelnung dem ungeheuren, unverständlichen Weltgetümmel entgegengesetzt sei, das dem stürmischen Meer ohne Ende und ohne Ufer gleiche.“ Die Bergnatur unsers Landes, der schon Haller so eigenthümliche Züge und Farben abzulauschen wußte, wirkte auf ihn vorzüglich ergreifend; doch stund ihm ein anderes Vorbild näher. Ein *Salis* zu werden, ihm als Schweizer und Volksgenossen sich nahe zu stellen, das war der glänzende Traum seiner Jugend. Zum Dichten wurde er hauptsächlich in Zürich durch *J. Horner*, den Bruder des Weltumseglers, einen sonst trockenen, aber kunstsinigen Mann angeregt; später machte er Bekanntschaft mit deutschen Dichtern und genoß auch den Umgang *Follen's*, bei dem er sich einer strengern Auswahl der Reimworte befließigen lernte.

Tanner's Dichtungen sind in der That das, was er sie genannt hat, heimatische Bilder und Lieder. Es sind meistens Liederchen aus dem Gebiete der Naturanschauung, idyllische Bilder, die in der Malerei den Namen *Stilleben* erhalten haben und sich durch eine reinliche und gefällige Darstellung sinnig verbundener Motive charakterisiren. Seine religiösen Lieder, worin er „in rein menschlicher Weise sich Gott nahte,“ sah er selber als bescheidene Opferflammen auf dem Herd seines Innern an; er hielt das fromme Lied in seiner Reinheit, wenn es Erhabenheit und Gottesbewußtsein mit Einfachheit verbinde, für einen zierlichen Schmuck jeder liederreichen Gegenwart. Von Haus aus ganz auf dieses ungeschminkte Gefühl und die religiöse Natursymbolik gestellt, haßte er die politische Dichtung und fühlte, trotz der Einladungen der „Zeitdichter“ an ihn, wenig Neigung, ihre politische Hochwarte zu erklimmen. Der Unmuth kochte in ihm, „wenn er sich das Höchste des Schweizers auf Erden, das Vaterland, durch prahlerische Zerrgebilde entweiht dachte.“ In dem Gedicht „An die Ungefügmen“ erwehrte er sich ihrer Lockungen, nicht ohne Behmuth darüber, daß nun der stillere Sinn und die in ihrer Begränzung redliche Gemüthlichkeit von der Anerkennung der Gegenwart ausgeschlossen sei.

Man hat Tanner mit dem schwäbischen Sänger *Karl Mayer* zusammengestellt. Allein viele von den kleinen Liedern Tanner's, die an Mayer erinnern, sind schon in der Ausgabe von 1826 erschienen. Offenbar haben sich beide Dichter, ohne sich nur irgend zu kennen, bei verwandtem Wesen unter ähnlichen Zeiteinflüssen entwickelt und wenn sie, trotz der Eigenthümlichkeit eines Jeden, bisweilen in

seltenem Maß übereinstimmen, so zeigt sich ihre Kunstrichtung um so mehr als eine solche, die sich auf verschiedenem Boden nach den Gesetzen des Geistes mit Nothwendigkeit entfalten mußte.

Tanner zeigt im Vaterlandslied eine tüchtige und kräftige patriotische Gesinnung, im Naturbild große Innigkeit des Gefühls, das sich zart und ergebungsvoll an die Natur anschmiegt. Er gebraucht diese als Symbol, um die Räthsel des innern Lebens zu deuten, er faßt ihre ewigen Rüge und Zeichen in seine Seele auf, um durch den reinen Genuß ihrer Bilder die Phantasie zur vorerordneten Heiterkeit, das Gemüth zur seelenvollen Stimmung, den Geist aus der Lüge des Tages zur Wahrheit zurückzuführen. Eines seiner schönsten und wahrsten Bilder ist wohl „Das Gerede der Wellen.“ Aber wir dürfen auch die großen Mängel dieses Dichters nicht verschweigen. Er ist in der Darstellung seiner Empfindungen durchgängig vom Reim beengt, ja er läßt völlig den poetischen Gedanken vom Reim beherrschen. Hieraus entstehen einerseits allzukühne und und darum unpassende Tropen, die nicht organisch aus dem Leib des Gedichtes heranzuwachsen, sondern das Gefühl des Gemachten erwecken, z. B. in dem Gedicht „Die Alpenrose“ („O schl) aus dunklem Myrthengrün | Ein liches Röslein tagen“; oder: „Der Freier lockt mit Gold und Saß“; oder: „Es rollt der Sturm auf finst'rer Bahn“; oder: „Die Sonne schwang so sehnd ihre Flügel“; oder: „Ich lag bedeckt von Sarg und Gruft; | Du aber hast mein Sein errettet, | Mit deiner Blumen Schmelz und Duft | Mich, still umwindend, wach gekettet“ u. dgl. m.

Andererseits ergeben sich durch diese Herrschaft des Reims Veränderungen der ursprünglichen Stimmung, springende Uebergänge und völlige Absprünge, welche die Einheit des Gedichtes in Frage stellen. Man muß darum öfters stille stehen und denken, um manche dieser Poesien zu verstehen. Auch sonst ist der Gedanke bisweilen zu abstrakt und unklar z. B. in dem Gedicht „Huldigung und Zuruf“: „Wie doch der Wunsch Gewünschtes scheidet | Und trennend durch ein süßes Band | Sich an der innern Regung weidet!“ Außerdem ist der Ausdruck nicht selten unangemessen, z. B. „Da lacht es (die Alpenrose) froh nach Bergmanns Brauch“: inkorrekt, (z. B. „Und nah' die Sterne schauen,“ oder: „Stürme flugen“, oder: „Er steigen kühn zu Lichte“:) gesucht („Freiherz bleibt ungesangen) unschön (z. B. „Der Stunde Geil“:) und unbeholfen (z. B. „Der Herde Heimgangsklingen“). Ähnliche Fehler weisen die meisten Gedichte auf.

Im Ganzen muß man sagen, daß die ausgesprochenen Gefühle unfers Dichters oft zu subjektiv und zu unbestimmt sind, daß sie zu sehr in's Kleinliche und bisweilen in's Grillenhafte gehen, daß es ihm nicht gelingt, seine Anschauungen und Empfindungen durch faßliche Vorstellungen und phantasievolle Bilder, die von der Einbildungskraft im Bunde mit der Natur gezeugt sind, zum poetischen Verständniß zu bringen, daß er zu wenig sich an großen Mustern gebildet hat, und daß ihm die Poesie, bei unverkennbarer, wenn auch beschränkter dichterischer Anlage, weniger eine Kunst, als ein süßer Zeitvertreib war. Tanner hing mit Innigkeit an seinen Gedichten; sie mußten ihm als subjektive Empfindungen und Erinnerungen an schön verlebte Stunden theuer sein. Er feilte viel daran und bewahrte sie als die Juwelen seines Herzens in einem feinen Schrein. In der folgenden Auswahl aus denselben sind die gerügten Mängel weniger sichtbar, ausgenommen in dem sonst schön und patriotisch empfundenen Gedicht „Die Alpenrose“, dem wir den ästhetischen Werth nicht zugestehen können, welchen man ihm hat geben wollen, und in dem markigen, durch gebrängte Kürze sich auszeichnenden „Festlied am Stoß“, das trotz seiner alttestamentlichen Kraft an Unschönheiten und Verschwonnenheit leidet.

Die Alpenrose.

D seht ein Blümchen mild erbüh'n,
 Wo hoch die Alpen ragen,
 Und wie aus dunkeln Myrthengrün
 Als liches Mösslein tagen.

Doch treu dem kühlen Vaterhaus
 Mag's nicht in Beeten prangen;
 Der Freier lockt mit Gold und Saug,
 Freiherz bleibt ungefangen.

„Mich bindet hier das süß're Band,“
 Sprach s auf das dreiste Werben,
 „Verstoßen in ein fremdes Land,
 An Heimweh müßt' ich sterben.“

Und rollt der Sturm auf finst'rer Bahn,
 Es traut den Felsenflühen;
 Die Wolke schmiegt als Kleid sich an,
 Der Berge Gott wird schlißen.

Bald kehrt zurück der sanfte Strahl,
 Der Schauer sinkt zu Füßen;
 Da heißt es hell das dunkle Thal
 Durch seine Sennen grüßen.

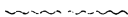
Nimm den Klang hinauf zur Kluth!
 Und hast du's nun gefunden,
 Der holden Blume sage du,
 Was voll die Brust empfunden:

„Ich will ein treuer Schweizer sein,
 Der Heimat fest verbündet,
 Das Herz sei stark, der Wille rein,
 An deinem Licht entzündet!“

Da lacht es froh nach Bergmanns Brauch;
 Es läßt zum Strauß sich pflücken,
 Und spricht mit herzlich keusem Hauch:
 „Nimm hin, die Bruit zu schmücken!

Denn darum hat mich Gott gesät
 Auf höh're Alpenauen,
 Wo kaum die Sonne schlafen geht,
 Und nah' die Sterne schauen: --

Ein Zeichen sei ich ewig neu
 Den lieben Schweizerknaben,
 Nicht alte Sitten ohne Scheu
 Im Thale zu begraben.“



Mutterglück.

Du weinest, Kind, an meiner Brust;
 Sag' an, du junges Licht,
 Wer schon in deine erste Lust
 Dir solche Dornen slicht
 Hier in der Treue sicher'm Arm,
 Am Mutterbusen liebewarm?

Doch weine nur! Das Menschenherz
 Ist einmal so bestellt,
 Daß sich die Freude mit dem Schmerz
 Im tiefsten Grund gefellt, —
 Daß oft im Glückesüberfluß
 Die Wehmuth stille weinen muß.

Und wie die Mutter singt, erglänzt
 Ihr Blick, die Wimper quillt,
 Wie, wenn es in den Thalen leuzt,
 Der Weinstock überschwillt:
 Die Thräne, die sich rein ergießt,
 Ist Seligkeit, die innen spricht.

Abendgesang.

Die Sonne sank zu guter Ruh'
 Der Erde zu,
 Die Nacht erwacht;
 Schon hat ihr heimlich Klimmern
 Mit Schimmern
 Manch' Sternlein angefaßt.

O, du des Abends heil'ge Lust
 In jeder Brust
 Willkommen, willkommen,
 Es tönt in Harfenweise
 So leise
 Der Lüftein milber Strom.

O du des Abends heil'ger Schmerz
 In jedem Herz,
 Begrüßt, begrüßt!
 Schon winkt des Mondes Scheinen,
 Wie Weinen,
 Das sich mit Trost versüßt.

Nachbarhaus.

Es wölbet sich des Nachbars Dach
 Weit über seine Fensterlein;
 Doch stimmt so heimlich im Gemach
 Der milde, fromme Lampenschein.

Ein tief gesenktes Wimpernpaar
 Voll schöner Zucht und holder Scham
 Verdeckt schier die Augen klar,
 Davon ich stete Wonne nahm.

Ging Jemand ein in selbig Haus,
 Sein Scheiden würbe schwer daraus.

Festlied am Stoß.

Es sah der Heer vom blauen Zelt
 Bergan die Rotten Oestreichs blinken:
 „Die bringen Ketten nur der Welt;
 Die Ernte reißt, sie sollen sinken!“

Er sprach's. Die Wolken dicht in Eil'
 Mit Sturm und Gluthen fuhren nieder;
 Wie müde Schwalben flack't der Pfeil,
 Das Weh der Nacht umspannt die Glieder.

Hinwieder ob der Volkenschlacht
 Sah man noch and're Votek fliegen.
 Sie sangen laut: „Ihr Freie wacht,
 Es soll das Recht, die Jugend siegen!“

Die Freien standen, ring¹ an Zahl,
Mit Schwertern an des Vorlands Stirne;
Der Waldstrom trug das Blut in's Thal,
Der Widerhall das Glück zur Firne.

Herr Gott, wir preisen deine That,
Der Mund mit Schall, das Herz mit Sehnen;
Nimm hin! Wenn neu der Bürger naht,
Gib uns die Lust und ihm die Thränen!

Die Wintersonne.

Die Wolken sind zurück geschlagen,
Die Sonne schreitet ernst durch's Thor,
Ihr sausen rasch durch Nebellagen
Des Nordwind's rauhe Stürme vor.

Was, Königin, betrübt die Sinne?
Welch blut'ges Mal bedeckt das Haupt?
Wer hat dem Blick die Kraft der Minne,
Wer deiner Locken Schmuck geraubt?

Auf, auf! Erfreue dich und schone
So Berg als Thal in Silberpracht:
Du aber eilst mit finst'rer Braue
Und senkst dich stumm in's Bett der Nacht.

Sonnenaufgang auf dem Rigi.

Der Tag taucht auf vom Eisgefild,
Und weicht den Pfad mit Rosenduft;
Den Wagen lenkt die Sonne mild
Hinüber an der Firne Klust.

Du, trunk'nen Auges, Fremdling dort,
Wach' auf, wach' auf! Das Horn ertönt!
Du träumest wohl dies Land mit fort,
Voll Glanz und Lust, durch Sieg gekrönt.

¹⁾ Ring, d. h. gering, klein.

Schau' Sempach's Kreuz bergau dem See!
 Da, rechts ab, dampft der Negrimoor,
 Hier dunkelt aus dem Blüthenschnee,
 Heil uns! die hohle Gass' empor!

Maifeier.

Ein Kukul hier, sein Buhle dort,
 Wo hohe Wipfel ragen!
 Horch, ringsum klingt es munter fort,
 Was sie ohn' Ende fragen:

„O sagt, was könnte schöner sein,
 „Was süßer unterm Süßen,
 „Als oben her der Sonnenschein,
 „Und frisches Grün zu süßen?“

„Was könnte, saget, schöner sein,
 „Was süßer unterm Süßen,
 „Als wenn zwei Herzen jung und fein,
 „Im Mai sich freundlich grüßen?“

Abschied und Sehnen.

Hinter dieses Bürglein's Zinnen
 Winkt die Sonne gute Nacht;
 Doch im Bergland tiefer innen
 Sind die Gluthen hell erwacht.

Also wenn sie geht, die Süße,
 Die man lang an's Herz geküßt,
 Wird vom letzten ihrer Grüße
 Noch zumeist die Brust bewegt.

Und die Wehmuth und das Sehnen,
 Zwei Geschwister ernst und mild,
 Spiegeln noch im Glanz der Thränen
 Das entschwind'ne, schöne Bild.

Das Gerde der Wellen.

Eine Welle sagt zur andern:
 Ach! wie rasch ist dieses Wandern!
 Und die zweite sagt zur dritten:
 Kurz gelebt ist kurz gelitten!

Schnsucht nach dem Gebirge.

Ueber finst're Tannenäune
 Steigt die Alpe mild empor,
 Schöpft noch Rosenblut und Träume
 An des Tags verschloß'nem Thor.

Gäh' es Bahnen, daß ich zöge,
 Wo den Sprung die Quelle wagt,
 Schwingen, daß hinan ich flöge,
 Wo die Firne einsam ragt.

Hier aus diesen Dunkelheiten,
 Aus der Sorge flöh' ich weg,
 Eelig dort zum Licht zu schreiten
 Ueber'n Zadenfelsensteg.

Die Nonne im Sarge.

Vom Chore wird der Sarg getragen,
 Am Schiffe bleibt er mitten stehn;
 Die sanften, todt'n Züge sagen:
 Dir, Herz, ist ach! so wohl gesehn.

Sie schummert, gleich der Frühlingsblüthe
 Von winterlichem Frost erfaßt,
 Ein Rosenbild von Dual und Gütte
 Am kühlen Strahl des Monds erblaßt.

Man murmelt nun die alten Lieder,
 Es wäre viel Gefühl darin!
 Doch diese trocknen Augenlider
 Bezeugen, weh, den stumpfen Sinn.

Nur von den Schwestern einzig Eine,
 Wie die Entschlaf'ne schön und bleich, —
 Sie schaut hinaus mit feuchtem Scheine
 In dies erschloß'ne Schmerzensreich.

Und wie sie bangt und wie sie weinet,
 Beweinet sie die Tobte nicht;
 Sie weint zum Sterne, welcher einet;
 „Ich bin's, o Stern, — vergiß mein nicht!“

Blick aus Thränen.

Durch Thränen schau' in's Lüstereich,
 Vergrößert siehst du dann die Sterne;
 Sie schimmern voll, bewegt und reich,
 Die sonst dir blickten todt und bleich.

Durch Thränen schau' das Wiegenkind,
 Das Fingerlein im Munde, schlafen,
 Sein liebes Seelchen haucht geschwind
 In's Herz sich dir als Morgenwind.

Durch Thränen auch die Liebste schau'!
 Sie mag vielleicht der Zähre staunen;
 Ist aber nicht der Matenthau —
 Ein Wonneguß aus tiefem Blau?

Sichere Reichen.

Obgleich ich wohne in der Stadt,
 Erkenn' ich doch die Zeit:
 Auf der Gasse wird man des Pfeifens nicht satt,
 Die Henne gackert und schreit,
 Und auf dem Dache der Sonnenschein
 Ladet die Täubchen zur Hochzeit ein.

Im Gewitter.

Die Schwalben fliegen stumm und tief
 Auf nächtlich düstern Gründen hin,
 Ein Regenschauer brauset schief
 Und wandelt schwarz, das Licht entschließ.

Ich aber, schauend, hoffe gar;
 Den Schmerz besiegt der feste Sinn:
 Je dunkler ist die Wolkenhaar,
 Je schneller wird mein Himmel klar.

Im Jänner 1841.

Traun! es reget sich tief, es reget sich die Hoffnung im Busen,
 Mitten aus Schauer und Schnee seh' ich den Frühling erstehn!
 Seid ihr, du Schnee und du Eis, seid ihr nicht die berstende Hülle
 Dessen, was athmet und fühlt, und nach dem Lichte sich drängt?
 O! du geliebtestes Land, o Schweiz, du geliebteste Erde,
 Kämpfend mit wilhem Gebräus düncht mir dein Frühling so nah!
 Siehe, wie's fauset und tobt! Es wirbelt der Sturm durch die Gipfel,
 Wäre nicht kundig der Blick, schien' uns verloren das Land;
 Aber es reget sich tief, es reget sich die Hoffnung im Busen,
 Tage des Glanzes, des Glücks werden dir, Heimat, erblihn!

Frühlingsbotschaft.

Die Weidenknospe hat dem Käpchen aufgethan,
 Der Frühling fühlt uns schon mit Sammetpfötchen an.
 Wie wird er sein so süß, wird erst dies sanfte Leben
 Zu liebendem Gesang der Drosseln sich erheben,
 Und, einend Sang mit Glanz, den Gartengrund uns zeigen,
 Der Krokus sei bereit, voll Gold an's Licht zu steigen!
 Schon sieht man dort und da den Falter harmlos fliegen,
 Er selbst ein milder Hauch, in milbem Hauch sich wiegen.

Der Wolkenzug über den Bergen.

Füllend fern des Waldes Schlüfte,
 Berge bauend in die Lüfte,
 Leise rings empor gebrüstet,
 Wallt ihr, Wolken, glanzgerüstet,
 Euch im Himmel auszubehnen,
 Herzen gleich, die still sich sehnen.
 Eure Bahnen auszumessen,
 Kann ich selbst den Lenz vergessen.

Der Wunsch am Quell.

Bis hinab in's Herz der Quelle
 Glänzt auf Moosgrund Sonnenhelle.
 Möchte auch in Seelengründen,
 Sich der Strahl des Lichts entzünd'en,
 Daß daraus die Lebenswelle
 Als ein Himmelsnachganz schwelle.

Die am Herbstabend singenden Kinder.

Wie ergreift euch solch ein Singen,
 Kinder, in den Abendstunden,
 In des Herbstes Dämmerungen?
 O! zum voraus überwunden
 Sind des Winters Kengstigungen
 Von des Kindergeistes Schwingen.
 Kindergeist ist innen froh,
 Kinderseele klingt Halloh;
 Holdem Kindermuthe glänzet
 Selbst entlaubt der Frühling noch,
 Blättern jauchzt er nach, — es lenzet,
 Ruft das Kind, es lenzet doch!

An die Angestümen.

Zieht mich nicht in euren Kreis,
 Ihr Gemüther racheheiß,
 Deren Lieb wie Wetter glüht,
 Das nur Schwertesünken sprüht!
 Laßt mich friedlich da nur weilen,
 Wo sich wunde Herzen heilen,
 In des Waldes kühlen Lauben,
 Und am Bach beim Trunk der Trauben;
 Laßt mich gleich den Schmetterlingen,
 Schwanken Flugs in Blumen bringen.
 Das hast du mir, Gott, gegeben,
 Auch für's Lieb, die Kraft für's Leben.

Mein Hauspruch.

Mich zählt man ganz nun zu den Alten;
 Doch dieses hab' ich festgehalten,
 Vor allen reinen, edlen Frauen
 Mich, wie in Andacht, zu erbauen.
 So bin ich denn durch zartes Lieben
 Und Gegenhuld ein Ritter blieben.
 O könnt ich doch nach meinem Sterben,
 Den Sinn auf Sohn und Stamm vererben!

Fügung und Vertrauen.

Wenn durch Willniß, Graus und Mächte
 Dich das Leben weinend führt,
 Und der Strahl, der Hoffnung brächte,
 Dich nur fern und bleich berührt,
 Zweifle, Seele, nicht an Gnaden!
 Vorsicht prüft und heilt mit Weh;
 Sterne daß sie jung sich haben,
 Steigen in das Salz der See.

Nach, ein hit'rer Gottesglaube —
 Frohen sei er leichter Scherz!
 Zu der vollen, reifen Traube
 Schafft ihn erst der tief're Schmerz,
 Und der mächtigen Verkettung
 Wirst du, Vanger, erst gewahr,
 Stellt sich dir das Ziel der Rettung
 Als entwölkter Morgen dar.

Gab doch selbst, wie du's erfahren,
 Eigne, schwere, bittere Schuld,
 Dich umgähmend mit Gefahren,
 Zeugniß einer höchsten Schuld;
 An des Abgrunds düst'ren Wänden
 Rankte noch ein Zweig hervor,
 Und, den Arm um deine Lenden,
 Trug der Retter dich empor.

In dein eig'nes todt'es Wollen
 Legte er dich todt zurück,
 Aber seine Hauthe quollen,
 Und dein Herz genas im Glück;
 Und mit neuen, gier'gen Flügen
 Trank die Brust am Licht sich nach;
 Mochten Kräfte nicht genügen,
 Half die Liebe liebend nach.

Wohl allein am Ziel der Rettung,
 Ueber Schmerzen, wunderbar,
 Lagt die mächtige Verkettung
 Zwischen Segnung und Gefahr.
 Wenn auf graufen, nächt'gen Pfaden
 Dich das Leben weinend führt,
 Seele, sei gewiß der Gnaden,
 Weise Vorsicht weckt und rührt!



D. D. Reithard.

F. J. Reithard, geboren 1806 zu Küssnacht am Zürichsee, war zum geistlichen Stande bestimmt, mußte aber, von einer gefährlichen Krankheit genesen, auf Befehl des Arztes dem Studium der Theologie entsagen. Im Jahr 1823 finden wir ihn in der nach Pestalozzi'schen Grundsätzen geleiteten Erziehungsanstalt von Krüsi in Noverdon, wo man dem mittellosen Jüngling einen Platz verschafft hatte, damit er sich zum Lehrer ausbilde; 1825 in Chur, wo er eine Hauslehrerstelle annimmt, 1827 als Sekundarlehrer in Wädensweil, 1829 in derselben Eigenschaft in Glarus, von wo er wieder nach Zürich umsiebelt und sich mit allem Feuer einer begeisterten Jugend den Strömungen des politischen Lebens hingibt, welches in Folge der Staatsumwälzung von 1830 die Gemüther allmächtig ergriffen hatte. Im innigen Anschluß an die radikale Partei widmet er sich jetzt ziemlich ausschließlich einer rein publizistischen Thätigkeit und betreibt bloß nebenbei, durch A. Follen angeregt, das Studium der deutschen Sprache und ihrer Klassiker. Im Unmuth geht er (wegen unverdienter Zurücksetzung) als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an das Gymnasium nach Bern, wo er sich nicht heimisch fühlt, so daß er in Burgdorf neuerdings einer publizistischen Thätigkeit sich hingibt und im Jahr 1840 den Ruf zum Schulinspektor des Kantons Glarus annimmt. In Folge der allmäligen Umwandlung seiner politischen Grundsätze und seiner Opposition gegen eine gründlichere und systematischere Pädagogik, welche mit der gutmüthigen Halbbildung und pädagogischen Willkür der Pestalozzijünger aufräumt, wird ihm seine Stellung verbittert und von nun an läßt Reithard, nachdem er vorher noch eine Reise nach Paris gemacht, sich dauernd in Zürich nieder, wo er eine lange Reihe von Jahren seine Zeit zur Hälfte der poetischen Muse, zur Hälfte der Publizistik widmet und den 9. Sept. 1857 unerwartet schnell stirbt.

„Knochen“, Zürich 1829. — „Gebichte“, 1842, bei Huber in St. Gallen und Bern. — „Geschichten und Sagen aus der Schweiz“, 1853, lit. Anstalt von Rütten in Frankfurt a. M. — Novellen, Erzählungen und Reisebilder, in verschiedenen schweizerischen Zeitschriften, Almanachen u. s. w.

Die ideale Grundstimmung unsers Dichters verband sich von Anfang an ziemlich stetig mit einer heitern, ebenfalls angeborenen scherzhaften Laune und großer Empfänglichkeit für das Burleske. Reithard's erste Lektüre waren die Schriften von Eckartshausen

und Knigge, deren didaktischer Ton durch seine ganze Lyrik hindurchklingt. In seinen ersten Nachahmungen ist er ganz von Witschel und noch mehr von Fouqué bedingt, der seit täglicher Begleiter war und dem er ein schönes Stück schlechter Romantik, aber auch einen schönen Theil seiner Liebe für die Erweckung und poetische Belebung der heimatlichen Sagenwelt verdankt. Da ihm nämlich die rein lyrische Stimmung abgeht, so nimmt er seinen Stoff vorherrschend aus der Geschichte seiner Heimat und der vaterländischen Sage. Das reine Lied, welches einfach den innern Zustand schildert, gelingt ihm nicht; ebenso erhebt er sich im gefelligen und im religiösen Lied kaum über die Stufe des Mittelmäßigen. Durch Martin Usteri frühe mit richtigem Takt zur epischen Lyrik hingeleitet, hat unser Dichter sich hauptsächlich auf diesem Felde bewegt. Eine bedeutende Gewandtheit in der Versifikation, die zu manchen überraschenden Wendungen und ungesuchten Gedankenverbindungen führte, gab ihm indessen ein all zu sicheres Selbstvertrauen in seine Kraft, mit der er alle Stoffe zu bezwingen meinte, und brachte ihn um die Frucht seiner Mühen. Bald nämlich greift er als ein geschulter Meistersänger jeden unbedeutenden Gegenstand auf und besingt ihn meist ebenso breit als gewöhnlich. Mit Vorliebe behandelt er das Schauerliche und Grasse, das Unbegreifliche und Unmögliche, das Abenteuerliche und Ueberschwängliche, das einer poetischen Vertlarung meist gar nicht werth ist. Indem er alle Sagen, deren er habhaft werden kann, auch poetisch bearbeitet, vergißt er, daß nur wenige derselben poetischen Duft und zugleich einen tiefern, allgemein menschlichen Gehalt haben. Die künstlerische Leistung bleibt somit hinter dem patriotischen Zweck der Sammlung jener Denkmäler zurück, welche als überlebende Zeugnisse der naiven Periode unsers Volkslebens, als Reflexe seines Glaubens, seiner Sitte und seiner Gebräuche gelten und allerdings die Gegenwart durch ihre Unmittelbarkeit zu erfrischen im Stande sind. Es liegt in dieser Thätigkeit, welche das tiefinnere Leben der Vorzeit neu auffrischt, ein Verdienst, das wir Keitbard gerne zugehen. Aber der Dichter wollte nicht bloß Sammler bleiben; er wollte seinen Stoff poetisch verwerten und er hat es gethan, sozusagen in einem Zuge und im Vertrauen auf seine Reimfertigkeit und Sprachgewandtheit, — jedoch ohne künstlerischen Geschmack und ohne Formvollendung. Welche Sorgfalt haben Göthe und Schiller bei der Auswahl der Stoffe für ihre Balladen und Romanzen angewendet! Und wie haben sie gesucht, ihren Gebilden jene mannigfaltige Glätte zu geben, die den Charakter des Monumentalen, des Bleibenden an sich trägt! Wie hat Uhland unter dem romantischen Wuste ge-

wählt, bis er Stoffe fand, welche bis zum letzten Atom sich durchwärmten und durchleuchten ließen, ohne daß darin irgend ein dunkler Punkt, irgend ein unaufgelöster Bodensatz aus der Serenität der Romantik zurückblieb!

Die Vergleichung Keithard's mit Uhland (vgl. die Selbstbiographie unsers Dichters im Schweiz. Unterhaltungsblatt v. 1854, Heft 5, worin ein deutscher (?) Rezensent ihn kühn neben Uhland und Rückert setzen zu dürfen meint) ist aus dem angeführten Grunde nicht zutreffend und gilt nicht einmal mit Bezug auf die Form. Denn wenn unleugbar Keithard hier Vorzüge vor manchem vaterländischen Poeten besitzt, so bietet er doch gerade in der Behandlung seiner Stoffe der Kritik sehr viele Blößen. Es mangelt seinen Gebilden nicht die kräftige Zeichnung; es sind markige, frische und originelle Züge, denen wir häufig begegnen. Aber eben so oft stoßen wir auf spirituelle Verschwommenheit und die rhetorische Phrasie. Auch sind die Farben meist zu grell und zu dick aufgetragen und ohne jene sanftern Uebergangstöne, welche den Meister verrathen. Eine charakteristische Erfassung des Gegenstandes aus seiner Natur heraus ist eine hervorstechende Eigenschaft unsers Dichters (besonders gut gelingt ihm der Ton der Legende); aber dieser Vorzug wird uns wieder durch Geschmacklosigkeiten und Trivialitäten in der Diktion verkümmert, welche häufig genug zur widrigen Gemeinheit des rohen Knittelverses herabsinkt. Mit der schönen Form hat es Keithard leider zu leicht genommen und damit selber seinen Werken den Kranz der Vollendung entrisen. Der Effekt seiner Dichtungen ist daher auch ein sehr relativer. Der große Haufe mag sich an ihrer derben Weise und launigen Frische ergötzen; vor dem bessern Geschmack und einer strengern Kunstkritik vermögen sie nicht zu bestehen. Seine Gestalten gleichen nicht jenen Marmorbildern, die uns im glänzenden Saal der Dichtung Erstaunen und Ehrfurcht erweckend entgegenschimmern; es sind zum großen Theil Holzbilder, an denen man überall noch die während der Arbeit abfallenden Späne wahrnimmt. Das Gedicht „Die bei den Gemsjäger“ ist eines der vollendetsten Erzeugnisse von Keithards Muse. Die in Prosa geschriebenen Sachen verrathen allenthalben einen festen, gefunden Blick in's reale Leben und weisen manche hübsche Züge auf; aber die Darstellung erhebt sich nur selten über das Mittelmäßige und sinkt öfters unter dasselbe herab.

Fassen wir unser Urtheil über diesen Dichter noch einmal kurz zusammen, so müssen wir Keithard ein bedeutendes poetisches Talent zugestehen. Aber das äußere Leben dieses Mannes war zu bewegt,

als daß er jenes durch gründliche Studien hätte ausbilden können, um so zu vorurtheilsfreien Ansichten über das Wesen der Kunst und des guten Geschmacks zu gelangen. Der bloße Empiriker tritt nie in das innere Heiligthum der Kunst ein, und wer zudem, auch im Kampfe mit dem Leben, jene sorgenfreie Muße nicht zu gewinnen weiß, in der allein sich dem Dichter seelenvolle Stimmungen erzeugen, aus denen heraus er etwas Duftiges und Ganzes zu schaffen im Stande ist, der vermag nie und nirgends das Höchste zu erreichen.

Die beiden Gemsjäger.

Ein schöner Tag ist aufgegangen,
Und groß hat sich die Alpenwelt,
Noch eben rings vom Schlaf umfangen,
Zu frischem Leben hingestellt:
Der Hain erklingt, die Bäche rauschen,
Die Wiese schmückt ein tiefes Grün,
Das Alphorn tönt, die Heerden lauschen,
Die Sonne naht, die Firnen glüh'n.

Und sieh', den niedern Thaltrevieren
Entsteigt ein rüstig Jägerpaar,
Der sinken Gemse nachzuspüren,
Die ihnen längst verfallen war.
Zwei Freunde sind's voll alter Treue;
Auf diesen Höh'n ist ihnen schon
Zunächst des Himmels reiner Blauz
Ergößlich mancher Tag entflo'h'n.

Gespräch und Jodelruf verflühen
Den Steig, der sauer sich erklimmt,
Indeß gemach zu ihren Füßen
Das tiefe Thal in Duff verschwimmt.
Hoch auf des Tschingels höchster Schräge,
Da stehen sie zum Scheiden still,
Weil jeder heut auf eig'nem Wege
Das Glück der Jagd versuchen will.

„Mit Glück! Nun geh' ich da hinüber“,
 Spricht Hans zu Bläsi wohlbedacht;
 „Doch in der Hütte von Balz über,¹
 „Da treffen wir uns auf die Nacht.“
 Und Bläsi lacht: „Ich werde kommen,
 „Zähl' auf mein Wort, wenn etwa nicht
 „Mein Unstern zu der Genssen Frommen
 „Mir irgendwo den Nacken bricht.“

Sie drücken sich die Hand, sie steigen,
 Der Eine hier, der Andre dort,
 Auf schmalen Pfad, in tiefem Schweigen
 Zu unwirthbaren Höhen fort,
 Hans dorthin, wo, wie Silber funkelnd
 Der Hausstod zu den Wolken strebt,
 In dessen Schlünden tief und dunkelnd
 Der Serust sein Felsenbett sich gräbt.

Doch von Sankt Martins Felsenhallen
 Klimmt Bläsi fest hinan die Wand,
 Bis wo der Donz mit Eiskristallen
 Das königliche Haupt umspannt,
 Und wo von seiner Krone Zacken,
 In Fäden, die der Berggeist spinnt,
 Die Fluth ihm über Stirn und Nacken
 Hellklingend in die Thäler rinnt.

Der Jäger lugt mit scharfen Blicken, —
 Da plötzlich sieht nach langem Späh'n
 Er auf des nächsten Vorsprungs Rücken
 Die schönste Gemsl' zur Weide geh'n.
 Wie pocht das Herz! Er lauert nieder,
 Wo sich ein Felsen vor ihn stellt;
 Er zielt, — die Berge hallen wieder,
 Hell pfeift das Wild, schnell auf und fällt.

¹⁾ Reiche Alp zwischen dem Eschinger und Carbona, an der Gebirgswand zwischen dem Glarnischen Serust- und dem St. Gallischen Kalfeserthale.

Und jauchzend, mit beschwingten Sohlen,
 Gift er, von Waidmannslust durchbebt,
 Die fette Beute sich zu holen,
 Ob' sie auf's Neue sich belebt.
 Zu spät! Wie er sich schwingt nach oben,
 Hat sich vor seinen Augen schon
 Das Wild aus seinem Blut erhoben
 Und jagt mit Wundeseil' davon.

Der Schütze beißt sich in die Lippe:
 „Die Ladung“, brummt er, „war zu schwach!“,
 Er eilt durch Schlucht und Eis und Klippe
 Des Flüchtlings Spuren ährend nach.
 Wohl ist das Thier schon am Berenden,
 Und dennoch strebt's, im raschen Flieh'n
 An unwegsamen Felsenwänden
 Dem Feindesblick sich zu entzieh'n.

Doch Bläsi folgt ihm sonder Säumen,
 Ihn treibt sein böser Stern, er muß,
 Und schon in nie betret'nen Räumen
 Bewegt sich sein verweg'n'er Fuß;
 Schon für die letzte Fehenspiße
 Gewinnt er kümmerliche Bahn,
 Dem schmalsten Stein, der engsten Ritze
 Vertrauet er sein Leben an.

Jetzt steht vor ihm auf Klasterteile,
 Hart an des Felsenthales Schluß,
 Kaum einer Hand in Läng' und Breite
 Ein Riß, auf das er springen muß.
 Er springt, erreicht's -- und mit Entsetzen
 Erkennt es der verkorne Mann,
 Daß er den Fuß nicht fürber setzen,
 Nicht wieder rückwärts lenken kann.

Dem vor ihm starrt in schroffer Stätte
 Und neben eine Felsenwand,
 Und unten ist sein Todesbette

In schwarzem Grauen ausgespannt.
 So schwebt er, einsam und alleine,
 Befiehl die Seele Gott dem Herrn:
 Denn keine Menschenhilfe, keine,
 Kann er sich denken, nah' und fern.

Doch ist der Mensch dem Bischen Leben
 So unaussprechlich treu und hold,
 Daß er sich nimmer will ergeben,
 Selbst wenn der letzte Sand entrollt!
 Der Kranke glaubt sich meist gesunder;
 Und wenn er's nicht mehr glauben mag,
 So glaubt er eher an ein Wunder,
 Als an den bitteren Sterbetag.

So auch der Kläff! Sieh, es flammert
 Sich seine Hand am Felsen fest;
 Er zürnt und betet, hofft und jammert,
 Er blickt und späht nach Ost und West;
 Doch keine Rehe darf er rühren,
 Fest muß er steh'n und leichenstill,
 Wenn er die Wage nicht verlieren,
 Nicht in die Tiefe stürzen will.

Die Sonne sengt mit heißen Strahlen
 Jetzt in die graue Schlucht herein;
 Sie bringt ihm hundert neue Qualen,
 Doch nirgend einen Hoffnungsschein.
 Er ruft umsonst, die Berge klingen
 Die laute Stimme höhrend nach,
 Er sieht nur ferne Genssen springen
 Und hört den wilden Gletscherbach.

„Du grimmer Tod, der schon so lange
 Auf jedem Steig mich lockt und neckt,
 Und jetzt zu meinem Untergange
 Die Hand aus jene Schlünden streckt;
 Noch steh' ich da und will mich halten,
 Mich klammern fest, so lang ich mag:

„Stärkten himmlische Gewalten
Mich nur bis auf den nächsten Tag!“

„Ich weiß, daß, wenn ich ausgeblieben,
Mein treuer Hans von Schlucht zu Schlucht
Und endlich auch, von Gott getrieben,
Mich hier an diesen Wänden sucht.
Alein, was hoff' ich Thor den Morgen
Des neuen Tages noch zu sehn?
Wo möcht' ich Muth und Kräfte borgen,
Die lange Nacht zu überseh'n?“

Inbessen sinkt die Sonne tiefer;
Noch glüht, in Höhenrauch gemischt,
Ihr Gold an Freibergs grauem Schiefer,
Zulezt am Töbi, — und erlischt.
Und trüber, dunkler wird es immer,
Und Wolken ziehen schwarz und schwer,
Gefäumt vom bleichen Mondesdämmer,
Mit einem Hochgewitter her.

Und sieh! Nach langem, schwülem Schweigen
Eröffnet sich des Wetters Mund,
Es thut den schreckenvollen Reigen
Erst durch ein fernes Tosen kund;
Doch immer röther gähnt sein Rachen,
Schon rollt der Donner ernst und groß,
Der Gletscher bröhnt, die Schlächte krachen,
Die Stürme wüthen fessellos.

„Herr! Du bist schwer in deinem Borne
Und dein Gericht ist schauerlich!
Gibst's denn in deinem Gnadenborne
Kein Eröpfein Vaterhuld für mich?
Ha, nein! Du flammst in diesen Wettern,
Du schüttelst mich in diesem Sturm,
Du selbst, o Herr, willst mich zerschmettern,
Mich niedertreten, wie den Wurm!“

In Nacht und Sturmwind heult's der Arme;
 Kaum kann er mehr, — er hält sich schwach;
 Und steh' — als ob es sich erbarme,
 Berauscht das Wetter allgemach;
 Die Wolken flieh'n, der dunkeln Bläue
 Entsprahlt der Sterne milbes Licht;
 Das stärkt und muthigt ihn auf's Neue,
 Doch ihn erretten mag es nicht!

„Denn wo die Sinne, wo die Sehnen,
 Die unerschöpft und unbezigt
 Im grimmen Kampf zu siegen wähen,
 Wenn Schreden sich an Schreden fügen?
 Da muß der Kühnste wanken, beben, —
 Schau' wie der Strahl des Auges bricht,
 Wie aus dem Antlitz ohne Leben
 Der Jammer der Verzweiflung spricht! —

Doch endlich glimmt es auf den Firnen;
 In milbem, rosenfarb'nem Schein
 Zieht auf erbleichenden Gestirnen
 Der junge Tag in's Leben ein.
 „Und mocht' ich's denn bis jetzt bestehen,
 Ertrag ich's auch wohl länger noch;
 Gewiß erhört der Herr mein Flehen,
 Und endlich findet Hans mich doch!

„Bis Mittag mag er wohl erscheinen;
 Doch wenn umsonst die Frist verrieth. —
 Dann fahret wohl, ihr lieben Meinen,
 Auf ewig wohl mein Weib und Kind!“
 Er senkt es, drückt von seiner Klippe
 Sich fester an den kalten Stein
 Und saugt mit trod'ner, bleicher Lippe
 Den bittern Keif des Felsens ein.

Doch wie die Sonne immer näher,
 So naht sich auch die letzte Dual;
 Er lugt umher, allein dem Späher

Berschwimmt allmählig Berg und Thal.
 Er fühlt die letzte Kraft verschweben,
 Der Odem wird ihm heiß und schwer,
 „Jetzt ist es aus!“ spricht er ergeben,
 „Herr, mein Gott! ich kann nicht mehr!“...

Doch wie er wankt zum Niederfallen,
 Da tönt es plötzlich über ihm,
 Und „Bläsi! Bläsi.“ hört er hallen
 Mit liebevollem Angestüm.
 Mit matten, zwißelvollen Mienen
 Schaut er empor, — er täuscht sich nicht:
 Dort ob der Felswand, welch' Entzücken!
 Erscheint des Freundes Angesicht.

„Hans! Hans! Du bist's, Gottlob, du Treuer,
 Wie hab' ich sehulich dein begehrt!
 Doch eile, Freund, die Zeit ist theurer,
 Ich fühle jede Kraft verzehrt.“ —
 „Da bin ich schon! Sei nur gelassen,
 Du stehst in Gottes treuer Hut.
 Vermagst du wohl dies Tau zu fassen? —
 Schling's um den Leib und schürz' es gut!“

Und endlich glücklich in's Gesehene
 Mit zitternder erschöpfter Hand!
 Schon sieht er mählig sich erhöhen, —
 Schon schwebt er mitten an der Wand, —
 Schon naht er dem ersehnten Ziele, —
 Er hat's erreicht! — In Wonn' und Schmerz
 Voll unansprechlicher Gefühle
 Sinkt er dem Treuen an das Herz.

„Gott half, daß ich dich noch erreichte!“
 Spricht Hans. „Mir zeigt dein weißes Haar,
 Das in der einen Nacht erbliche,
 Wie schauerlich dein Leiden war.
 Und drauf nach langen, stummen Beben,
 Der Bläsi: „Hans, nimm dies Gewehr

Und meinen Dank für's ganze Leben,
 „Ach, Bruder, jage nimmermehr!“ —

Er spricht's, und streckt sich auf die Erde,
 Erschöpft von Allem, was geschah;
 Noch liegt die gräßliche Verährde
 Dem tiefgebeugten Muth zu nah.
 Allein ein Trunk aus Hansens Flasche,
 Ein Trunk vom edlen Rebensaft,
 Und Weizenbrod aus Hansens Tasche
 Gibt seinem Leben irische Kraft.

Und wie sie liegen, traulich kosen.
 Fährt Bläsi hastig auf: „Ein Thier
 „Kehrt hinter jenen Alpenrosen, —
 „Ein fetter Gemsbock, sag' ich dir!
 „Er scheint sich recht in Schuß zu stellen,
 „Der Wind verheißt uns Waidmannsglück, —
 „Hör', Hans, die Gemse muß ich fällen,
 „Gib schnell die Büchse mir zurück!“

Nidelgrete.

Die alte Nidelgret auf Glatz,
 Bekannt vom See bis Andermatt,
 War eine Her', daß 'Gott erbarm' — —
 An Nidel reich, an Kühen arm:
 „Woher“, so fragte Groß und Klein,
 „Mag wohl der viele Nidel sein,
 „Den Tag für Tag, wenn's Achte schlägt,
 „Sie in des Senners Hütte trägt?
 „Bon E i n e r Kuh — wie wundersam! —
 „Gewinnt sie mehr und bessern Rahm,
 „Als fünfzig geben, bester Art,
 „Zur Zeit der gold'nen Sommersahrt!“

Wohl Maucher schlich um's Haus herum.
 Doch Nidelgrete war nicht dumm:

Durch Balken, wohlgefügt und dick,
 Wehrt' sie des Lauscher's Ohr und Blick.
 Doch einmal ließ sie aus Verseh'n
 Die Hüttenthüre offen steh'n.
 Ein Küher, der des Weges zog,
 Schlich in den Stall, schlüpfte in den Trög
 Und schaute, wie die Here kam —
 In großer „Weß“ ein Krüglein Rahm, —
 Schaut, wie sie d'rüber mit Bedacht
 Ein halbes Duzend Zeichen macht,
 Dazu ein kurzes Sprüchlein brummt,
 Ein kleines Zaubertliebchen summt:
 „Hei, Urian, flinkau, und hol'
 „Von jeder Kuh zwei Böffel voll,
 „Als Herengut und Semenzoll.“

Und sieh, der Kidel stieg und schwoll,
 Und, wie man umkehrt eine Hand,
 Erreicht er schon der Gebje Rand;
 Jetzt hebt sie brummend das Gefäß
 Und eilt hinaus in's Maienfäß.“

Der Senn verließ den Stall gestärkt;
 Er hat sich Thun und Spruch gemerkt.
 Zu seine Hütte läuft er schnell
 Und jauchzt: „Ich glücklicher Gesell!
 „Du dumme Her'! Nach meinem Plan
 „Stell' ich es zehnmal klüger an.“
 Und in den Keller eilt er stracks:
 „Noch weiß ich trefflich jede Fax!“
 Vergnüglich brummt' er so und nahm
 Aus großer Mütt' ein Krüglein Rahm.
 Schau', wie er d'rüber mit Bedacht
 Ein halbes Duzend Zeichen macht,
 Dazu ein kurzes Sprüchlein brummt,
 Ein kleines Zaubertliebchen summt —
 „Zwei Böffel bloß! — Da wär' ich toll!
 „Hei, Urian! flinkauf, und hol'

„Von jeder Kuh zwei Kübel voll,
Als Herengut und Semenzoll!“

Da dringt's durch Dach und Wandgeträm'
Urplötzlich rauschend ein, als käm'
Die Sündfluth, wie zu Noä Zeit —
Ha, wie der Rührer jagt und schreit'
In Strömen stoß der Rahm herbei,
Und höher, höher stieg der Brei;
Schon bis zur Schulter stand er d'rinn,
Dann bis zum Hals — jetzt bis zum Kinn. . .
Hu, wie er ringt und berzt und schraubt
Und aufstreckt das bedräute Haupt,
Und heulend aufjuckt aus dem Grund! —
Jetzt dringt's ihm schwellend in den Mund
Und macht den Ton des letzten Fluchs
Zum dumpfen, schaurigen Wegluchs.
Ihm ging's, wie manchem Uebermuth:
Was er gewollt, gelang zu gut;
Denn ihn verschlang der blanke Schwall. . .
Doch einer gellen Lache Schall
Drang durch die Sparr'n herab vom Dach:
„Der thut das Ding mir nimmer nach!“

Wohl that er's nimmer, nimmer nach!
Doch auch der Mund, der Solches sprach,
Er ist auf immerdar verstummt.
Denn eine dunkle Wolke mummelt,
Bei greller Blitze Flammenschein,
Die ganze Hütte domernnd ein;
Die Lohe zischt, der Sturmwind braust,
Und, wie von des Allmächt'gen Faust,
Erbebt der Berg bis tief in's Thal,
Erbebt er aber-, abermal —
Dann ward es todtensill. . .

Doch sieh',

Das Haus ist weg, als stand es nie.
Statt seiner ragt ein weißer Block,

Ein steingeword'ner „Ankenstod“,
 Der riesenhaft noch heute steht.
 D'rin steckt die böse „Nidelgret“
 Mit sammt des arm:n Kitzers Leib:
 Den hütet das verdamnte Weib.
 Sie muß es, bis zum jüngsten Tag,
 Wie schwer sie das verbrießen mag.
 Schon Mancher, wenn der Tag verräuscht,
 Hat scharfen Ohr's am Stein gesauscht,
 Und mitten d'raus, wie er's beschwört,
 Ein schauerlich Getöbn gehört.

Schneekönig und König.

Dort, auf des Berges höchster Spitze
 Herrscht eisk geheimnißvoller Eeis;
 Bald thronet er auf gold'nem Sisse,
 Bald ist sein Sessel silberweiß;
 Starr ist sein Blick, auf seinen Flügen
 Liegt kalter, schauerlicher Duft,
 Und feines Vaters Locken fliegen
 In wildem Rauschen durch die Luft.

Wo sein krytall'ner Scepter waltet,
 Da weicht der Hoffnung grüne Spur,
 Des Lebens warmer Hauch erkaltet,
 Die Pulse stocken der Natur;
 Er hemmt des Stromes rasche Wellen,
 Umfaßt den Ee mit Eisesdruck.
 Verjagt des Lenzes Spiegelgesellen
 Und reißt herab der Bäume Schmuck.

Doch, wandelnd halb und halb getragen,
 Tritt aus dem Walde ein Kind hervor,
 Blickt sehnsüch'lich halb zum Sonnentwagen,
 Bald zitternd nach dem Berg empor.

Es mag sich vor dem Greise hüten —
 Der haßt den holden Knaben sehr,
 Denn frisches Grün und zarte Blüthen
 Und Friede sprießen um ihn her.

Doch wie er langsam fürder schreitet,
 Verwandelt er sich mehr und mehr.
 Ein heil'ger Trieb ist's, der ihn leitet,
 Drum wird sein Wesen licht und hehr:
 Sein Auge spülht in hellen Funken,
 Die Wange glüht so roth und mild,
 Wie weick, vom Thau des Himmels trunken,
 Aus dunkeln Grün die Rose schwillt.

Und immer weiter, immer weiter
 Bringt er den holden Friedensgruß:
 Das Eis zerschmilzt und frische Kräuter
 Entkeimen stets des Pilgers Fuß:
 Schneeglöckchen künden sein Erscheinen,
 Und sieh', in ihrem süßen Wahn,
 Schwellt selbst die Primel schon die feinen,
 Die wunderzarten Knosplein an!

Da — plötzlich — wacht aus starren Träumen
 Der düst're Greis des Berges auf;
 Er sieht erstaunt die Bäche schäumen,
 Er hört der Ströme freien Lauf,
 Er spürt das Wehn von mildern Lüften.
 Und tief im Thalesgrund erblickt
 Er seinen Feind, wie er die Triften
 Mit seinen ersten Gaben schmückt.

„Ha! sieh', der Knabe will mich meistern!“
 Er donnert's grimmig, und bebent
 Des Berges unsichtbaren Weisern:
 „Au! was er schuf, zerstückt's noch heut!“

Und jählings, hoch! mit hohlem Sausen
 Entsteigen sie des Kerfers Nacht;
 Die Nebel zieh'n, die Stürme brausen,
 Die Flotte tanzt, die Lanze kracht —

Und was der Knabe still geschaffen,
 Begraben wird's in Schnee und Eis;
 Er weint . . . ihm wurden keine Waffen,
 Als seine Sehnsucht tief und heiß;
 Er weint — allein die hellen Thränen
 Gerinnen ihm zu Perlen hart;
 Er will entflieh'n, — allein die Sehnen
 Sind ihm gebunden und erstarrt.

Da steht er nun, voll bittr'rer Schmerzen,
 Mit kummerbleichem Angesicht;
 Ihn drängt der Gott im warmen Herzen,
 Indes die auß're Kraft gebricht. . . .
 Doch plötzlich legt sich das Getümmel,
 Ein Schweigen waltet, wie im Grab;
 Auf lichthem Wagen schwebt vom Himmel
 Die Sonnenjungfrau still herab.

Ihr Haupt umwallen gold'ne Locken,
 In ihrer Augen Strahlenschein
 Zerrinnen rings die kalten Flocken
 Und bricht das Eisfeld krachend ein:
 Von ihrem Odem angefächelt,
 Durchströmt ihn neue Lebensgluth;
 Von ihren Blicken angefächelt,
 Gewinnt er nie gefühlten Muth.

Und rasch und froh an ihrer Seite
 Durchheilt er das bedrängte Land;
 Ihr Herz, das ihn vom Tod befreite,
 Dem seinen fühlt er's eng verwandt —

Und wo zwei Herzen sich gefunden,
 Die für ein schön'res Leben glüh'n:
 Da läßt die Lieb' zu allen Stunden
 Ein Paradies um sie erbliüh'n.

Ha! sieh' es leben, leuchten, wimmeln!
 Sieh', wie Narzissen, Löwenzahn
 Und Tulpen, Taufensdorn und Primeln
 Und Anemonen aufgethan!
 Und schon beglückt in stiller Güte
 Das Weischen seinen engen Raum,
 Schon prangt mit blendend weißer Blüthe
 Der breite Aprikosenbaum.

Und Alles glänzt in frischen Farben,
 Ein liches Grün umwebt den Hain;
 In sich'rer Hoffnung, nicht zu darben,
 Zieh'n auch die luft'gen Gäfte ein:
 Die Lerche singt den muntern Tritter,
 Laut grüßt der Fink sein altes Haus;
 Doch Storch und Schwalbe ireu'n sich stiller,
 Sie schmücken ja ihr Brautbett aus.

Wer sticht mit zarten Blüteneicheln
 Der Bäumerfürstin grünes Kleid?
 Wer schüttelt scherzend an den Treicheln¹⁾
 Und treibt die Heerd' auf Wies' und Weid?
 Wer setzt dem Senn auf lichten Hügeln
 Das Alphorn bittend an den Mund,
 Und trägt den Ton auf leisen Flügeln
 Bis in den tiefsten Thalesgrund?

Das Bärchen ist's; und wo es waltet,
 Entweicht des Todes trübe Spur;
 Aus dunkeln Erden Schoos entiaftet
 Sich eine lachende Natur;

1) Heerbenglocken.

Selbst vor die Eissburg bringt es mächtig —
 Voran der riesenstarke Jöhn —
 Und wo es einkehrt, macht es selig,
 Und was es schafft, wird Alles schön.

Wohl tritt der Kreis an hohem Borge.
 Und sendet Geister wild und rauh;
 Doch seine Riesen werden Jherge,
 Und seine Kloden werden Ehn;
 Er selber stemmt sich müd' und müder
 Auf seinen letzten Silberfirn;
 Bald nißt er still, bald wacht er wieder —
 Dann senkt entschlummernd die Stirn.

Siehst du ihn dort, wie eine Kelsche,
 Hoch über allem Erdenland,
 Sein Angesicht, das ernste, bleiche,
 Nach unsern Thälern hingewandt?
 Du wägnst den Alten ohne Leben,
 Doch bald wirst du, im Sturmeswehn,
 Ihn rasch vom Schläfe sich erheben
 Und Berg und Thal verhekren seh'n!

Doch den er sucht, wird er nicht finden,
 Dich, holber Knabe, süßer Gast!
 Du eilstest hin nach jenen Gründen,
 Wo dich sein Jürthen nie erfaßt.
 „Ich will Euch immer lieb behalten“
 Verhieß uns noch dein letzter Blick;
 „Drum kehre ich, trotz des bösen Alten,
 „Mit meiner Gulbin bald zurück.

Hochgewitter.

Die Sonne brennt, wie in den Tropen;
 Dort unten, aus des Thales Herb,
 Steigt Nebel auf und dampft und gährt,

Wie Rauch, der aus dem Schote fährt,
Von waffen Schmiedenden Cyclopen.

Die Nebel hallen sich in Feuer,
Zum Vulkennagen wird der Rauch;
Mit dunkeln Schweiß und weißem Rauch
Zieh'n Drachen ihn. Ein heißer Hauch
Weht aus dem Mund der Ungeheuer.

Und auf dem Wagen, Fliße schwingend,
Mit wirrem Flatterhaar und Bart,
Lenkt die verhängnißvolle Fahrt
Ein Riese schauerlicher Art,
In dumpfen Donnertönen singend.

Und um den Berg, in hartem Jagen,
Fährt das entseßliche Gespann,
Und grollend hüllt es Ap' und Lann
In Flammen jetzt und Nebel dann,
Und geller singt der Kiesel im Wagen.

Stets frische Drachen — welch' Gewimmel! —
Spannt er den alten Drachen vor,
Und höher strebt er stets empor; —
Doch ruhig steht ob Asathor
Der ewigblaue klare Himmel.

Hinan, hinan mit Sturmverlangen,
Empor zum höchsten Gipfelsitz,
Wälzt, unter Donner, Sturm und Blitz,
Mit glüh'nden Zungen, scharf und spitz,
Die Rote sich der Abgrunds-schlangen.

Oa, wie sie zischt und schnaubt und prasselt!
Doch mächtig wirft der Berge Stamm
Zurück — ein unentwegter Damm —
Trotz Donnerthum und Blitzgestamm,
Den Schwarm, der wie in Ketten raffelt.

Und schau', des Himmels Sonnenrose,
 Wie sie der Blätter strahlend Gold
 Ursprünglich auseinander rollt,
 Und wie vor ihrem Glanz sich trollt
 Das Sturmgewölk' mit Rurrgetöse!

Schau', wie des finstern Weistes Locken
 In gold'nen Regen übergeh'n;
 Wie all die Drachen still verweh'n,
 Statt ihrer tausend Schällein seh'n
 Mit zartem Nies voll Silberflocken!

Horch, wie zu Thal die Bäche schäumen,
 Gleich frischer Milch, von Weid zu Weid;
 Und schau', nach überstand'nem Leid
 Die Alpenros' im Burpurkleid
 Die Felsentränder wieder säumen!

Horch, wie aus tiefem Thal erfreuter
 Bewohner jubelnd Lied erhallt;
 Wie nebenan das Alphorn schallt,
 Und schlürf' ihn ein, der Weid' und Wald
 Entstieg, den Duft erfrischer Kräuter!

Und schau', wie rings die Firnenkrone,
 Geröthet von der Siegesgluth,
 Auf diesen stolzen Häuptern ruht: —
 Wo gibt es eine Fürstenhut,
 In der sich's so geborgen wöhne?

Ihr stolzen Höh'n! Wie oft schon wogte
 Zu euch heran das wilde Meer,
 Zu euch heran das wilde Heer,
 Daß es die Gipfel frei und hehr
 In Rebel hülle und bevogte!

Doch unentwegt, mit blanken Scheiteln
 Aufragend in das ew'ge Blau,
 Seht ihr mit stolzer Ueberschau
 Hinunter in's empörte Grau
 Des himmelsürmend-irdisch-Gitels.

Sonnenaufgang auf dem Rigi.

Fern der Menge, die dort lauernd
 Hart und scharrt, bis Gott der Vater
 Leuchtend aufstht sein „Theater“,
 Steh' ich einsam, ahnungsfchauernd;

Schau' von Geg'nd hin zu Geg'nd
 In der Nebel wallend Gähren,
 In den Morgentraum, den hehren,
 Allbewegt und allbewegend.

O dies Birken, Bogen, Wallen,
 Dieses Sichinschlafesbehen
 Und des Abgrunds mächtig Gähnen, —
 Keiner schaut's von jenen Allen.

Keiner schaut den Leib der Erde
 Hingestreckt in ruhlos-stummer
 Raft, bis aus dem bangen Schummer
 Sie zur That gerufen werde.

Durch der Berge Riesenpfosten
 Bricht es blaß und immer blasser —
 Schau, es naht der Allumfasser
 Sich dem gold'nen Thor im Osten

Und schon glänzt, ein Inselfarub,
 Urtrothstock's Silberspize,
 Und die diamant'nen Klige
 Schleubert Biz-Rosein von Garus.

Sieh', und Giland steigt um Giland
 Aus dem weißen Nebelmeere
 Und erglänzt in lichter Kläre,
 Wie der Labor unter'm Heiland.

Allenthalben, allenthalben
 Heben sich der Erde Decken;
 Ueber'm blauen Bergjeebgen
 Wiegt sich schon das Volk der Schwalben.

Unten schimmert Stromgeißlängel
 Durch die Nebel halberstoben;
 Doch am blauen Himmel oben
 Schwinden still die Sternengel.

Endlich — o wie wunderprächtig! —
 Streut der Ost sein golden Feuer,
 Hebt der Alpen Ringgemäuer,
 Seine Thürme rosenträchtig.

Und den Strahlen folgt die Quelle,
 Folgt der Herr im Sonnenwagen;
 Und die Kufne seh'n mit Zagen
 In des Lichtes heißer Welle. . . .

Höchst vergnügt klatscht der Franzose
 Und sein Goddam brummt der Britte;
 Und der Deutsche — weil es Sitte —
 Staut sich eine Alpenrose.

Das Vaterland.

o Garten Gottes voll von Lerchenschmettern,
 Voll Summen, Rauschen, Brausen, Klang und Sang!
 Voll stolzer Brunnen, die zu Thale wettern,
 Voll Farbenschnelz und Duft von Hang zu Hang!

Bis an den Firn schau' ich den Frühling klettern;
 Auf Kuhn und Grat rückt seines Schaffens Drang,
 Allda mit tausend blühenden Gedanken
 Das Sennenhaus, den Felsblock einzuranken.

Der Lenz ist da! Selbst Gletscherkronen schmelzen,
 Das aufgelöste Silber springt zu Thal;
 Der Lenz ist da! Die breitem Fluthen wälzen
 Sich durch Helvetiens frisch ergrüntem Saal.
 Der Falter wiegt — befreit von Pupp' und Pelzen —
 Sich neben Gyr und Nar im warmen Strahl;
 Würzvolle Düfte schwängern alle Lüfte,
 Und grünes Feuer wallt um alle Klüfte.

O stolzes Bild! Urewiges Befreien
 Von Frost und Eis, von starrer Todeshaft!
 Du wirktest mächtig in den frommen Dreien,
 Als sie zum Bund sich mannlich aufgerafft.
 Das war ein Lenz! Mit hallenden Schalmeyen
 zog er hier ein in nie geschauter Kraft,
 Um, niederbrausend auf Gewitterschwingen,
 Den kalten Feind der Freiheit zu bezwingen.

Wohin mein Blick, mein trunk'ner Blick sich kehre,
 Schaut er die Felser alten Helbenmuths,
 Auf denen einst der Freiheit Himmelsähre
 Erwuchs, gebüngt von Strömen edeln Bluts,
 Als noch der Sinn für Freiheit und für Ehre
 So würdig war des theuern Doppelguts:
 Helvetiens, der Erdenländer Eden,
 Und reiner, voller Freiheit für Jedweden.

Daselbe Land ist's, das mein Aug' jetzt schauet,
 Dieselben Berge lugen heut zu Thal,
 Derselbe Segen, der da niederthauet,
 Dieselbe Luft, derselben Sonne Strahl!

Doch düst'rer Qualm umwaltet und umgrauet
 Dort unten Städt' und Dörfer jezt zumal:
 Ein neues Leben gährt aus jenen Tiefen,
 Und Kräfte wirken, die da eh'mals schliefen.

Die Straßen voll von Wagen und Karossen!
 Rauchschnaubend schießt der Dampftrapp' nebenher,
 Und durch die Fluth, auf raschen Räderflossen,
 Ein buntes Schwimmroß, dampfbewegt, wie er;
 Das weiße Kreuz der frommen Eidgenossen,
 Auf rothem Feld, walt flatternd drüberher:
 Die Fahne alter Einfachheit und Treue,
 Die alte Schweiz, gebettet auf die neue!

An meine Gruft.

Wo bist du, stilles Plätzchen, wo?
 An welchem einst mein Lebensbahn
 Nach langer, wechselvoller Bahn,
 Geborgen liegt? Ich frage froh:
 Wo bist du, stilles Plätzchen, wo?

Genesungsort, wo bist du, wo?
 Der endlich dieses müde Herz,
 Von Gram gedrängt, zerfleischt von Schmerz,
 Mit Erde kühlst? Ich frage froh:
 Genesungsort, wo bist du, wo?

Wo bist du, ernste Pforte, wo?
 Durch die mein Wesen, leicht beschwingt,
 Zum heil'gen Born des Lichtes dringt?
 Der Leib zerfliebt; doch frag' ich froh:
 Wo bist du, ernste Pforte, wo?

Wo bist du, Garten Gottes, wo?
 In dem die Freundschaft einst bethrânt

Das Haupt an meine Urne lehnt,
Und mein gedenkt? Ich frage froh:
Wo bist du, Garten Gottes, wo?

Wo bist du, theures Plätzchen, wo?
Das sich den edeln Ruhm gewann:
„Hier liegt ein tugendhafter Mann!“
O sei mein Grab! Dann frag' ich froh:
Wo bist du theures Plätzchen, wo?

Die Pfäferserquelle.

Hörst du's donnern, zischen, brausen
Unter'm schmalen Felsensteg?
Hier in dieser Nacht voll Grausen
Scheint des Todes Bild zu hausen;
Der Tamina hohles Sausen
Füllt mit Schrecken unsern Weg.

Aber hier, wo Sonnenhelle
Nie den wilden Schlund durchtagt;
Hier, an dieses Grabes Schwelle,
Sprudelt Dem in heißer Welle
Der Genesung reiche Quelle,
Der hinein sich gläubig wagt.

Also quillt die Kraft aus Fagen,
Wo das Leiden auf uns liegt.
Nicht durch Winseln, Krämen, Klagen,
Nein, durch Hoffen, Glauben, Wagen
Werden all' des Lebens Plagen,
Wird das Schicksal selbst besiegt!

Naturstimme.

Neig' der Bäume frischem Leben,
Ihrer Stimme, Herz und Ohr:

„Aus dem niedern Aether streben
Uns're Wipfel still empor;

„Doch die Wurzel bringt im Grunde
Tiefer stets auf dunkler Bahn;
Und so zieh'n in treuem Bunde
Himmel uns und Erde an.

„Blust und Frucht und Blätter fallen
Auf der Erde Mutterherz.
Aber uns're Däfte wallen
Ungesehen himmelwärts.

„Alles erbt der Gott der Gräfte,
Was da fällt im Zeitensauf;
Uns're Seelen, uns're Däfte,
Nimmt der Gott des Himmels auf.“

~~~~~  
Hli Notach.

Hli Notach! Hli Notach!  
Ei, was treibst du dort im Stabel?  
Hörst du nicht die Rosse stampfen?  
Nicht das Klähu der Herr'n vom Abel?  
Hli Notach! Schon umzingelt  
Ist der morschen Hütte Bau,  
Und zwölf Lanzenknechte dringen  
Durch den stürzenden Verhau.

Und er schüttelt stracks den Schlummer  
Von den riesenhaften Gliedern,  
Schnellst empor, den grimmen Angriff  
Mit dem Schwerte zu erwidern;  
Ha, wie seine Hiebe blitzen!  
Kein Gedanke fährt so schnell;  
Und bald töckeln vier der Söldner  
Um den Mann von Appenzell!

An die Hüttenwand gelehnet  
 Steht er da, ein Helmbildniß,  
 Ruhig kämpfend, wie mit Thieren,  
 Wie mit Bestien der Wildniß.  
 Leise flüstern Zwei, und schleichen  
 Hinten an die Hüttenwand —  
 Sieh', und halb aus Dach und Läden  
 Bricht ein mörderischer Brand.

Uli Rotach! Uli Rotach!  
 Ei, vernimm das Wort der Milde!  
 Gut, da fährt sein wuchtig Schwertschwert  
 Wiederum durch Helm' und Schilde:  
 „Da die Antwort!“ Wieder taumelt  
 Einer sterbend auf den Grund,  
 Aber auch der Appenzeller  
 Wankt und taumelt todeswund.

„Eieher in die Hand des Höchsten,  
 „Als in die des Feindes!“ ruft er;  
 Und dann stürzt sich in die Lohse,  
 In die heiße Flammengruft er;  
 Und die Feinde schauen weichenb,  
 Wie zusammenbricht das Strohdach,  
 Und die Freunde finden liegend  
 Staub und Schwert des Uli Rotach.

~~~~~  
 Rudolf von Erlach's Tod.

Ha, wie wölbt am Fuß der Berge doch der Föhrenwald so kühl
 Ueber'm Moosgrund, weich und schwellend, sich in Tagen drückend schwül!
 Aber keiner streckt sich froher auf die linde Lagerstatt,
 Als der Schiltz', der auf den Bergen edles Wild getroffen hat!

Ueber Gletscher ist und Gräte er gestreift, durch Schnee und Wind,
 Schließ in Schluchten, trank den Bergschweis, der aus Felsenbrünnen rinnt,
 Spähte dann mit Falkenaugen durch die schauerliche Welt —
 Sieht und spannt und zielt, — es donnert, und die schlanke Gense fällt.

Schmer beladen steigt er nieder mit der angenehmen Last,
Schmückt den Hut mit Alpenrosen, und im Walde hält er Raß,
Sireckt sich hin und denkt mit Freuden der bestand'nen Fahr und Müß',
Und wie ihm daheim nun wieder doppelschön das Leben blüß'.

Also ruhte — nein, viel süßer! — in der Burg zu Reichenbach
Der ergreiste Laupensieger, stark am Geist, am Leibe schwach,
Nach dem heißen Schlachtenleben, mit den siegumkränzten Locken
Und des Bartes Silberhaaren, die bis auf den Gürtel flocken.

Prächt'ig glänzt die Helbenstirne, sie verkärt ein hehrer Traum;
Sieh', der Alte nickt im Stuhle, wie ein sanftbewegter Baum,
Ueber ihm das Schwert von Laupen, neben ihm sein Doggenpaar,
Lindenduft durch's off'ne Fenster und das Schummerlied der Ar.

Traum, das war ein Schlaf in Ehren! Denn der Schläfer machte treu,
Da es galt, den Herd zu schirmen und der Freiheit Heilsgebäu.
Schaute Bern jetzt so den Helben — betend säuf' es auf die Knie:
„Gott, verleih' ihm süßen Schummer, ihm, der Frieden uns verlieh!“

Andre Worte murmelt Einer, der schon lang' das Haus umstrich
Und nun leise durch die Halle in die off'ne Thüre schlich;
Glühend schau'n der Rüden Augen auf den wohlbekannten Gast,
Dessen streng gehob'ner Finger kaum bezwingt der Thiere Haß.

Rubenz ist's, des Ritters Sidam, der sich vor den Helben stellt;
Rubenz, dem ein Geist der Hölle schauerlich die Klüftern schwellt:
„Alter Filz, schließst du auf ewig!“ knurrt der Junker in den Bart,
„Daß ich endlich erben möchte deine Kronen längst gepart!“

Sprich's und räuspert; und es öffnen sich des Helben Augen dann,
Schau'n den Störer und erkennen den verhassten Tochtermann:
„Jost, begehrst du nicht mein Geld bloß? Willst du auch noch meinen
Schlummer?“ —
„Nur mein Brautgut will ich haben, deinen Schlaf nicht, alter Drummer!“

Ha, wie spricht die Hornesflamme aus des Helben Augenpaar:
„Gilt das mir, dem Ritter Erlach, spricht der Sperling so zum Ar?
„Stellst der Gurten so dem Eiger, dich der Sumpf dem Strom entgegen?
„Fort, der du in Fluch verwandelt meines edeln Hauses Segen!“

„Fort, der meines Kindes Wohlfahrt und verschleubert mein Vermögen!
 „Ha, mir ist, als ob die Engel bettelnd schon das Land durchzögen!
 „Fort von hier!“ — „Ist das dein Letztes?“ — „Ja, mein Letztes!“ ruft der Alte —
 „Nun, dann fahre hin, o Herrgott! und du, Teufel, komm' und walte!“

Rudenz schnaubt's, das Schwert von Laupen reißt er wüthend ab vom Nagel;
 Wie der Blitzstrahl in den Tempel, in das Kornfeld fährt der Hagel —
 Also zischt die Klinge nieder auf des Heldenhauptes Schnee,
 Aus der Wunde rinnt ein Blutstrom, aus dem Munde stöhnt ein: „Weh!“

Festgebannt erst, wie einst Kain, steht vor seinem Werk der Dube,
 Schweifend sucht sein graffer Mordblick das Verhängniß in der Stube. . . .
 Traun, es läßt nicht auf sich warten; siehst du dort das Rüdenpaar,
 Das, erst selber grau'gefesselt, keiner Wehre fähig war!

Wie auf ein gegeben Zeichen fällt es jetzt den Mörder an,
 Der durch Hau'n und Flieh'n mit Wüthen sich entreißt der Thiere Zahn;
 Diese steh'n erst vor der Leiche, heulen schrecklich, sinnbetäubend,
 Folgen dann dem bleichen Mörder, wie ein Wild bergan ihn treibend.

Und es ging die graue Heze tausend aufwärts durch den Forst,
 Bis dem Bleichen, Athemlosen fast das Herz im Leibe borst;
 Endlich stand er schäumend, schnaufend an der Nare Ufer still,
 Ungewiß, ob er verschlungen, ob zerrissen werden will.

Und ein Wetter, feuersprühend, kam von Süden hergebraust,
 Eichen schüttelnd, Felsen brechend mit der unsichtbaren Faust;
 Glühend dampft es aus der Erde, sprühend haucht es aus den Höh'n,
 Und wie Weltgerichtsposaunen hallt des Donners schwer Gedröhn.

So, am Rand des Stromes wankend, dessen Woge siedend dampft,
 Weiden Rüden hastig wehrend, steht der Junker angstdurchkrampft,
 Und ihm hat aus schwarzer Wolke, die der Wetterstrahl zerpfückt,
 Starr und groß ein blutig Antlitz stirngespalten zugenickt.

Und im Weichen stürzt er rücklings, rollt hinab den steilen Rain,
 Und es schlürft und schluckt die Nare den Verruchten zischend ein.
 Und wie lang noch Jahre rollen über ihn und seinen Mord —
 Ewig wird sein Brandmal haften. Erlach lebt im Segen fort.

Wie man ihn, den Aloverehrten, fand ermordet im Gemache,
Blutgetränkt die Silberhaare, in der grimmen Rüden Wache —
Da durchscholl ein Schrei des Abscheu's alle Lande fern und nah,
Und am Grabe seines Helden weinte ganz Helvetia.



Salomon Tobler.

Salomon Tobler, geboren den 10. Dezbr. 1794 in seiner Vaterstadt Zürich, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater (Pfarrer in Mafschwanden) und trat 1810 in die höhere Lehranstalt, wo er dem Studium der Theologie, wie es damals betrieben wurde, oblag, jedoch ebenso große Befriedigung an der Lektüre der alten Dichter und am Zeichnen fand. Im Jahr 1819 wurde er Pfarrer in der Gemeinde Sternenberg, wo er Zeit fand, durch geschichtliche Studien seine Ausbildung zu ergänzen und zu den Dichtern des Alterthums die italiänischen, besonders Ariosto und Tasso, hinzuzufügen. 1826 kam er als Pfarrer nach Hirzel, welche Gemeinde er (in Folge des Aufruhrs vom 6. Sept. 1839) 1840 mit Embrach vertauschte. Hier fand er eine ruhige Wirksamkeit, aus welcher er erst nach vierundzwanzigjähriger Dauer und nachdem er das siebenzigste Altersjahr erreicht hatte, sich im Herbst 1861 nach ehrenvoller Entlassung in den Ruhestand zurückzog, den er in der Nähe Zürich's, meistens der schönen Literatur alter und neuer Zeit hingegeben und an dem Kunstleben von Zürich theilnehmend, noch heute genießt.

Seine poetische Neigung, wie auch seine Vorbilder, zogen ihn mit Entschiedenheit nur zum großen Kunstepos. Seine „Enkel Winkelrieds“ (der Kampf von Unterwalden 1798 gegen die Franzosen) erschienen 1837 und fanden ziemlich allgemeine Verbreitung. Weniger gilt dies von dem 1846 erschienenen „Columbus.“

Die Enkel Winkelrieds. Epische Dichtung von Salomon Tobler. Zürich 1837. S. Höhr.

Columbus. Epische Dichtung von Salomon Tobler. Zürich Verlag von Meyer und Zeller. 1846.

Der poetische Grundzug von Tobler's Dichtungsweise ist das Erhabene, das in der Auswahl seiner Stoffe, wie in dem pathetischen Ernst, womit er dieselben behandelt, unverkennbar vorkommt.

Das *os magna sonaturum* des Horaz ist ihm in hohem Maße zu Theil gemorden und er hat dieser spezifischen Anlage in seinen beiden Epen einen schönen und öfters meisterhaften Ausdruck gegeben. Eine ruhige, harmlose Auffassung des Gegebenen, eine durch die Liebe zum Zeichnen geklärte, plastisch idealisirende Phantasie, sowie die Hoheit seiner, großen Stoffen entgegenkommenden, Empfindungsweise bestimmten Tobler zum epischen Dichter. Sein ausgebildeter Sinn für Naturschönheit und die Gluth seiner Vaterlandsliebe ließen ihn zunächst nach einem Stoffe aus der Heimat greifen, zu dessen Wahl der Dichter vom ästhetischen Standpunkt aus völlig berechtigt war, obgleich die Motive des Kampfes der Nidwaldner gegen die Franzosen aus dem politischen Gesichtspunkte sich schwerlich rechtfertigen lassen. Die Wunder der Tapferkeit, welche diese Heldensöhne und Helbenweiber als ächte „Enkel Winkelried's“ gegen den fremden, zügellosen Eindringling verrichteten, ihr ruhmvoller Untergang und das in Folge davon über ihre Marken hereinbrechende namenlose Unglück waren geeignet, die Phantasie eines Schweizerischen Dichters auf Jahre hinaus in Flammen zu setzen.

Der Gesamteindruck, den die „Enkel Winkelried's“ machen, ist ein patriotisch erhebender und stellenweise ästhetisch vollender. Die Charaktere der Helden des Stückes heben sich in schöner, maßvoller Zeichnung im Kampfe wie an der Landsgemeinde von einander und von ihrer Umgebung ab. Es sind kräftige, kernhafte Gestalten, die weder durch lyrischen Schwulst und Kraftüberfülle (wie „Winkelried's Tod“ v. K. Follen) noch durch einen Wdgel'schen sogenannten historischen Kraftstyl in's Riesenhäßige und Uebermenschliche hinausgehoben sind. Durch alle Gesänge der acht vaterländischen Dichtung finden wir eine Menge von feinen Zügen aus der Naturumgebung, dem Leben und den Sitten des besungnen Helbenvölkchens zerstreut, welche von der frischen und ächt poetischen Beobachtungsgabe des Dichters Zeugniß geben. Zu den schönsten Partien gehören offenbar die Erzählung des Einzuges der Franzosen unter Schauenburg in Luzern im 1. und die Schilderung der Verheerung des Landes im 9. Gesang; nicht minder anziehend finden wir die Rüstung und Joller's Nachtwache im 3., den Kampf Würsch's gegen vier Franken im 5., den Untergang Flobert's und seiner Schaar im 6., Joller's und seines Bruder's Tod im 7. Gesang.

Unerpischte Auswüchse sind der Traum Schauenburg's und der prophetische Ausblick in die Zukunft am Schlusse der Dichtung; als einen Mangel müssen wir auch den zu häufigen Gebrauch von Ver-

gleichungen, die allzugroße Breite der Reden, sowie die Wiederholung ähnlicher Situationen z. B. im Kampf beim Kernfer Walde betrachten, die vielleicht historisch richtig, aber, weil ermüdend, poetisch zu verwerfen sind. —

Dem „Columbus“ fehlt nicht das große Interesse des Stoffes, nicht die pathetische Behandlung, nicht die schöne, fließende Versifikation, wohl aber die Gedrungenheit des Styls und jene poetische Belebung der Sprache, wobei sich Schwung und Phantasie nicht bloß auf den einzelnen Ausdruck, oder das Reimwort, sondern auf den ganzen Satz werfen. „Columbus“ ist im Ganzen matter, blasser, planer, mehr poetische Geschichtserzählung, als die „Onkel Winkelrieb's“; Sprache und Denkart der Indianer sind zu sehr im Sinne und Geist des Abendlandes gehalten; die Rede Jehov's im Sturm ist zu breit und zu theologisch, die Selbstkrönung des Columbus ein offener Mißgriff, — dennoch hat diese Dichtung die laue Aufnahme, welche ihr zu Theil geworden ist, nicht verdient. Sie enthält eine Menge von herrlichen, ächt poetischen Abschnitten, wozu wir namentlich einzelne Theile der Rede des Columbus im 1. Gesang, den Abschied im 2., die Schilderung der Antillen im 8., den Sturm im 10., und vor allem den ganzen 6. Gesang rechnen, der die Empörung der Schiffsmannschaft meisterhaft durchführt und in seinem steten Flusse beweist, wie viel der Dichter auch anderwärts hätte leisten müssen, wenn er nicht durch gehäufte Vergleichen und zu wenig motivirte Episoden den Eindruck des Ganzen bisweilen gestört hätte.

Höchst erfreulich bleibt es immer, daß solche ernste und bedeutende poetische Leistungen auf einem Boden hervorgewachsen sind, dessen Bewohnern man sonst meist bloß praktisches Geschick und nüchternen Sinn zuzuschreiben geneigt war. Die Form der Tobler'schen Dichtungen ist freilich von italienischen Mustern entlehnt und vielleicht hätte der Dichter gut gethan, die etwas zu künstliche Schönheit der ächten wie der modifizirten Stanze, in denen seine Dichtungen geschrieben sind, ähnlich wie Dr. A. Henne, zu zerbrechen und ihrem Inhalt einen freieren Leib zu schaffen, um dem Vorwurf der Manier ganz zu entgehen. Allein einmal auf diesem Boden stehend hat er den Bau der Strophe und die ganze Kunst der Versifikation mit so großer Gewandtheit gehandhabt, daß sowohl der „Columbus“ als die „Onkel Winkelrieb's“ auch nach dieser Richtung stets eines genauern Studiums würdig bleiben.

Der Einzug der Franken.

Aus dem 1. Gesang der „Eifel Winkelfriede.“

Schon naht der Tag (o Qual für freie Herzen!)
 Der allem Volk die Huldigung gebet,
 Der ihn besiegelt — diesen Bund der Schmerzen,
 Die Schmach verewigt durch geschwornen Eid.
 Abschwören soll's den angestammten Rechten,
 Und Hochverrättern Treu geloben, Knechten,
 Die Frankreichs Wahl zu Häuptern ihm gesetzt
 Und Frankreich selbst durch steten Hohn verlegt.

Da saßt das ganze Land ein tiefer Schauer;
 Doch Alles beugt sich vor des Siegers Macht,
 Und füllt auch jede Brust gerechte Trauer,
 Die Huldigung wird zitternd dargebracht.
 Nur Unterwaldens tapf're Männer wagen
 Den schönsten Schwur der Knechtschaft zu versagen.
 Kein Spiel ist ihnen die erhob'ne Hand;
 Wer schwört, entsagt dem freien Vaterland.

Und plötzlich weicht von Berg und Thal die Freude;
 Der Scherz verstummt, es stockt der munt're Tanz,
 Der Kubel schweigt auf der verlag'nen Haide,
 In Nacht erlischt der Wonne Farbenglanz.
 Der Hirt vergißt des Lamm's, der Senn, erschrocken,
 Verläßt den glüh'n'den Herd, den Jäger locken
 Nicht Gamsen, Rehe nicht zum Berg hinan,
 Und angeketlet bleibt der Fischershahn.

Wie oft auf hohen Alpen kalter Himmel
 Den Sommertag mit Wintersturm erschreckt,
 Der Nordwind braust, der Flocken weiß Gewimmel
 Der Tristen grünen Sammet überdeckt:
 Die Heerd' erhebt des Hungers bang Gebrülle,
 Sie flieht in's Thal, und öde Todtenstille
 Verschlinget Leben, Lustgesang und Scherz, —
 So endet schnell des Volkes Wonne Schmerz.

Wie vor dem Wolf sich bang zusammenflüchten
 Und zitternd Nachts sich schmieget Schaf an Schaf,
 So sammelt sich das Volk, von Kriegsgerüchten
 Emporgeschreckt aus süßem Friedensschlaf.
 Und wie beim weh'nden Sturm vor Ungewittern
 Des rauschenden Gehölzes Blätter zittern,
 Wird jedes Herz, das für die Heimat schlägt,
 Von dunkler Furcht und banger Angst bewegt.

Der Sorgen Dual treibt Manchen dort zu spähen,
 Zum Bergeshaupt, das alle Fernen sieht;
 Er wähnt, der Waffen droh'nden Glanz zu sehen,
 Wo fern des Strom's beweglich Silber zieht;
 Zu Staub der Marsche wird ihm jeder Nebel,
 Die Täuschung zeigt ihm Fahnen, Speer' und Säbel,
 Im Seegemurmel hört er Trommelschall,
 Und Hoßgestampf im fernen Donnerhall.

Auf freien Plätzen wie im Schooß der Hütten
 Versammelt sich vertrauter Nachbarn Schwarm,
 An Freundesbrust die Sorgen auszusüßten;
 In Wechselrede mildert sich der Harm.
 Die Männer hört man da, die frechen Thaten
 Der Franken laut besprechend sich berathen;
 In lautem Jammerton ergießt das Herz
 Der bangen Frau'n des Kummers tiefen Schmerz.

Gesammt Nidwalden ist heut ausgezogen
 Und dränget zu Stansstad sich an dem Strand.
 Hier landen, hergewiegt von blauen Wogen,
 Viel Waller stets von nah' und fernem Land.
 Hier fliegt das schnelle Wort von Mund zu Munde,
 Und gibt von Allem stets die erste Kunde.
 Das Volk umdrängt den alten Werthurn,
 Wie Hirten eine Wettertaun' im Sturm.

Der Fischer Flühler hängt mit seinem Knaben
 Das nasse Netz, das sie mit schwerem Fang
 Aus tiefer Fluth emporgezogen haben,
 An Pfählen auf, dem Seegeftad entlang.

Der greise Engelberger tritt zu ihnen,
 Und fragt den Nachbar mit besorgten Mienen:
 „Sag' an, ist's wahr, vernahm man, als der Tag
 Am Himmel aufstieg, fernem Trommelschlag?“

„So melden mir, gedrückt von schwerem Kummer,
 Die Frauen dort, die bei der Warte steh'n.
 Mir Müden schloß das Ohr der tiefe Schummer,
 Du aber hast das frühe Licht gesehn.“

„Ja, Freund, erwidert ihm mit traur'gem Tone
 Der Fischer, als ich früh mit meinem Sohne
 Den See besuhr, erscholl es dumpf und fern
 Wie Trommelton herüber von Luzern.“

„O hätten eitle Träume mich betrogen!
 Allein mich drückt noch andrer Sorgen Wucht:
 Hoch stand die Sonne, da durchschwamm die Wogen,
 Luzerns Gestad entsandt, in diese Wucht
 Ein stattlich Schiff; am raschen Kiel zerschellen,
 Gepeitscht von vielen Rudern, sich die Wellen;
 Ein fremder Mann, gehüllt in Prachtgewand,
 Betrat mit stolzem Schritte dann den Strand.“

„In reichem Zeug, geführt an goldnem Bügel,
 Folgt muthig wiehern ihm sein stattlich Roß.
 Kein Gruß beehrt das Volk, das ihm die Bügel
 Gefällig hielt, und stannend ihn umfloß.

„„Vom nächsten Pfad nach Stanz verlang' ich Kunde!“
 So tönt es herrisch aus dem stolzen Munde.
 Dann sprengt er mitten durch des Volkes Kranz,
 Und fliegt, als jagten Wetter ihn, nach Stanz.“

„Wohl kommt er, von den Franken abgesendet,
 Und Glück verheißt uns seine Ankunft nicht.
 O hätte Frauon; die Reise schon vollendet,
 Aus jedem Zweifel zög' uns sein Bericht.
 Von banger Angst um's Vaterland bekommen
 Ist er im Rachen nach Luzern geschwommen,
 Als gestern, da noch Alles schlummernd schwieg,
 Die Dämmerung empor am Himmel stieg.“

„Sein Wort ließ baldig Wiederkommen hoffen,
 Vergebens aber späht' ich nach dem Kahn —
 Hat etwa plötzlich Unheil ihn betroffen?
 Die Sonne naht bereits dem Ziel der Bahn,
 Die Nacht dem Thäl; nur des Pilatus Spitze
 Glüht purpurn noch; so komm' zum Ruhefisse!
 Dich drückt des hohen Alters schwere Last,
 Und auch mein müder Leib sehnt sich nach Raft.“

Er spricht's und seufzt; die beiden Freunde setzen
 Zugleich sich hin, wo weicher Rasen schwillt,
 Wo kühle Fluthen ihren Fuß benezen,
 Und säuselnd Laub der Weiden sie verhüllt.
 Und Engelberger klaget: „Sorg' und Schmerzen —
 Wie lasten sie so schwer auf meinem Herzen!
 Zwar fürcht' ich Nichts für Fruonzen, denn er bricht
 Sich immer Bahn, wo ihn Gefahr umflieht.“

„Ich fürchte, fürchte — tausend Zungen sagen,
 Bald ziehe jener falschen Franken Heer,
 Der Deutschen Angriff kräftig abzuschlagen,
 In uns'rer Hochgebirge Thäler her.
 Hier wollen sie die weiten Lager stecken,
 Aus starkem Aspenwall den Feind zu schrecken.
 Wo aber Nahrung für der Fremden Zahl?
 Genügt dem Uebermuth der Dürft'gen Mahl?“

„Verbannt ist aus der Kämpfer Brust die Schonung;
 Der freche Krieg hat weder Scham noch Scheu,
 Den Schwachen treibet er aus seiner Wohnung,
 Den Armen selbst von seiner Handvoll Streu.
 Und ach, wer bürgt, daß nicht die fremden Schaaren,
 (Ich zitt're, wenn ich denke der Gefahren)
 Dies Land sich wählen zu beständigem Sitz,
 Vertrauend ihrer Waffen mächt'gem Bliz?“

„Ach schlänge denn der Freiheit letzte Stunde,
 Und sinkt mit ihr der Heimat Glück in's Grab —
 Brich Herz! es kehrt sich von der Todeswunde
 Des Vaterlands mein Auge weinend ab.“

Von allen Heil'gen werd' es abgewendet! —
 Doch sieh! wenn Täuschung nicht mein Auge blendet;
 So schwankt durch's Dunkel dort ein Schiff heran.
 Erkennst du's? Ist es Fruonzens leichter Kahn?"

Sie springen auf, und ihre Blicke starren
 Zum Rachen hin, den rege Fluth umschäumt.
 Wie peinlich ist das thatenlose Harren,
 Wenn die Entscheidung großer Dinge säumt!
 „Er ist es, jubelt Flühler, ihn erkennend
 Am hohen Wuchs; er ist's, ich burste brennend
 Nach seines Mundes sicherem Bericht;
 Doch den Gefährten — kennst auch du ihn nicht?"

Der Rachen naht durch's stürmische Gewelle,
 Jetzt schwimmt er in die stille Bucht herein.
 „Willkomm! ruft Flühler Fruonzen zu, geselle
 Dich gleich zu uns, und still' der Neugier Bein!
 Geh' Sohn, sein Schiff an jenen Pfahl zu knüpfen,
 Um den die Wogen, sanfter tanzend hüpfen.
 Du, Freund, komm' her in deiner Nachbarn Mund!
 Erzähle! was verkündet uns dein Mund?"

„So ist euch keine Kunde zugekommen?
 Erwidert Fruonz, und schwingt sich an den Strand.
 Habt ihr denn nicht den Trommelschall vernommen?
 Ihn hörte bebend weit umher das Land.
 Ihr Nachbarn, ach was werden wir erfahren?
 Luzern erfüllen schon der Franken Schaaren.
 Zu Tausenden sind sie heut' eingerückt,
 Hier Bircher hat den Zug mit mir erblickt.“

So sprechend wird er gleich von Volk umschlossen
 Und aufgefordert spricht er also fort:
 „Schon gestern fuhr ich hin; zum Fahrtgenossen
 Nahm gern ich diesen Jüngling hier an Bord.
 Die Gassen wogten von bewegtem Drange,
 Es rüstete zum gastlichen Empfang
 Sich jedes Haus; des Herold's Ruf entbot:
 „Die Franken bringt das nächste Morgenroth.““

„Ich wurde gastlich von dem Freund empfangen,
 Und Speis' und Trank warb reichlich mir gebracht;
 Doch reizte nicht das süße Mahl mich Bangen,
 Und keine Ruh' gewährte mir die Nacht.
 Fort eilt' ich bei des Morgens frühstem Grauen,
 Mit meinem Freund der Franken Heer zu schauen.
 Bald rückt es an, mit lärmendem Gebraus
 Erfüllt's nun alle Wassen, jedes Haus.“

Hier schweigt er; doch ihn drängen hundert Fragen:
 „Wie ist des Feldherrn Ansehn und Gestalt?
 Weißt du die Zahl der Fremden anzufagen?
 Ist sie so stark, der Franken Heergewalt?
 Mit welchen Waffen, sprich, sind sie gerühet?
 Ist's wahr, daß sie hieher zu ziehn gelüset?
 Ein falscher Irrewisch oft ist das Gerücht,
 Des Wahren Wort des Nordsterns leitend Licht.“

„Vergönnt mir jetzt, erwiedert Frauon, zu rasten,
 Die matten Glieder sehnen sich nach Ruh';
 Den ferneren Bericht von den Verhassten
 Erzähle diesen Männern, Bircher, du.
 Stets stürmten Wind und Wellen uns entgegen;
 Bald wären wir der langen Müß' erlegen.
 Gefärkt kehrt' ich zurück zu diesem Ort.“
 Er geht, und Bircher redet also fort:

„Gern still' ich euer brennendes Verlangen,
 Ob auch zu Hause sich die Mutter sehnt,
 Den Sohn mit Liebesarmen zu umfassen,
 Den ihre Sorge stets gefährdet wähnt.
 Allein mit welchen Worten, welchen Silbern
 Vermöcht' ich euch, was ich geseh'n, zu schildern!
 Wohl schreckt der Franken fürchterliche Macht,
 Doch jesselt jeden Blick die hohe Pracht.“

„Noch lag der Dämm'rung Flor auf Stadt und Auen,
 Doch schon entriß sich ganz Luzern der Ruh';
 Den nah'nben Zug des Frankenheers zu schauen,
 Floß zahllos Volk den off'nen Pforten zu.“

Rechts an dem Pfad sieht man den Reußstrom blinken,
 Es thürmen Hügel sich empor zur Linken,
 Dort sammelt sich auf dem begrastem Wall
 Mit bangem Flüßtern jezt der Menge Schwall.“

„Noch lag um uns des Todes öde Stille,
 Da schlug ein dumpf Getös an unser Ohr;
 So hört man fern des Wasserfalls Gebrülle,
 Verhüllt ihn gleich der Wald mit dichtem Flor.
 Allmälig wächst und naht das ehr'ne Brausen,
 Und gießt durch Mark und Knochen kaltes Grausen,
 Noch unsichtbar, denn trotz der Blicke Späh'n,
 Mag noch den lauten Zug kein Auge sehn.“

„Doch wie der langgedehnte Nebelstreifen,
 Der durch des Thales irre Krümmen geht,
 Bergwanderern des Stroms geheimes Schweigen
 Durch enge Schlucht und und off'ne Driß verräth:
 So zeigen Staubeswolken, die sich ballen,
 Und, gleich dem Pfad sich schlängelnd, ihn umwallen,
 Der Heeresmassen tief verhülltes Nah'n
 Und jede Wendung ihres Marsches an.“

„Wie Pflanze, die die Wildniß fengend reuten,
 Und Köhler um den schwarzen Brand im Wald,
 Halb sichtbar nur wie bleiche Schatten schreiten,
 Vom finstern Qualm geheimnißvoll umwallt:
 So kamen, von des Staubes trüben Wogen
 Noch halb verhüllt, die ersten Reih'n gezogen,
 Vermummten Räubern gleich, die scheu durch Nacht
 Und Nebel ziehn, auf Raub und Mord bedacht.“

„Doch so wie Nebel in verwirrtm Tanze,
 Besiegt vom Strahl der Sonne, schnell entflieh'n,
 Da sieht man vom Gebirg im Silberglanze
 Den Strom die meilenlangen Bahnen zieh'n:
 So sieht man jezt, von frischen Morgenwinden
 Zur Linken hingejagt, den Staub verschwinden,
 Und mälig stellt sich nah und ferne klar
 Der ungeheure Zug den Blicken dar.“

„Wie hoch vom Bergeshaupt zu Thalesgründen
Saumrosse zieh'n, mit Welschlands Gut bepackt,
Und hin und her auf irrem Pfad sich winden,
Der, Blitzen gleich, am Fels sich niederzackt —
Aus trüber Wolken Schooße, nah dem Himmel,
Ergießt sich endlos ihres Zugs Gewimmel;
Erst senkt es sich herab durch wild Gestein,
Dann durch den schauerlichen Fannenhain.“

„Jetzt über Ströme zieht es, über Bogen
Der Brücken hin, verschwindet jetzt, hervor
Kommt's plötzlich wieder klingend dort gezogen,
Aus des Gebirges schwarzem Felsenthor,
Die letzten bergen sich in Wolkenbüsten,
Geh'n schon die ersten tief in Thalesklüften:
So zieht sich unabsehbar hin und her
Durch's krümmenreiche Thal der Franken Heer.“

„Jetzt steigt die Sonn' empor, kein Dunst verdunkelt
Ihr volles Licht; da strahlt das ganze Heer
In regem Blitzesglanz, es flammt und funkelt
Das blanke Schwert, das eiserne Gewehr.
O wie in gold'nen Helmen, Silberspangen
Und reinem Stahl die stolzen Führer prangen!
Das Auge trägt den Flammenschimmer nicht,
Geblendet schließt es sich dem grellen Licht.“

„In höherm Glanze strahlt die Welle nimmer,
Wenn sich entwölkt die Sonne drin beschaut;
Die Saaten glühen nicht in bunterm Schimmer,
Vom jungen Tag mit Perleuschmuck behaut,
Wie leichte Wölkchen über feuchten Triften,
Wallt ob den Waffen hin in regen Lüften
Der seid'nen Fahnen unermüdet Spiel,
Der Sträuß' und Büsche wogendes Gewühl.“

„Schon durch das Thor ergießen sich die Schaaren,
Zuerst in ihrer dunkeln Todesstracht;
Die schwarzen Banden sind's, die wir gewahren,
Die ersten stets im Zug und in der Schlacht.“

Des Tigers Grimm, der Kaper arge Tüde,
 Des Wolfes Morblut flamm't in ihrem Blicke;
 Raub starrt der Bart, der Wang' und Mund umflücht,
 Und Narben decken ihr verzerrt Gesicht.“

„Die besten Schützen rühmet sie der Franke,
 Und blut'ger Kampf ist ihnen süße Lust;
 Doch trotzig brechen sie der Ordnung Schranke,
 Kein Zaum beherrscht die Hie der rohen Brust.
 Das Gend steht sie fruchtlos um Erbarmen,
 Die Unschuld stirbt in ihren geilen Armen;
 Mit Schauer spricht von ihnen das Gerücht,
 Wie von der Schlangen giftigen Gezücht.“

„Die Frevler rief, der Krieger Zahl zu mehren,
 Von Feinden rings bedroht, das Frankenland.
 Froh sprangen sie vom Borde der Galeeren,
 Wo sie der Ketten Last an's Ruder band;
 Die sind des Kerkers feuchter Nacht entronnen,
 Und grüßen mit Geschrei das Licht der Sonnen,
 Wen schwere Schuld auf ferne Inseln stieß,
 Wer kurtzweilend einst das Vaterland verließ.“

„Und mancher, der mit steten Hammerschlägen
 Dem Golde nachgeplüht im tiefen Schacht,
 Und And'rer Schätze dann mit schwerem Keuchen
 Auf träger Schleif' empor an's Licht gebracht;
 Wen streng Gericht an schwere Karren spannte,
 Wem heißes Er; den Rücken schändend brannte,
 Wer Steineslast zum Bau der Festung trug,
 Und wem die Geißel blut'ge Striemen schlug:“

„Die jubeln nun, der harten Zucht entlassen;
 Doch keinen hat sein ernst Geschick bekehrt,
 Sie freuen sich, das scharfe Schwert zu fassen,
 Die Strafe hat nur Rachedurst genährt.
 Mit Raub und Mord, mit jeglichem Verbrechen
 Will ihre Wuth die langen Leiden rächen.
 So kehrt der Wolf mit lechzendem Gebiß
 Zum Mord zurück, wenn seine Kette riß.“

„Die zieh'n voran mit grellem Hörnerschalle,
 Wild durcheinander fluthet ihr Gemisch;
 Ihr Mund verlegt die stillen Bürger alle
 Mit der Verachtung spöttischem Gezisch.
 So wie der Ziegen küstern Volk, geleitet
 Von Knabenhand, die Ordnung überschreitet,
 Die nascht am Saume, jene anderswo,
 Die springt in's Gras und meckert schadenfroh;“

„Er ruft umsonst die Zögernden vom Hage,
 Und wirft die Naschenben mit schnellem Stein,
 Er droht umsonst mit zorn'gem Peitschenschlage,
 Umsonst ist Schmeichelei und scheltend Schrei'n:
 So zieh'n der Frevlerbande lose Reihen,
 Die keinen Führer, keine Strafe scheuen;
 Die säumen trüg, die jagen wild voraus,
 Die stürmen frech in jedes nahe Haus.“

„Vorüber war der Marsch der wilden Schwärme;
 Ich wähnte, daß der Zug zu Ende sei.
 Horch! da verkündet steigendes Gelärme,
 Es ziehe noch ein zweites Heer herbei.
 Wie erst nur einzeln schwere Tropfen fallen,
 Wenn schwarz daher Gewitterwolken wallen,
 Bald aber stürzt des Regens voller Guß,
 Der Teich wird See, das Bächlein schwillt zum Fluß:“

„So folgt der Vorhut nun die Heeresmasse.
 Wie ein geschwoll'ner Strom zum hohen Rand
 Die beiden Ufer füllt, man sorgt, es fasse
 Das Bord ihn nicht, er breche wild in's Land:
 So ist der Krieger unzählbarer Menge
 Der breiten Straße weiter Raum zu enge,
 Und dicht gedrängt, wie zieh'nder Schafe Schwarm,
 So zieh'n sie Wehr an Wehr, und Arm an Arm.“

„Damit ihr Brunk uns Dürftige beschäme,
 Hat sich das Heer mit aller Pracht geziert.
 Und daß man überall ihr Nah'n vernehme,
 So werden alle Trommeln laut gerührt.“

Wie's kracht, wenn zu gewölbten Felsengängen
 Minirer den Granit des Berges sprengen;
 So dröhnet unter'm weitgewölbten Thor
 Und durch die Gassen hin der Trommeln Chor.“

„Drauf hörten wir die Kriegsmusik erklingen;
 Sie rauscht vorbei. Der Grenadiere Reih'n,
 Getragen von der Töne, raschen Schwingen,
 Zieh'n prangend jetzt durch off'ne Pforten ein,
 Wie in den Port, von langer Fahrt zu rasten,
 Die Flotte kömmt mit einem Wald von Masten;
 Sie zieh'n einher in fest verbund'nem Schritt,
 Die Erde zittert unter ihrem Tritt.“

„„Sieh', Schauenburg!“ umweht mich ein Geflüster.
 In scheuer Furcht entblößt sich jedes Haupt.
 Wie grimmig ist des Felbherrn Blick, wie düster!
 So schaut der Tiger, der nach Beute schnaubt.
 Den Bau der Glieder kann ich starken Eichen,
 Die trotzend Sturm und Wettern steh'n, vergleichen.
 Auf frecher Stirne thronet Uebermuth;
 Sein breites Antlitz brennt in Hornesgluth.“

„Auf rothem Rosse kömmt er hergeritten;
 Von Gold und Silber starrt sein Prunkgewand.
 Ein reicher Gürtel schlingt sich blendend mitten
 Um seinen Leib', und wie am Felsenstrand
 Der weiße Schaum bewegter Wellen bebet,
 Und wechselnd bald sich senkt und bald sich hebet,
 So tanzt auf seinem Haupt in Schneeglanz
 Des weißen Federbusches üpp'ger Kranz.“

„Doch ob die reiche Pracht auch wohlgefalle,
 Wer wagt des Felbherrn finst're Stirn zu schau'n?
 Sie heischt, daß Alles bebend niederfalle.
 Verschleucht die Liebe, wecket banges Graun.
 Die Rechte läßt des Stahles Schärfe blinken;
 Mit rauhem Herrscherton, mit stolzem Winken
 Lenkt er gebläht sein stumm gehorchend Heer,
 Ein zorn'ger Gott im stillen Wolkenmeer.“

„Mainoni reitet an des Felbherrn Seite,
 Er nennet sich Reapels tapfern Sohn;
 Doch frühe lockt ihn Sehnsucht in die Weite,
 Ein Knabe noch, folgt er den Lagern schon.
 Man sieht auf schwarzem Roß den Helden prangen;
 Des Mittags Sonne bräunt' ihm Haar und Wangen,
 Der Augen Gluth, der Mienen Unbestand,
 Die stete Hast verräth sein Heimatland.“

„Das heiße Blut läßt nirgends ihn verweilen,
 Nie rastet seines Pferdes Sturmesflug;
 Bald sieht man ihn zurück zum Nachtrab eilen,
 Bald jagt er weit voraus zum Vorderzug
 Weh', wen auf Fehlern diese Blicke trafen!
 Schon ist er da mit scharfem Wort zu strafen,
 Dem Klüben gleich, der um die Heerde leucht,
 Und bellend jedes Schaf vom Abweg scheucht.“

„Doch lieblich wie ein Engel anzuschauen
 Ist Müller zu des Felbherrn linker Hand;
 Mildeleuchtend weckt sein Auge froh Vertrauen,
 Der erste Blick hat jede Furcht verbannt.
 Wie um den Mond der Silberwolke Flocken,
 Weh'n um sein hold Gesicht die blonden Locken,
 Die Miene zeugt und lauter Ruhm erzählt,
 Daß er den Heldenmuth mit Huld vermählt.“

„Mit sanftem Händewink und milden Blicken
 Erwidert er der Menge freud'gen Gruß;
 Doch scheint verhehlter Kummer ihn zu drücken,
 Daß er den Fahnen Schauenburgs folgen muß.
 Sein edler Sinn läßt uns das Bef're hoffen;
 Er hält das Ohr gerechten Klagen offen;
 Den deutschen Stamm bewährt sein Angesicht,
 Und uns're Zunge hört man, wann er spricht.“

„Sein weißes Roß verlangt mit Sturmesflügel
 Dahinzujagen, zürnet und beschäumt
 Mit knirschendem Gebiß die gold'nen Zügel;
 Doch wie es stampft und wiehert und sich bäumt,

Leicht wird sein Ungestirn von ihm bezähmet,
Wie Sturm unedler Leidenschaft beschämet
Vor dem Gebote reinen Willens schweigt,
Und sich gehorchend seinem Joche beugt.“

„Ich kenne nicht der andern Führer Namen,
Denn keiner gab mir kundigen Bescheid.
Wie vor ihm her, so hinter Schau'nburg kamen
Auf Fahnen Fahnen stets im Heergeleit.
Wie Wasser quillt aus ew'ger Felsenader,
So folgten endlos sich die Kriegsgeschwader;
Schon war der zweiten Stunde Lauf vollbracht,
Und stets ergoß sich neue Heeresmacht.“

„Wer zählt in See und Strom die Brut der Fische?
Der Blätter Menge, die im Walde rauscht?
Wer zählt die Vögel, wenn ihr bunt Gemische
Den kalten Nord an warme Zonen tauscht?
Wer kennt im weiten Feld die Zahl der Aehren?
Der Tropfen Zahl, wenn Wolken sich entleeren?
So wenig thut euch je der Zeugen Mund
Die Zahl der fremden Kriegesvölker kund.“

„Wie den der Schwindel faßt, der in die Wellen
Des schnellen Bergstroms staunend niederschaut,
Wenn Regengüsse seine Fluthen schwellen,
Und Schnee und Eis im Frühling aufgethaut:
So schien der Grund sich wankend zu bewegen,
Und Erd' und Himmel drehend sich zu regen,
Als endlos Schaar auf Schaar in raschem Tritt
Vor meinem starren Blick vorüberschritt.“

„Doch endlich walt das Volk zu Fuß vorüber,
Da siehe, folgt ein and'rer Zug ihm nach:
Noch dichter wogt der Staub empor, noch trüber,
Man hört ein lautes Rasseln und Gefrach,
Wie die Laminen donnernd sich verkünden,
Und wie's in unsrer Gletscher tiefen Schlünden
Dampf toset, wenn das Eis zusammenkracht,
Bezwungen von der Sommer Sonne Macht.“

„So hallt es dumpf. Die starren Blicke iragen:
 Da rollt das schreckliche Geschütz heran,
 Und rasselnd zieh'n gewalt'ge Kriegeswagen
 Und dichter Troß auf tief gefurchter Pahn.
 Nie sah ich einen solchen Zug von Rossen
 Und Wagen über uns're Flur ergossen,
 Wenn alles Volk im Sommer froh sich rührt,
 Und heim der Matten duftend Grummet führt.“

„Jetzt kam“ — doch der Erzählende vollendet
 Die Kunde von der Franken Einzug nicht;
 Denn Fährster, der sich trauernd abgewendet,
 Stört durch erschrock'nen Ausruf den Bericht:
 „Ha, seht, was drüben am Gestade schimmert,
 Und dort durch Hergiswyls Gefilde flimmert!
 Vernehmt ihr nicht der Hörner nahen Ton?
 In unsern Marken steh'n die Franken schon!“

Flober. Aus dem 6. Gesang.

Diemeil im Drachenried an allen Enden
 Des heißen Kampfes Lohe sich erhebt,
 Und trüb und schwer an allen Bergeswänden
 Und über'm Thal das Rauchgewölke schwebt,
 Zieht Flober schnell, in tiefer Todtenstille,
 Vertrauend auf des Dampfes dichte Hülle,
 Sein harrend Kriegesvolk aus träger Ruh,
 Und leitet es des Rostlochs Klüften zu.

Gleich schlauen Füchsen, die auf leisen Behen,
 Den Schwanz gesenkt, gespannt jeden Sinn,
 Des Dorfes Höfe still unzieh'n und spähen:
 So schleichen sie die dunkeln Steige hin.
 Und so wie Nachts die räuberischen Eulen,
 Wenn Regen stürzt und rauhe Stürme heulen,
 Mit leisem Flug, im Auge Feuergluth,
 Sich werfen auf entschlaf'ner Vögel Brut:

So zieh'n sie still. Des Fußsteig's dünner Faden
 Führt sie durch's Neb, entlang dem stillen Bach.
 Nun folgen sie ihm auf beengtern Pfaden
 Links hingewandt zum Felsenschlunde nach,

Und stürmen, wie der Wasserfluth Gewalten
Des Bergs granit'ne Mauern hier gespalten,
Und wie der Bach, so friedlich jünger, erobert
Auf einmal jetzt von Fels zu Felsen tost;

Wie seine glatten Wasser plötzlich schäumen,
Und an die Klippen spritzt ihr weißer Gischt;
Wie schnell in dieser Klüfte düstern Räumen
Der frohe Tag in Dämmerung erlischt;
Wie kalt auf einmal hier im Erdenbauch:
Der seuchten Klüfte rauher Athem haucht;
Und wie der Berg, senkrecht emporgeredt,
Bis in die Wolken seine Stirne streckt.

Schmal ist des Felsenschachtes düstre Schwelle.
Der Pfad von wüstem Bergeschutt beengt,
Und neben ihm hat auch des Baches Welle
Mit lautem Ungeflügel sich eingebrängt.
Nur einzeln können sie den Paß gewinnen,
Zum dünnen Faden muß das Heer sich spinnen;
Gleich einer ungeheuern Schlange' im Moor
Schleppt sich der Zug gedehnt durch's Felsenthor.

Jetzt senken jäh hinunter sich die Thäler,
Der Berge Krümmung hemmt den freien Blick;
Die Bahn wird immer rauher, immer schmaler,
Und drohend über Scheitel und Genick
Der Wand'rer wölben sich die nieder'n Felsen;
Gebückten Hauptes, mit geknickten Hälften,
Zieht sich der Franken stummes Heer hinab,
Bang irren sie durch's düst're Felsengrab.

Noch steh'n die Letzten an des Passes Schwelle,
Die Ersten nahe schon an Alpnachs See,
Und freu'n sich der erhöhten Tageshelle;
Da überfällt sie jählings Tod und Weh.
Fruanz läßt sich nicht von Frankentritt berücken,
Längst kennt er sie mit allen ihren Tücken;
Längst hat er beide Höhn mit Volk bedeckt,
Doch tief in's Wälderdunkel es versteckt.

No um den Schacht die hohen Zinnen ragen,
 Hat es mit Art und Schwert des alten Hains
 Gewalt'ge Fichten fällend umgeschlagen,
 Und hoch gehäufet Vorrath des Gesteins.
 Jetzt, da die Franken durch des Berges Engen
 Sich mühsam vorwärts an's Gestade drängen,
 Und das Gestrüpp gleich Schlangen sie umflieht,
 Greift sie stracks das schrecklichste Gericht.

Der Führer gibt mit seinem Horn das Zeichen,
 Und donnernd stürzt des Holzes schwere Wucht
 Und rasselndes Gestein; die Feind' erbleichen,
 Vergebens suchen sie den Pfad zur Flucht.
 Vorn sperrt ein Schützenrupp die Bergeslücken,
 Hoch starren rechts und links die Felsenrücken,
 Den engen Rückweg zwischen Fluß und Fluß
 Sperrt selbst die Menge bang gebrängt sich zu.

Ha, wie die Felsen in den Abgrund schnellen,
 Und hagelndes Gestein die Reih'n zermalm't,
 Des Waldes Fichten gräulich sie zerfellen,
 Daß Grund und Felsenwand von Blute qualmt!
 Wie der Befürzten Knie und Schenkel zittern,
 Und Helme, Schwerter und Geschosse splittern!
 Sieh, wie der Schutt, der vom Gebirge kracht,
 In Einem Nu zerstäubt die stolze Macht!

Wie wenn der Föhn vom Berge die Lawinen
 Hinunterschleudert, riesenhoch gethürmt,
 Das Volk im Thal, mit schreckenvollen Mienen,
 Den Donner hört, der jählings niederstürmt —
 Hinfinkt der Wald, sein Schut, dem Stoß erliegend;
 Auf Dörfer hin und Fluven wälzt sich siegend, —
 Hier rettet keine Flucht — der Riesenball;
 Schnell wie Gedanken überrascht sein Fall:

So saßt Entsetzen hier der Franken Sinne,
 Da sie sich plötzlich überfallen seh'n.
 Tod wälzt sich von des Kopfbergs hoher Rinne,
 Tod wälzt sich von des Drachenberges Höh'n;

Und wollen sie die Felsenwand verlassen,
 So droht des Muehlbach's Strudel sie zu fassen;
 Er schleudert sie hinab von Fluß zu Fluß,
 Und wälzt dem See zerquetschte Leichen zu.

Jetzt aber haben beide Felsenmauern
 Des stürzenden Verberbens sich entleert.
 Der Rest der Franken, die in Höhlen kauern
 Und wo Gebirgspalten Schutz gewährt,
 Schlüpfst scheu hervor, und strebt durch Schutt und Leichen
 Die Freund' im Drachenriede zu erreichen;
 Doch Keiner kehret aus der Schlucht zurück,
 Und bringt die Kunde von des Heer's Geschick.

Denn hoch herab von sichern Bergespiken,
 Und tief herauf aus festverschloß'ner Schlucht,
 Und quer hervor aus Wald und Felsenrigen,
 Wehrt pfeisend Blei den Jagenden die Flucht.
 Erst da der Franken letzter hingefallen,
 Sinkt Tobtenstille in die Felsenhallen;
 Der Muehlbach aber braus't, von Blute roth,
 Als säng er stolz der Fremden Schmach und Tod.

Joller's Tod. Aus dem 7. Gesang.

Doch wie der Mond der Sterne Licht verbunkelt,
 So überstrahlt die Andern Joller's Muth!
 Wie Donner schallt sein Ruf, sein Auge funkelt,
 Die Brüder all' entzündet seine Gluth.
 Stets rastlos eilt er, weise hier zu ratthen,
 Dort ist er leuchtend Vorbild kühner Thaten;
 Hier straft die Fliehenden sein Flammenblick,
 Dort ruft er zu Verwegene zurück.

Bald wählt sein treffend Rohr in ferner Weite
 Sich Franken aus zum unglücksel'gen Ziel,
 Bald bahnt sein Schwert dem tapfern Heergeleite
 Schnell einen Pfad in's dichte Feindgewühl;
 Und wo die Franken es mit Macht bebrängen,
 Raht er, ein Donnerstrahl, sie zu zersprengen;
 Wenn siegend schon der Feind mit Fesseln band
 Den rettet seine schnelle Helfershand.

Er ist des Hauses Fundament; die Säule,
 Die hoch und stark des Tempels Wölbung trägt,
 Die starke Burg, die bei des Sturm's Geheule
 In sicherem Schirm den bangen Wand'rer hegt;
 Der Brücke Pfeiler, der den Eiseschollen,
 Wenn sie im Lenz geborsten niederröllen,
 Und dem Gewässer, das sich brausend schwellt,
 Den festen Felsenfuß entgegenstellt.

Auch Joseph, Zoller's Sohn und Herzenswonne,
 Der zwölf der blüh'nben Lenz nur gesehn,
 Ist gleich der lichtbekränzten Morgensonne.
 Die hellen Tag verkündet, anzuseh'n.
 O Vaterlust, wenn an des Sprößlings Zweigen,
 Der Zukunft gold'ne Früchte früh sich zeigen,
 Und auch der Seele edler Keim entprießt,
 Wie Jugendreiz den zarten Leib umfließt!

Des Vaters Feuerkraft, der Mutter Milde
 Sind hold gemischt in Zoller's Sohn vereint;
 Denn ob auch noch im zarten Knabenbilde
 Der Reiz der sanften Weiblichkeit erscheint,
 Doch lobern ihm von hohem Muth die Wangen;
 Aus seinen Augen strahlet Ruhmverlangen
 Und Männlichkeit, die früh des Knaben Kraft
 Empor zur Bahn erhab'ner Thaten rafft.

Allein dem Vater folg'sam, des Befehle
 Ihn in den Schutz der Mauer hingestellt,
 Verweilt er da, wenn gleich die kühne Seele
 Die junge Brust mit höher'n Wünschen schwellt.
 Schlaun weiß er, droht Gefahr, hinabzukauern;
 Ging sie vorbei, so zeigt sich ob den Mauern
 Sein Lockenhaupt, in's Feindesheer zu spä'h'n,
 Und den Geschossen Ziele zu ersch'n.

Er spannt den Bogen, schießt die spitzen Pfeile,
 Womit er seinen Köcher angefüllt,
 Und wo sie nah'n, die mörderischen Keile,
 Necht bitterer Schmerz und heißes Blut entquillt.

Das hohe Lob der staunenden Begleiter
 Begeistert mehr und mehr den jungen Streiter;
 Es schwirret Pfeil auf Pfeil; ihr schneidend Erz
 Durchbohrt so manches Haupt, so manches Herz.

Doch ach, indem er jetzt, vom Sieg verblendet,
 Der väterlichen Warnungen vergißt,
 Trifft ihn ein Feindesball, und plötzlich endet
 Der blühnden Jugend flücht'ge Wonnesfrist.
 Die Kugel hat sein reines Herz zerrissen;
 Todt sinkt er hin; sein frühes Sterbeküssen
 Ist einer Alpenrose blühnder Strauch,
 Sein Weißt entschwebt in ihrer Düste Hauch.

Dem Vater kommt die jammervolle Kunde;
 Er fliegt herbei, sieht seinen Sohn im Blut.
 Da bohret ihm der Schmerz die tiefste Wunde,
 Doch sacht er höher nur die Streit:sgluth.
 „O, seufzt er, rufft du, Heiland, ihn von hinnen,
 So laß der Unschuld Blut uns Sieg gewinnen,
 Und seiner Mörder hingemäht Gebein
 Veschwicht'ge dieses Herzens Flammenpein.“

„Die heißen Stunden des Gefecht's zu kürzen,
 Kommt, Freunde, kommt! das Haupt mit Sieg geschmückt!
 Laßt uns den Feind in's Thal hinunterstürzen,
 Er hält sich nimmer, wenn der Anfang glückt,
 Ich brech' euch Bahn, ich decke sie mit Leichen,
 Der Himmel hör's, ich werde nimmer weichen!“
 Er spricht's und heißt die dünnen Kämpferreih'n
 Dem letzten Streit die letzten Kräfte weihn.

Da, sieh! eilt Acker mann daher mit Reuchen,
 Dem er auf's Stanzershorn zu gehn gebot,
 Mit spähdem Blick die Tiefe zu durchstreichen.
 Sein blaß Gesicht verkündet Schreck und Noth.
 „O Unglückstag! der Franken Waffen siegen!
 Am Ufer und im Drachenried erliegen
 Die Brüder überall; in Wald und Schlucht
 Ist unser Volk in schreckenvoller Flucht.“

„Am Strand entfürzt der Feind dem Schoos der Rachen,
 Er hat Kiristen, hat Stansstab erkämpft;
 Und wie aus einer Hölle glühndem Rachen
 Steigt rings die Bluth, von keiner Hand gebämpft.“
 Und es entgegnet Joller den Berichten:
 „Floh'n jene, wir doch bleiben treu den Pflichten,
 So lang der Tod unsern Busen hebt,
 Und Stärke noch in diesen Armen lebt.“

„Wenn dort die Franken uns're Brüder jagen,
 Gleich flücht'gem Wild, wohlan, so laßt uns hier
 Hinwieder sie zurück zum Thale schlagen;
 Schwärzt jene Schmach, so schmückt euch Ruhmeszier.
 Bald stieh'n die Franken wieder zu den Schiffen,
 Seh'n sie von uns im Rücken sich ergriffen,
 Und will das Schicksal, daß wir untergehn,
 Wohl uns, die nie der Knechtschaft Tage seh'n.“

Allein betäubend gleich dem Donnerthlage
 Traf aller Andern Ohr des Spähers Wort,
 Und laut erhebt sich Weheruf und Klage.
 Mit eig'nen Augen seh'n sie hier und dort
 Rauchsäulen tief im Thale sich erheben,
 Und wenn sie nicht um's eig'ne Schicksal beben,
 So füllt sie bange Furcht für Weib und Kind,
 Die dort dem Sieger bloßgegeben sind.

Und Tur er spricht: „O Bruder laß uns weichen!
 Der Himmel will's; dem Lande frommt es nicht,
 Bedecken wir den Berg mit unser'n Leichen,
 Indes der Feind in uns're Hütten bricht.
 So schone deiner braven Wehrgenossen;
 Des Blut's genug ist überall geflossen;
 Laß diese Wenigen in's Thal entfliehn,
 Und sich die Ihrigen zu retten mühn.“

„Nicht Furcht beherrscht mich; mögt ihr alle richten,
 Ob ich der Schlacht Gefahren heut' geflohn.
 Jetzt mahnen Lieb' und Klugheit schnell zu flüchten;
 Im Staub gehorche Gott der Erdensohn.“

Groß ist's zu weih'n dem Vaterland das Leben,
 Noch größer sich in Gottes Rath ergeben,
 Den Becher trinken bitterer Vermuth voll,
 Gelassen Sinnes, ohne Zorn und Wroth.“

Der Führer wankt; bald reißen Muth und Ehre
 Und Vatersehmerz in's Treffen ihn zurück;
 Bald ruft ihn, daß er dem Verderben wehre,
 Sein Weib, die Kinderschaar, sein schönstes Glück;
 Und wie sein Blick die Kämpfer überzählet,
 Sieht er bestürzt, wie mancher Tapf're fehlet.
 Die der Franzosen Uebermacht erdrückt,
 Und heißer Wunden Schmerz dem Streit entrückt.

„So sei's denn!“ ruft er aus, „das traur'ge Leben
 Errette, wenn das Schicksal es vergönnt!
 Ich aber will mich euch zum Opfer geben,
 Daß ihr der Franken Wuth entrinnen könnt.
 Flieht, schützt die Frau'n und die verlassen Kleinen:
 Vergesset nicht der schmerzgebeugten Meinen!
 Zerstreut euch, leichter fliehet ihr zertrennt,
 In Klüft' und Wälder, die kein Franke kennt.“

Die Kämpfer, seinem Wort gehorchend, stieben
 Nach allen Seiten hin im Augenblick.
 Nur Zoller und sein Bruder sind geblieben.
 Sie opfern sich dem zürnenden Geschick.
 Verlassen stehn sie auf des Berges Spitze,
 Und hemmen der Verfolgung wilde Hitz'e;
 Einsamen Eichen im Gebirge gleich,
 Allein befehdet von der Blitze Streich.

Wie heftig auch die Franken auf sie bringen
 Mit blankem Schwert und donnerndem Geschöß,
 Sie steh'n, wie von des Sturmes wilden Schwingen
 Ringsher umbraus't ein festes Doppelschloß.
 Der Mund des Feindes selber muß sie preisen,
 Die Tapfern, deren hochgezücktes Eisen
 Den Andrang der vereinten Schaaren hemmt,
 Wie oft den Strom ein Paar von Felsen dämmt.

Noch auch dem Großen naht die letzte Stunde.
 Von manchem Schusse schwer getroffen fällt
 Der fromme Turer; mit erblaßtem Munde
 Befiehlt er seinen Geist dem Herrn der Welt,
 Bekennt in Demuth seines Lebens Mängel,
 Und Glaub' und Hoffnung hebt zum Sitz der Engel
 Den Sterbenden empor; zu süßer Ruh
 Schließt er die leidesmatten Augen zu.

Auch Zoller sinkt, Nidwaldens letzte Stütze,
 Der für den heiligen Kampf zuerst gestimmt.
 Es schmerzt ihn nicht, daß feindliches Geschütze
 Dem freudenlosen Leben ihn entnimmt.
 „Du, Rächer, wirst Helvetien einst rächen!“
 So spricht er, und des Helben Augen brechen.
 Bewundernd sieht der Feind die Todten an,
 Dann eilt er vorwärts auf erkämpfter Bahn.



Dr. Jos. Anton Henne.

Joseph Anton Henne ist den 22. Juli 1798 in Sargans, Kt. St. Gallen, geboren, der Sohn eines Handwerkers. Von seinem Vater im Jahr 1810 in das nahe Kloster Pfäfers gebracht, begann er schon 1815, von Ossian begeistert, ein episches Helbengebicht, „Kamor,“ in Hexametern, zog 1816 als Noviz des Benediktiner-Ordens die Kutte an, verließ aber aus innerm Drange am 22. Juli 1817 das Kloster und liebe Lehrer und setzte seine Studien in Luzern fort. Hier gestaltete er sein Epos zum „Diviko“ um (die Hexameter verwandelten sich in Strophen) gewann durch dasselbe die Freundschaft der Dichter Salis, R. Wyß, Bernold und des Humoristen Gügler, wie 1820 in Heidelberg die Theilnahme Grotefends, Jean Paul's, Liedge's, Kreuzer's und Mone's und in Freiburg i. B. 1821 diejenige Schreibers und Kotted's. In die Schweiz zurückgekehrt wurde er Lehrer der Geschichte am Fellenberg'schen Institut in Hofmühl, ließ 1824 in Basel seine „Lieder und Sagen aus der Schweiz“ erscheinen und arbeitete den „Diviko“ zum zweiten Mal um, indem er die Strophenform verwarf. Nach seiner Promotion in Heidelberg (1825) erschien das Epos 1826 bei Cotta, durch eine Unzahl Druckfehler entstellt. In demselben Jahre noch erhielt Henne durch die Bemühung des sel. Landammanns Müller-Friedberg einen Ruf als Kantons- und Stiftsarchivar an die Stiftsbibliothek in St. Gallen (das älteste Schweizerarchiv), schrieb hier, nachdem er 1827 seine „Frida“ geheirathet, die von der betreffenden kathol. Prüfungskommission stark beschnittene „Schweizerchronik“ und warf sich, als die Volksbewegung 1830 losbrach, von dieser Zeit an mit dem Feuereifer eines grundsätzlichen Radikalismus in's öffentliche Leben der Dreißigerperiode. Er fungirte nach einander als Präsident des Kassationsgerichtes, als Mitglied des Großen Rathes, als Präsident des kathol. Erziehungs Rathes, wurde Professor der Geschichte an der von ihm und Federer regenerirten Kantonschule und begann jetzt schon jene mythologischen und chronologischen Forschungen, als deren jüngste und reife Frucht das von Stammeswerther Combinationsgabe zeugende Werk „Manethos, die Originis unserer Geschichte und Chronologie“ (Gotha, Friedr. Andreas Berthes, 1865) zu betrachten ist, worin der gelehrte Verfasser namentlich auch seine Annahme der Autochthonie der weißen (arischen) Race in Europa neu begründet hat. Es liegt nicht in unserer Aufgabe, hier die geo-

graphischen und historischen Leistungen, Forschungen und Entdeckungen Henne's aus dieser und der spätern Zeit seines Lebens zu besprechen; wir bemerken dagegen, daß sich das rhetorische Talent unsers Dichters während der Zeit der politischen Kämpfe, in die er eingetretten war, und die auch für sein Privatleben manche herbe Stöße und Schwankungen in Gefolge hatten, dermaßen entwickelte, daß er neben dem sel. Landammann Sidler von Zug unbestritten der erste Volksredner der Schweiz genannt werden durfte. Von seiner Stelle in St. Gallen verdrängt, folgte Henne 1842 einem Ruf als Lehrer der Geschichte an der Hochschule in Vein, nahm aber am 6. März 1855 wieder seine Entlassung (Henne war ein Sprecher der Bärenmatte gewesen) und siedelte neuerdings als Stiftsbibliothekar nach St. Gallen über. Durch den politischen Umschwung im Jahr 1861 zum zweiten Mal aus seiner Stellung entfernt, wurde er zum Sekretär des Erziehungsdepartements und des Erziehungsrathes gewählt, welche Funktionen er gegenwärtig noch besorgt.

Noch in Vein hatte Henne die Novelle „Der letzte Dominikaner in Vein“ geschrieben; in St. Gallen „Die letzten Walser (Mätier) auf dem Romonten bei St. Gallen“ (1861); ferner die Appenzellernovelle „Die Rache.“ Außerdem hat derselbe einen beachtenswerthen Cyclus von Aes-, Wolfungen-, Amelungen- und Nibelungenliedern bearbeitet, nicht in Simrock's Manier, sondern in der altheidnischen Gestalt der Edda und der Volkssage. Seit Jahren arbeitet Henne auch an einer reichen Sammlung derjenigen „Volksjagen,“ welche die Mythologie unserer Vorfahren zum Kerne haben.

Lieder und Sagen aus der Schweiz; von Dr. Henne von Sargans, Archivar des Kantons St. Gallen. Basel, 1824. — Zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Basel, Schweighauser'sche Buchhandlung 1827.

Wivko und das Runderhorn oder die Lemanschlacht. National-Heldengedicht von Dr. Jos. Anton Henne aus Sargans in der Schweiz. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1826. 2 Bde.

Verstreute Gedichte in schweizerischen Journalen, Almanachen und Festschriften. — Novellen.

Henne ist ein naturfrisches, urwüchsiges, aus der harmlosen Einfachheit, gefunden Kraft und kindlichen Gemüthlichkeit des Volkslebens herausgeborenes Talent. Die Sagenwelt seiner Heimat, die den phantasiervollen Kopf des fleißigen Klosterjäblers schon in jungen Jahren erhitze, verbunden mit der Lektüre von Virgils „Aeneide“ Fennel's „Telemach,“ Geßner's „Ibyllen,“ den deutschen Volks-

büchern und Chateaubriand's „Märtyrern“ wirkten bestimmend ein auf unsern Dichter und ließen seinen mit dem wallenden Nebel einer heidnisch-christlicher Romantik erfüllten Geist jene episch-lyrische Richtung nehmen, der er nie untreu geworden ist. „Ich fühlte mich immer heimischer in der episch-lyrischen Welt; es war meine erste warme Liebe und blieb es. Die finstern Lerchenwälder ob dem Kloster füllten sich mit Fingal's Helden, und Wyßen's Volksagen riefen die meiner Heimat in meine Seele zurück,“ schreibt er in der Vorrede zum „Diviko.“

An den „Liedern und Sagen“ hat die Liebe zu „Frida“ einen großen Antheil. Aber Henne hat nicht nur in seine erotischen Lieder die ganze Wärme und Innigkeit einer in ihrem Geiste durchaus romantischen Liebe gelegt; auch in seinen übrigen lyrischen Gedichten, welche die wehmüthigen Klänge eines von dem Leben und den Ereignissen gedrückten Herzens, den Ausdruck seines tiefen Heimweh's nach dem geliebten Geburtsorte und den erhabenen Umgebungen des Wallensee's, die Ergüsse eines rein empfundenen religiösen Gefühls, den rührenden Trost an seine Mutter, die fühne Sprache der Hoffnung und die himmelstürmende des grübelnden Zweifels enthalten, hat er die ganze Mannhaftigkeit eines ehrenhaften Charakters, einen mit romantischer Gluth getränkten Patriotismus und eine Herzlichkeit des Gefühls offenbart, welche selbst den strengern Leser gewinnen und bestechen und ihn die Mängel dieser Jugendpoesien übersehen lassen.

Wir erwähnen außer der von uns getroffenen Auswahl, noch der Gedichte „Des Novizen Mailied,“ „In Heidelberg, 1820,“ „Der Abend,“ „Mys Sternli,“ „Der alte Meister,“ „An Müller,“ „Abendlied der Blinden,“ „Die Neujahrsnacht,“ „Das Blüemeli,“ „Der Salamander,“ „Das Lied vom grauen Bunde,“ welche sämmtlich das Gesagte bestätigen. In den Balladen „Die Nachtjungfrau,“ „Die Basathienwand“ und dem Romanzen-Cyclus „Schön-Frida“ hat uns der Dichter ahnen lassen, welche Früchte wir auch auf poetischem Gebiete von ihm zu erwarten gehabt hätten, wenn nicht seine Lehrthätigkeit, der Sturm und Drang der Journalistik und die gelehrte Forschung ihn verhindert hätten, seine glühende, aber in den Nebeln einer Ossian'schen Welt schweifende Phantasie durch poetische Bilder und eine vollendetere Technik zu binden und näher an die Wirklichkeit zu knüpfen, wie dies später in einigen zerstreut erschienenen Festgedichten, die wir „poetische Geschichtsbilder“ nennen möchten, theilweise geschehen ist.

Man darf nicht vergessen, daß die Erzeugnisse der Henne'schen

Muse zum größten Theil in ein Alter fallen, wo man sich trotz aller Vorbilder und bildender Lektüre selten eines geläuterten Geschmacks und einer wahrhaft künstlerischen Auffassung seines Gegenstandes rühmen darf. Wir müssen dies vorausschicken, um in der Beurtheilung des „Diviko“ gegen den Dichter nicht ungerecht zu scheinen.

Was zunächst die Wahl des Stoffes betrifft, so ist dieselbe von vorneherein nicht zu tadeln. Die Lemanschlacht war eine siegreiche Verteidigung und Rettung des heimischen Herdes, und wenn auch die keltischen Kulturformen anfänglich etwas fremdartig anmuthen, so gewährt doch das Zurückgreifen in die Vorzeit der Phantasie des Dichters jene Freiheit der Bewegung, die immer wünschbar ist, wofern nur im Stoffe Anhaltspunkte liegen, welche der Dichtung einen wirklichen Inhalt, einen realen, vom Geist der Sage und der Geschichte getränkten Boden geben. Allein eben dies ist beim „Diviko“ nicht in dem Maße der Fall, daß die Ausführung des Epos in einem Umfang von vierundzwanzig Gesängen zu rechtfertigen wäre. Man muß zwar gestehen, daß der Plan des Gedichtes großartig und allerdings, wie Grotendorf meinte, in gewissem Sinn ächt homerisch angelegt ist; allein die verhältnißmäßige Armuth des Stoffes an poetischen Motiven drängte den Dichter zur eigenen Erfindung und ließ ihn einen offenbar zu weit gehenden Gebrauch von der Einführung des Wunderbaren machen. Auch die Herbeziehung der nordischen Mythologie mußte, wenigstens theilweise (denn der Dichter hatte andererseits eine entschiedene Vorliebe für dieselbe) diese Blöße decken helfen.

Henne hätte aller Wahrscheinlichkeit nach den in seinem Stoff liegenden Mangel bei der Ausführung des Gedichtes überwunden, wenn nur seine Phantasie rein auf die epische Dichtart wäre angewiesen gewesen. Aber dieses vulkanisch glühende Naturell ist von einer ewigen lyrischen Unruhe durchzittert; die Phantasie unsers Dichters ist nicht jener mild und stätig glühende Aether, worin die poetischen Gestalten von allen Seiten scharf und klar begrenzt erscheinen, sondern der rothe Feuerstrudel des in der Tiefe aufgeregten Gemüthes, worin das Epos zur Lyrik zerschmilzt. Das Epos verlangt den Charakter der Objektivität, der vollen und scharfen Absonderung vom Subjekt. Der epische Dichter muß „auf das Auge organisirt sein;“ klar muß er uns die Dinge darstellen, sie mit dem poetischen Griffel in scharfen Umrissen in unsere Phantasie hinüberzeichnen. Dieses plastische Element, das wir auch bei A. G. Fröhlich vermifften, dagegen bei Reithard und Sal. Tobler mehr ausgeprägt fanden, fehlt dem „Diviko“, und es ist dies der wichtigste

Vorwurf, den wir ihm zu machen haben. Trotz aller gebrauchten Kraftwörter gleichen die Gestalten dieser Dichtung großentheils den Geistern Ossian's, die im Winde schweben; es sind Rebelbilder, die in einander überfließen, denen auch unsere großartige Natur und die patriotische Flamme des Verfassers keine rechte Realität einzuhauchen vermochte. Das Schlimmste ist noch, daß die häufigen und längern Reden der Personen des Gedichtes durch keine Uebergänge, sondern, wie im Drama, bloß durch den darüber gesetzten Namen derselben eingeleitet werden, wodurch das Epos zu seinem lyrischen Charakter anscheinend auch noch eine dramatische Form erhält.

Ungeachtet dieser wichtigen Mängel hat der „Diviko“ viele Stellen, welche nicht nur durch die Bewegtheit der freien rhytmischen Form und die Hoheit der Empfindung, sondern eben so sehr durch die Erfindung und die ganze Darstellung dieser erträumten heroisch-mythischen Welt einen wunderbaren Reiz und einen eigenthümlichen Zauber ausüben. Wir rechnen dazu vor Allem die von uns aus dem ersten Gesang ausgewählten Stücke. Vielleicht ist ein Theil dieses Effectes der eigenthümlichen, in gewissem Sinne barocken Sprache zuzuschreiben, die der Dichter für sein Werk geschaffen hat. Er wollte nämlich, wie er selbst sagt, unsere allemannische Sprache nach den Mustern vergangener Jahrhunderte beleben und bilden, vollendete zu diesem Zweck beinahe das ganze Gedicht in einer Mischung von alten und neuen Sprachformen, verwarf diese aber wieder und begnügte sich damit, die heutige Schriftsprache in geringerem Maße mit altallemanischen Formen zu versehen. Wir werden auf diese Versuche am Schlusse unsers Werkes zurückkommen. —

Die Novellen unsers Dichters verläugnen den frischen und kräftigen Geist Henne's nicht, leiden aber an Ueberwucherung durch den historischen Stoff.

Mgin Minnesang.

Wer spricht mir's ab, ich sei vom Sängerklamme,
Und mir sei Braga und Iduna hold?
Der muß mir stehlen aus der Brust die Flamme,
Und reißen aus dem Arm der Harfe Gold!

Fühlt ihr's, wie ich, wenn uns're hohen Firne
Erröthen wie von Freia's Allgewalt?
Die Nacht voll Freudezähren, voll Gestirne,
An Wodan's dunkler Wange feierend strahlt?

Ist denn der alte Minnesang verklungen,
 O alter Rhein, an deinem Götterstraub?
 Sagt das nicht laut, ihr raschen Zungen,
 Daß sie's nicht hören in dem Geisterland!

Oh' sie mich liebte, war ich stark im Sange,
 Wohl keinem weichend aus der Schwabenzeit;
 Doch will ich singen jetzt in frohem Klange,
 Dann regt sich's in mir wie ein herber Streit,
 Und alle Saiten zittern wie in Zagen,
 Und klagen.

Will ich dein holdes Aug', o Frida, malen,
 So schaut's mich an in seinem milden Glanz,
 So schaut's mich an, so möcht' ich in sein Strahlen
 Versenken mich auf immer gar und ganz,
 Und ach, mein Lieb ist unter lauter Bangen
 Vergangen.

Und vor mir schwebt's und läßt den Armen nimmer,
 O weh, und vor ihm wie zerschmilzt mein Herz!
 An diesem Busen ruhn, o ruhn für immer,
 An dieser Lippe sterben, o Götterschmerz!
 In dich mein Singen all, und all mein Denken
 Zu senken!

O jetzt bin ich zum Dichter nicht geboren;
 Mein Leben fordre, aber keinen Sang!
 Als hätt' ich's rein aus dieser Brust verloren,
 Als könnt ich stammeln nur mein Lebenlang —
 O weh, ein Knabe möchte jetzt im Singen
 Mich zwingen!

Minneliedlin.

Ne, lat nit irren, frome, üvri sinne,
 Da; ih sy junch und ane bart!
 An jaren bin ih wol ein chnabe zart,
 Doch, wöllend mir'z gelouben, grys an minne.

O westind ir ze chuffene miß geruachen!
 Man seit, im chuffe waßst der bart.
 Nu chuffend, frome, rein und zart!
 Ob er wol waßst, wend ir'z versuachen?

Was daz ein fuß? o myni sinne!
 Wie smerzet miß myn mund, o weh!
 Ze löschene, frome, chuffend meh,
 Wan, gryfend an myn mund! ich brinne. —

An Cäcilie.

Einsam lebte die Sibylle,
 Rhöbos heil'ge Priesterin,
 An dem Meeresufer stille,
 Schauend ihre Tage hin,

Bis der Gott vom Feuermagen
 Niederstieg in Flammenluft,
 Bis die wundervollen Sagen
 Strömten aus der Jungfrau Brust.

Und sie schrieb in ihrer Grotte,
 Doch auf leichte Blätter nur,
 Was ihr, eingehaucht vom Gotte,
 Schauernd durch die Seele fuhr.

Nur wer zu geweihter Stunde
 In das stille Herz ihr sah,
 Der vernahm die hehre Kunde
 Und das Schicksal trat ihm nah;

Aber floh'n, von rauhen Winden
 Einst erschreckt, die Blätter fort,
 War es nimmermehr zu finden
 Der Sibylle großes Wort.

Was im Innern zart entsprungen,
 Stille Behmuth, stille Lust,
 Leblos wird es wenn's erklingen,
 In nur heilig in der Brust

Klingelt herzlos durch die Menge,
 Eine flücht'ge Blätterschrift.
 Und die Saite lodt nur Klänge,
 Wo sie eine Schwester trifft.

Nach Vollendung des „Diviko.“

Vollendet ist's, verklingen der Harmonen,
 Des Zwanges höhneud, scholl es aus freier Brust:
 Aus vollem Herzen sang's der Jüngling,
 Freudigen Lebens, das Lied der Alpen.
 Wie schön du bist, umbirgtes Helvetien,
 Du Land der Freiheit, Land der Begeisterung!
 Wie hehr die Alpen, Himmelsträger,
 Lieblich die Thale an blauen Seen!
 Nur eines seh' ich, schon in der Knabenbrust
 Gehegt: in deinem Schooße zu sterben einüt,
 Daß deine Lüfte mich umwehen,
 Wenn ich am Busen von Frida herbe!
 O Diviko's Varden, nehmet das Jugendlieb!
 Empfangt, empfängt, mich, Schatten Helvetiens
 Umfönt im Abend mein Gebeine
 Neben des Rheines geliebtem Ufer!

A b e n d l i e d.

Luaged, vo Bergen u Thal
 Fliecht scho der Sonnenral!
 Luaged, uf Auen und Matta
 Wachsa die dunkela Schatta;
 D'Sunn uf de Berge noch stoht,
 Sei, wie is d'Gletscher so roth'

Luaged do aben a See!
 Heimatua wenbet si 's Vef;
 Loset, wie b'Glogga, di schöna
 Trulig am Abed ertöna!
 Hüejerglüt, üseri Luft,
 Thuast is so wohl i der Brust!

Luaged uf Matten u Riet,
 Dunkler der Schatta si zieht!
 Luaged am Fura do enna,
 Gseht er di Wulcha do brenna?
 Hend er's scho füüriger gseh?
 Hei, wie na brenniga See!

Stilla chunt aba die Nacht,
 Aber der Herrgott der wacht.
 Gseht er sel Sternli scho schüna?
 Sternli, wie bist du so fryna?
 Gseht er, am Nebel felt stoht's!
 Sternli, Gott grüß bi! wie goht's?

Loset, es seit jo: „Gar guat,
 Hetmi nit Gott i der Huat?“
 Frnli, der Vater vun Alla
 Lohet di gwüß währli nit falla.
 Vater im Himmel der wacht,
 Sternli, lieb Sternli, guat Nacht!

Unsterblichkeit.

Wie wird mir Licht in meinem Herzen,
 Wenn dich die schauernde Seele denkt,
 Wenn sie, gebeugt von Erbenschnmerzen,
 In tiefem Gram sich zum Staube senkt!
 O dann erhebt sich die Brust,
 Poist schneller in himmlischer Luft;
 Wenn stürzt mein Gebein und das Auge bricht,
 Ich sterbe nicht! —

Fest ankernd, und in heil'gem Schauen
 Hängt meine bebende Seele an dir;
 Und es verliert der Tod sein Grauen,
 Er naht ein tröstender Engel mir.
 Im Himmel dort
 Da wohnt mein Hort;
 Und naht er mit Schreden zum großen Gericht
 Ein Vater ist er, ich hebe nicht. —

Mag Todesgraun mich denn umbunkeln,
 Wenn jede irdische Stütze weicht,
 Ich sehe doch einen Stern mir funkeln;
 Das Aug' wird helle, der Busen leicht.
 Wer ist der beb't?
 Ein Vater lebt!
 Stürz' ein, o Welt! Riß Augensicht!
 Ich sterbe nicht! —

Wort des Kronos.

Du suchst das Glück, und glaubst es zu finden, Freund?
 Geabelt durch Verdienste und Manneswerth,
 Hoffst du am End' in süßer Ruhe
 Liebend die Braut an das Herz zu drücken?
 Was du begehrt, will Jeder des Erdenrunds;
 Nach Glücke strebt's, und treibt sich und jagt nach ihm.
 Doch hat es Einer je errungen?
 Frage die Suchenden aller Zeiten!
 Wer sagt es denn, daß hier es im Staube sei?
 Zeig' mir den Brief, daß du es erjagen sollst!
 Zu kämpfen bist du ausgesendet,
 Wo du dich lagerst, es ist ein Schlachtfeld.
 Hinaus warf uns der Gott in's Unendliche,
 Gab Kraft und Flossen. Schwimm', wenn du leben willst!
 Was weinst du denn, wenn es heranbringt?
 Willst du nicht schwimmen, so trink' den Tod ein! —
 So ist denn dies am Ende das Einzige?

Wo bleibt der Vater denn, und das Schicksal denn? —
 Wer hieß, o Thor, dich Menschennamen
 Frech in die Blätter des Lebens kriecheln?
 Hast du's gethan, so lies und erfreue dich
 Am bunten Spielwerk; aber verzweifle nicht,
 Wenn dich der Vater läßt versinken,
 Wenn dich verstummend das Schicksal angrinz!
 Nur ringen darfst du. Hörst du den Hörnerschall?
 Ein blutroth Banner, flattern die Himmel hin.
 Ein Mann steht du für dich alleine,
 Du und das Schwert in der großen Heermacht.
 Siehst du die Plänkler? Hörst du den Donner schon?
 Es wogt dahin, ob euch ein Gewölk, der Lob.
 Jetzt gilt's. Am Abend ist's gewonnen,
 Oder verloren, es zieht die Nacht her.
 Wer dann erwacht, der singe den Siegesgesang!
 Drum werbe Eisen, zwinge den Seufzer weg!
 Steh' fest und wenn dein Heer verlöre!
 Kämpf' und wenn droben der Gott nicht wäre!
 Das Drama spielt, es spielte Jahrtausende,
 Des Postens denk' und spiele die Rolle gut!
 Löst man den Knoten wie ein Stümper,
 Freu' dich, daß du der Poet nicht warest! —

W e h m u t h.

O hätt' es mich nicht hinaus getrieben
 Vom Lorkelfelde, vom Sarunstrand!
 O wär ich am heimischen Herd geblieben,
 Und hätte den Pflug in der Hand!

O stünd' ich im Feld bei unsern Bäumen,
 Die kleine Herde um mich her;
 O wie ich so selig in den Träumen
 Der lieben Kindheit wär!

O hört' ich die Glocken tönen wieder,
 Wenn heim von der Alp die Sennen zieh'n!
 O könnt' ich auf schnellem Argefieber
 Zum See der sieben Berge flieh'n.

O hört' ich die Art im Forste schallen,
 Wenn krachend die Tanne des Bergwalds sinkt!
 O könnt' ich im laubigen Schatten wallen,
 Wo man das Wasser der Alpen trinkt!

O könnt' ich auf die Kulmen sitzen
 Und unter mir tief das Wallengau,
 Und hinter mir die uralten Spitzen
 Und ob mir des rhätischen Himmels Blau!

O könnt' ich zu Nachbars Minna treten,
 Die meine Hände so gerne trug!
 Komm Minna, wir wollen pflügen, beten!
 Ich habe nicht viel, doch genug.

O wär' ich ein Fischer im Zürichgane,
 Und in den Wellen all mein Gut!
 Ich zöge, so wahr ich dem Gott vertraue,
 Den Hort aus der kalten Fluth.

O wär' ich ein Jäger im Haslithale,
 Ich nähme den Stuger fest zur Hand,
 Ich wäre oben jetzt im Morgenstrahle,
 Am höchsten Grat im Berner Oberland.

Mit meinem Blute wollt' ich fest mich kleben,
 Und klettern zum schwindelnden Todesziel,
 Bis ich erspäht des armen Gemsteins Leben,
 Bis es mir in die Mörderhände fiel.

O weh, ein schwarzer Geist mich hat betrogen,
 Der mir die Lieder goß in meine Brust;
 Mein Puls ist wild, mein Blut ein heißes Wogen,
 Ein Feuerleben meine Dichterlust.

Die ich geliebt, die werd' ich nie umarmen,
 Die ich in manchem süßem Lied genannt;
 An meiner Gluth wird manches Herz erwarmen, —
 Das meine bricht verlassen, unbekannt.

Die Glocke, die bei meinem Tod wird tönen,
 Schon höre ich's, sie klingt in fremdem Land;
 Ich schlumm're nicht bei meines Vaters Söhnen,
 Wo meine Mutter liegt am Sarustrand!

Des Sängers Frühling.

Wie still ist jetzt die Erde,
 Kein Laut im nackten Hain,
 Es hüllt des Winters Mantel
 Sie ringsum bedeckend ein.

Die Quelle schläft, ihr Schwaben
 Dringt nicht zu meinem Ohr;
 Des Schmiedes dumpfer Hammer
 Schallt aus dem Gewölbe hervor.

Es krachen Straßen, Brücken
 Mit heiserem Frostgeschrei,
 Der Wanderer mummt sich düster,
 Und eilet schnell vorbei.

Der Nebel deckt das Barthaar
 Hoch über die Alpen aus;
 Das Vögelein schaut mit Schweigen
 Aus seinem beschneiten Haus.

Die Nächte lang und schaurig
 Sind wie ein stilles Grab,
 Der Mond durch zerriffne Wolken
 Schaut wie ein Gespenst herab.

So ruht die Brust des Sängers
 Oft lange lieberlos;
 Doch walten Geistergestalten
 In seiner Seele Schoos.

Wer darin könnte schauen
 Bis in den tiefsten Grund,
 Dem würd ein wunderbar Walten
 Von seltsamen Wesen kund.

Sie sitzen an blauer Flamme
 In ihres Berges Nacht;
 Es fahren die federn Gefellen
 Zum allertiefsten Schacht.

Du siehst sie abwärts fahren
 Die rüchrigen Zwerge hold,
 Du siehst zu Tage sie kehren
 Beladen mit rothem Gold.

Du siehst sie freudig bringen
 Bis in des Erdballs Herz;
 Da blühen die Edelgesteine,
 Da strömen Bäche von Erz.

Welch' unterirdisch Leben,
 Welch' blitzender, hehrer Glanz!
 Da halten die Elemente
 Den ewigen Weistertanz.

Da kommen sie wieder gegangen,
 Sie schweigen, o frag' sie nicht!
 Sonst spritzen sie rothes Feuer
 Dir lachend in's Angesicht.

Indessen erwacht der Meister
 Zu seiner Harfe greift;
 Sein Blick wie minnetrunken
 Hinaus in das Leben schweift.

Die Sonn' ist wieder kommen,
 Es grüßt ihn der erste Strahl;
 Die Brunnlein, junge Lämmer,
 Sie springen durch's Grün in's Thal.

So strömt's durch meinen Busen,
 Und was der Krittlcr auch schreibt,
 Ich will es dem Baum nicht wehren,
 Der seine Knospen treibt.

Der Adler im Gewitter.

Es sank ein Wetter zu Thale,
 Es brausete dumpf der Hirn;
 Aus Wolken schaut' im Strahle
 Des Thor's erröthende Stirn.

Es wehten des Forstes Fichen,
 Die Erde athmete schwer;
 Die Menschen sah man erbleichen,
 Als Roban zog daher.

Die Thier' entflohen bange
 Bis tief in Waldesnacht;
 Der Har nur lauschte dem Gange,
 Und schaut' in die schreckliche Pracht.

Ihm zu rief bebend der Geier:
 „D rette zu uns dich im Hain!“
 Er aber, er athmete freier,
 Und taucht' sich in Wetterschein.

„Was sollt' ich dem Ddin beben?
 Was fürcht' ich des Thor's Gebraus?
 Die Blitze sind mein Leben,
 Und Donnergewölk mein Haus!“ —

Der Untergang Goldau's.

„Gott! wie's tost an der Gnypfenfluh, die Halde herunter!
 Zitt're ich heute doch stets, denn es endet nimmer und nimmer
 Oben am wilden Gebirg, und sofort unermesslicher Regen
 Gießt sich seit drei Tagen herab vom nächtlichen Himmel,
 Daß von den Höhen rings wilbfluthend entströmen die Bäche.
 Wahrlich, kömmt mir der Mann nicht bald, ich sterbe vor Jammer;
 Denn so krach' es da oben noch nie seit Menschengedenken.“
 Also seufzet das junge Weib vor der offenen Thüre,
 Dort in der Sentenweid, ganz oben am Fuße der Bergfluh,
 Agatha, nun ein Jahr des Mettlers blühende Gattin.
 Hängt hinunter nach Arth war dieser zuENZler, dem Pfarrherrn,
 Daß er besegne den Berg; es glaubte der biedere Schwyzer,
 Kommen wolle vom Gnypfenspiß der gräuliche Kluthgeist,
 Und verschütten das Thal nach alter Sage der Vorzeit.
 Dumpf ertost es im Röhnerbann, und die Steinerbergfluh
 Scheint wie bewegt; ihr poch'ns in der Brust, mit zitternden Händen
 Schürt sie die Flamme am Herd, sie bereitet den ländlichen Milchbri
 Gegen die Abendzeit dem harmlos schlummernden Säugling,
 Und wie die Bleuse am ruhigen Fels so lieblich empormalt,
 Glänzt die Wiege im Feuerchein bei offener Stube,
 Oben das Kreuz an der Wand, und röthlich glimmen die Fenster,
 Daß sie in Wonne dem Kleinen küßt das glühende Wänglein,
 Der wie ein Engel im Schlaf, in Mariens Arme der Heiland.
 Emsig schürt sie die Gluth und rühret emsig den Breistoff,
 Viel auffahrend in Angit; denn grausig trümmert und bohrt es
 Hoch an der wilden Fluh; es beben ihr alle Gebeine.
 Wieder tritt sie hinaus, und schaut empor an's Gemeindmärcht.
 Lieber Gott, wie das macht! wie's aufwärts rauchet, ein Nebel
 Ueber dem Schwendigrat, und die Steine rollen vom Bergloch!
 Dumpf jenseits an der Rigi erschall'ns, und noch immer der Mann nicht!
 Gott, wie ist's unheimlich, allein zu sein im Gebirge!
 Donnert es, traun, als wolle der Berg herkommen zur Tiefe! —
 Schau, wer tritt denn heran? Was kömmt herein in die Hausflur?
 Blühendjung ein Zwergenweib, im Arme das Kindlein.
 Agatha, grüße dich Gott! wohl grausig ist es hier oben.
 Hoch vom Berg komur' ich, durchnäßt vom fallenden Regen,

Und erfroren mir fast und fast mir verhungert das Kindlein.
 Wirfst du von deinem Brei um Gotteswillen mir geben? —
 Aber die Schwyzerin schaut verwundert die Frau und das Kind an,
 Das aus dem Busen ihr blickt mit Augen frisch, wie des Bäckleins,
 Kennt wohl das kleine Geschlecht der Höhlenbewohnenden Leute,
 Hebt das Bäckleins vom Herd, das aufkocht, lauten Gebrofels,
 Theilt den Kindelein ab, — da faßt sie am Arme das Fräulein:
 „Nimm den Meiretli schnell! nicht Zeit ist jezo zu essen.
 Hörst du, wie's thut?“ Und erschreckend beginnt die zärtliche Mutter:
 „Donner'ts doch oft im Gebirg, und nimmer wech' ich den Kleinen
 Auf aus dem Abendtschlaf, das störte den heiligen Engel.“
 Krach! wie der Donnerklapf erdröhnt es tief in der Erde,
 Daß sie zu Boden sinkt: „Hilf Jesus! Das jüngste Gericht kömmt!“
 Windtschnell ist sie hinein, und mit heiter lächelndem Mutlich
 Blickt der Knabe sie an und streckt ihr schmeichelnd die Händlein,
 Ach, da wallt's voll Ahnungsgefühl im Busen der Mutter.
 „Knabe, dich hat dein Engel geweckt!“ und sie faßt ihn und eilet
 Fort mit der Zwergin. Es tost so wild! sie fliehen gen Abend.
 Aber die Zwergin ist fort, nachdem sie erreicht den Fußpfad.
 Schau', wie taumelt die Gemeinbüchertfluch herunter zum Sanzwalz!
 Schau', wie die Schwyzerin eilt, und hinter ihr donnert der Bergsturz
 Näher und näher, o Gott! und unter den Felsen der Grund wankt!
 Bleichen Gesichts, mit fliegendem Kleid, zart schließt sie den Säugling,
 Hart vor dem großen Geröll, vor dem laut verfolgenden Berggeist,
 Der durch den Röhnerbann, und über die Bräcken und Gribtsch hin
 Hinter der Mutter vorbei, als dürft' er nicht nahen der Mutter,
 Brüllend in Flammen und Rauch mit dem ganzen Gebirge zum Grund fährt.
 „Alles ein Grab bis zur Fallensluth! Das jüngste Gericht ist's!
 Röhren und Golbau sind weg, jetzt wird die Rigi versinken!
 Weh, schon wanken die Berge im Grund! Erbarmen, Erbarmen!“
 Jetzt wird's fürchterlich still, und immer dunkler und stiller,
 Hoch an die Rigi hinauf, das weite, unendliche Grab hin.
 „Ach, so schluchzet sie laut, und drückt den stannenden Kleinen
 An den bebenden Mund, an ihren schlagenden Busen:
 Allbarmherziger Gott! Ich allein lebendig? Wo aus nun?
 Laß mich zu ihm, was soll ich allein auf dem einsamen Weltgrab? —
 Hörsch, es naht wie ein Mann! Und hörsch, es ruft wie der Vater!“
 Auf der Knabe nur lauscht, und schau', er beugt um die Scheune!

„Bläß, du bist!“ — „Ach, Agatha du!“ — in wildem Entzücken
 Stürzt der Schwyzer an's Herz des freudebebenden Weibes.
 „Süße Seele, du lebst? du bist mir wieder gegeben?
 Ach, ich glaube dich tobt, und Alles tobt und verschwunden,
 Als ich zurück kam und der Bergstur; gegen mich her;chritt,
 Bis mich ein Bergweib faßte am Arm und entführte dem Schutte,
 Dann mich aufwärts wies, und eben entschwand in die Steine.“
 Also spricht er und küßt ihr die Lippen in freudiger Behmuth,
 Schlingt die Rechte um sie, und nimmt den lieblichen Knaben
 Ihr von der pochenden Brust. „Du liebes Weib, wie du zitterst!
 Setz dich nieder zum Stein! ich habe ja gar nichts verloren,
 Hab' ich nur dich!“ — Jetzt steigt die Nacht vom schwarzen Gebirge,
 Und sie beten leis in die Nacht, in die stille Verwüstung.
 „Sag' Lebwohl zu der Sentweid! wir finden ein Obdach
 Unten in Arth. Es nahm es der Herr, er hat es gegeben.“
 Und sie erheben sich leis. Kein Laut, kein Rauschen des Bergbachs,
 Ach, kein Obem rings! und Nacht liegt über dem Grab her.
 Von der Rigi ein Sternlein schaut verwundert herunter,
 Wo einst Goldbau stand. Sie sehn mit Freude das Sternlein,
 Wandern dann Hand in Hand hinab die schweigenden Pfade. —

Das Weiblein zu Fontenir.

(Sarganter Mundart.)

An R. Wyß in Bern.

Herr Profässer vu Bärn, Gott grüez-ii! In euereu Buechli,
 Wo's vu de Zwärglene stoht in üsseren Alpen und Grotte
 Bletteri allewil, und cha's schier nümme vergässe,
 Und zum früntlene Gruetz will ih e Gschichtli verzelle.
 Chan i's au nit wie-n Ihr, se chunt's doch wahrli vu Härze.
 Jo, es weer mings Märli im Land, vo Ghur bis ge Basel,
 Gwäck, es tühnti gär schü, es wurd's mings Meitli läse,
 Und es freuti-si drob. Doch bliwend di meiste verborge,
 Und verfulend im alte Laub, und fälte git's Hebel,
 Tröst-e Gott, und gäb-em si Rueh, er hät-is viel Freud gmacht.
 So eis falkt-mer jez y, der Vater hät-is bim Schleise
 Söttigi vil erzellt, im Stettli, under der Huesthür.

Funtanir ist im Wangerbürg, das wärdenb-er wüffe.
 Dört ist e Burewib am Brunne gstanden am Obet,
 Und hät d'Nuttle gspielt. Der Ma hät oben am Bärg no
 Gfueteret nooch an der Mugg, und d'Ghind hind ghübschlet am Einthor.
 „Buebe schwigend emol! suß nüm-m-i d'Kuethen und fig-ni
 Und winn der Tätte chunt, se git er ni alli dem Froshaaß,
 As ers wüffend! der treit-ni fort, und leit-ni in's Lobel,
 Ghilchethläre-tüüf. Dört niden ist der Valeishund.“ —
 Das hät's grüest vor der Hüttethür, und die Ghlinen erschriggend,
 Hund zum Wangg, und verbräuenb-si nit, si fürchtend der Froshaaß,
 Wo noh Bättelüten uf alle Strooße no Ghind suecht,
 Fürchtend mit fürigem Aug der Lobelgeiß, der Valeishund.
 Aber der Tätte chunt jez mit sim Tusli vom Bärg här,
 Und ste laufend-em zue, und es möcht en ietigs der Schuum ha
 Ab der Milch, und schliemet-em jez bis phi in d'Stube.
 Aber der Alt vertheilt-ne der Schuum in d'Schüffel allne:
 „Simmer orbili still! es ist guueg, und gunnend's enander!“
 Und goht ussi zum Wyb, das chibet, as er se spot chäm,
 As me nit äffe chün, und seit: gwüß hästi verwolet
 Bei-n-ere Chalbarchue nämwo, beim e chringlene Gipi,
 Ober in d's Kochbers Stall. Chast nit as diene hälf.
 Häst e Bättlerma atrossen und goht em ge Milch gih,
 As de se lüßli bringst? des selb weer au nit des erstmol;
 Aber der Lüh und der Dangg, mit em jälbe wern-i fei Suppe!“
 „Loos, seit druf der Ma, was magst jez murre, mi Wybli?
 Urecht häst nit ganz, es ist woehr, i ha-mi verwolet,
 Aber nit imme Stall, und wäder bei Geiße no Ghüene.
 Wo-ni oben am Bärg der dur ahe guh mit em Tusli,
 Ghöri nit wyt vum Wäg as wie-n-e Süßzgen und Trise.“
 „Und du gohst?“ — seit d's Wyb. — „E fryli guh-n-i, was tinggst auh?
 Beerist du gare bejob und 's cheem-ber-niemet ge hälf?
 Nu, i tingge, was isch? und meine-n-etschen e Holzma,
 Wo do gfallen ist, und i sueche bis-e-ne fünde.
 Roth, was isch, wo ni bei-n-em bi? e Wybli vum Zwärqvolch,
 Schwach und chrangg, in der Ghindsnoth grad, gär liebli und bluetjung,
 Das si veritret hät, und nümme hei uf e Bärg cha.
 Was i thue? I leege my Tusli ab uf e Bode,
 Gib em g'ringge se vil's nu mag, und hole-n-e Burbli

Lindi Streui vum Stall, und mach en orbitis Bettli.
 Jetz lit's dört uf em subere Strau am miesige Stei und am Fällrli,
 Aber der Schmerz wart, jety bitti gang em ge hälfe;
 Rue, winn's sturb, wär wer dinn schuld? mer müestend's ge bychte." —
 „Meinst, i gäng der se spot do uffii, und jety vu de Ghinde?
 Wär mit dem Bolch z'thue het, chunt sälte suber vum Handel.
 Weisch na vu Bärchis här, wo-u-albig de Sinnen e Zwärgli
 Gmulche und gfueteret hät? und wo der Fißler am Sunntig
 Mit eme neue Huet und e neue Tschöpli uf d'Alp chunt,
 Gfallt's nit übel dem Zwärg, und er seit: „Das treit-i jety au no.“
 Nu, my Fißler erzellt's, und d'Sinne leggend dem Ghöter
 Bierzähe Tag dernooh e ganzes Heesli zum Stofel,
 Nagel-sunggelne. Und gält, was häts ne zum Dangg thue?
 Fort ist d's Hees, und d's Mindli fort, und nümme erschiene. --
 Mingmol hind s-em no grüest. Des sälb mol gmulche und nümme.“ —
 So das Wyb. Und der Marti seit: „Häst aber vergässe,
 Was das Blöchli im Birg de Lüte schu ghulfe und thue hät?
 Wie für ne Stüggli Brot e Zwärg dem Biltefer Holzma
 Grad e Brogge Gold g'gih hät se graus as e Dume?“ —
 Wie der Tätte das seit, chund d'Ghind us der Stuben und zuehi
 Mit em Stüggli Brot in der Hand, und ässeud und losend.
 „Isch nit e Lütevolch? nu hufet's hoch in de Birge
 Ueber em wilde See, und über d'Höchene duri.
 Unden im Aerbegrund sind ihri gliprige Hüßli,
 Ganz vu Stachel und d's Dach vu Gold, und d' Pfister vu Silber
 Und se luter wie Stetsch, kei Minsch sieht's tagen und nachte.
 Dört sind alli im Winter um d's Fällr und singend und tanzend
 Wie das Pfyßli blost, und wie das Gygili gyget,
 Das der Noohber im Schlof, das Munggethierli erwachet,
 D's Dehrli spigt und meint, es sei gtorbe und d'obe im Himmel.
 Aber winn's oberet, stygend si us beim en ietige Brünkli,
 Ober bei mingem Loch, wie ob em Stettli am Aerbild,
 Wo e mächtige Wind us ihrne Wuhnegegen ufweicht,
 Sunnend si huffewys, und chrosend im thauige Puschwärg.
 Wyb, winn guh witt gang! winn is nämweim säge, der chunt dinn.“ —
 So seit er, und die Ghine hind's d's Brot vor Lose vergässe.
 „Tätte, mir schiggend em d's Brot, und Milch git's e Ghächili voll no.“ —
 Aber das Wyb das tinggt an d's Gold. De chüntist no rächt ha,

Marti, i guß an Bär, cha sy 's git nämmes z'verbiene.“ —
 Und es macht-ñ uf d' Fües, und hilft dem chringglene Fräuli,
 Bis es e Buebli gibiert mit schöne, glyhrigen Auge.
 Und das Wybli ist froh, und hät das Buebli an's Herz trugget.
 Und wie's gsieht, daß d's Wyb no wartet, so git's em vom Fäurli
 Brandschwarz; Cholen in d' Schoos: „Das nimm, und bring mer's de Ghinde!“ —
 D's Wyb das murret und goht. Jek gsieht's wie hoch ou der Mugg her
 D' Zwärgst chund, wo das Fräuli lit, mit brunnige Faggel,
 Und ñ bigleiten's in's Birg, und singend im Dunkel wie d' Jngel.
 Aber mi Lpñ goht unwillig, verschüttet ñ Chole
 Wäret dem Gang us der Schoos, und chunt im Chyb zu der Husthür.
 „Marti, se hol d's Tringgelt vom dankbare goldene Böldli,
 Wo in Baläfte sikt, und Gamsthier hütet im Frühlig!“ —
 „Lpñ, was spottist jek? seit er, häst etsches erwartet?
 Ich gmüß wäherli gär nüt. Chast suß nie hässe, diun bhüet Gott!“
 Und es schüttlet ñ Schoos, due trolet e Ghölkli usse,
 Chlor und luter ou Gold; due chaket d's Wyb in de Hoore,
 Nf und noch emol zrugget und suecht in Stude und Steine:
 Aber kei Ghölkli lit im Wäg und es gräget vor Täubi.
 Aber der Marti gsiecht's und süüßget heunli uf d' Syte
 Nit um d's Gold, nu wäge dem Wyb, und wäge dem Huschrü.
 „Mueter, ist d's Wybli gsund, und chunts emol zue-n-is guet ässe?“ —
 „Fryli isch gsund, Gottlob! seit er, do gsiehd er, wie's guet ist,
 Wümme den Arme hilft, der Luch ist djoben im Himmel.
 Mach de Ghinde no d's Chrüez! jek chund, er dörfend ge schlofe!“ —

Diviko verliert seinen Vater.

Aus dem 1. Gesang des „Diviko“.

BaImar und sein Sohn ReInold, der spätere Diviko, kommen vom
 Aulseste,¹⁾ an welchem der letztere allein im Stande gewesen, Teut's²⁾ Bogen
 zu spannen, im Berner Oberlande im Roberichsboden an.

„Vorausgezogen sind die Mannen;
 Ich wollte noch zu dieser Grotte geh'n,
 Mein Sohn, um deine Kraft zu sehn,

¹⁾ Nächtliches Frühlingsfest der festlichen Stämme.

²⁾ Allgermanischer Gott, eines mit Thor und Thuisio.

Wie heut' ich sie jah bei'm Bogenspannen.
 Hast lang schon Waffen von mir begehrt,
 Leg' deine Harfe da zum Stein,
 Und geh' in die Balme' da hinein,
 Da liegt ein Eisen, das ist längst bewährt.
 Sobald du kömmtst und bringst's getragen,
 Will ich dich zum Ritter schlagen.“

Und Reinold legt die Harfe hin im Haine,
 Die Augen ihm wetterglühn,
 Und er tritt kühn
 Hinan in's Gesteine.
 Und bald er wieder kömmt gesprungen,
 Die Klinge hoch geschwungen.
 „Mein Vater, da ist's, ich hab' das Schwert,
 Das scheint mir des tapfersten Ritters werth.“

Doch Balmat ist nimmer sichtbar da,
 Er mag ihn rufen fern und nah.
 Und her aus der andern Grotte, schau',
 Ein Krieger herkirt, wild und rauh,
 Alum gehüllt in blauen Stahl,
 Daß um ihn tönt das wald'ge Thal.
 Der läßt sich nieder am Aareutraud,
 Des Wassers trinkend aus der Hand.

Zu diesem der Knappe jezo spricht:
 „Mann, sahst du meinen Vater nicht?“

Doch der dem Jüngling die Rechte reicht.
 Und drückt ihm, daß er schnell erbleicht,
 Das Blut saßt aus den Nägeln heraus.
 Der Knab' zieht keine Miene kraus,
 Und trifft ihn, daß der Andre zittert,
 Und der Schlag drei Spangen splittert.
 Der saßt den Hammer, und wettergleich
 Fällt's über den Reinold Streich auf Streich.

*) Beaume, Grotte, Höhle.

Daß die Klinge sprühet rothe Funken,
 Und fast er wär' in's Knie gesunken.
 Doch stärkt ihn der Zorn, und zagefrei
 Haut Kreise er grimmt und hart
 Dem Alten um Aug' und Bart,
 Und spaltet der Hammer ihm krach entzwei,
 Daß zischend die Stücke zur Höhe fliegen
 Und all' zerschirbt im Grase liegen.

Doch zürnend nun auch faßt er ihn an,
 Und sam' der Lindwurm heiß und enge
 Den Ur wohl viermal im Gedränge
 Umknötet, daß er blutend brüllt,
 Und alle Gründe mit Entsetzen füllt,
 Will er den Jüngling brücken auf den Plan.

Die Klinge weg wirft Reinold bald,
 Und schwingt mit ihm; es erbießt der Wasch,
 Daß beide ächzen im freisen² Strauß
 Und faste die Seelen hauchen aus.
 Auf einmal hebt ihn der Knabe wild,
 Daß alle von seinen ehrnen Ringen
 Am Panzer zerbrochen springen,
 Und wirft ihn unter sich auf's Gefild.

„Lieb' Knabe laß ab! erbrüch' mich nicht!
 Beim Vater Tent, der Muth mir bricht.“

„Bist du's, mein Vater! du schlägst noch hart.
 Bei'm Woban, hättest du nicht gesprochen,
 Die Rippen wären dir gleich zerbrochen
 Und ausgerissen der graue Bart.“ —
 Er setzt ihn hin, an des Stromes Rand,
 Und schöpft ihm Wasser mit der Hand.
 Lieb' Atte³ nun sprich, was kam dich an?
 Du hast mir tüchtig weh gethan.

1) Wie. 2) Schrecklich.

3) Vater, altdeutsch Atta.

Der Alte drückt ihn an die Brust,
 Und also spricht er mit Jugendblut:
 „Mein Weib mußt' ich mit List erringen,
 Epona, das minnigste Frauenbild,
 War eine Fee aus dem Seegefäß,
 Und nur nach langen Proben konnt' es mir gelingen,
 Doch eine Tochter nur sie mir gebat,
 Vermählt in Thun mit des Hunno Sohne;
 Kein Knabe ward mir von meiner Kone,¹
 Die von dem Loki bezaubert war.
 Da half mir Freia, die Asinn milde,
 Ich sah ein Knäblein, ich im weißen Haar;
 Doch starb die Süße, wie sie dich gebat,
 Und blieb mir nur in deinem Bilde.
 Da warest du in dem Ego² lang
 Und im Gebirge unter Drubenhänden;³
 Den Heldenstamm sah ich bekümmert enden,
 Denn all dein Sinnen war nur Spiel und Sang.
 Doch als du heut gespannt den Bogen,
 Als du mich niederwarfst auf diesen Grund,
 Da ward mir eine dunkle Sage kund,
 Da ist's wie Lenz in's alte Herz gezogen.
 Jetzt nimm dein Schwert in dem Gestein
 Ruß, wie ich höre, ein Drache sein,
 Und wird der von uns umgebracht,
 Dann zögert noch lang die Götternacht;⁴
 Doch mancher biedere Gallerdegen
 Ist vor des Roderichwurmes Kraft erlegen.“ --

Sie treten frisch zum Drachenstrauß,
 Und wie sie nah'n der Stelle,
 Ist blutig der Grotte Schwelle,
 Und schwarzes Gift entquillt heraus;
 Und wie sie treten herein,
 Der Wurm liegt sterbend im Stein.

1) Gattin. 2) Die obere Waadt, (Château d'Oex).

3) Druiden, die Priester der Kelten oder Gallier.

4) Götternacht, der endliche Untergang der Götter (Asen) vor Loki und denen aus Süd, dem Feuerland.

Wie jeso der Noderich Balmarn schaut,
 Da heult er laut:
 „Bist du's, Verhäßter, mit deiner Brut?
 Nicht lang sollst du dich meines Todes freuen,
 Hör' an, noch heut wird diejer Sieg dich reuen:
 Auf Noderichs folgt Balmars Blut;
 Den Zungen aber, mög' er's nicht vergeßen,
 Den wird der Wurm zu Vibraft' fressen.“ —

So spricht der Drach' in Wuth,
 Und will den Balmar mit der Pranke fassen;
 Da stürzt' aus der Wund' ein Strom voll Blut,
 Und drinn muß er heulend erblaffen.
 Da sieht der Greis des Reinolds Klinge roth,
 Und roth ihm die Fülße vom Drachensaft,
 Ihn schaudert beinahe vor dessen Kraft,
 Und frägt: „Schlugst du das Unthier todt?“ --

„Mein Vater, ich schlug das Würmlein, ja.
 Weil ich's auf dem Schwerte sitzen sah.
 Ich hielt's für eines von den Zungen,
 Und wie es kam auf mich gesprungen,
 Da würgt' ich's ein bißchen am Gestein;
 Der Alte wird wohl größer sein.“

„Du lieber Junge, laß mich dich umarmen!
 Du bist vom wahren Asenblut.
 Ich wollte dich prüfen und deinen Muth,
 Ob sich die Götter wollten mein erbarmen,
 Wenn nah die Römer unsern See'n.
 Und du ein Retter werdest uns erstehn.
 Der Drache war des Loki Sohn,
 Des Feuergeistes, der seit alten Tagen
 Der Stunde harrt, die Asen zu schlagen.
 Wie alte Sprüche warnen lange schon.
 Rings auf den Bergen sind vom Jotenstamme
 Noth wilde Niesen hier und dort;

1) Vibrafte, wo später Diviko vor Cäsar erliegt.

Die harren des Tages immerfort,
 Wenn los wird brechen die Surturflamme.
 Von Lokis Blut ist auch am Liberstrand
 Der Wolf, von dem die Römer sind entsprungen,
 Die bald die halbe Welt verschlungen,
 Ein drohend Verderben unserm Keltensland.“

„Mein Vater, du jagst mir in's Herz ein Grauen.
 Wie können die Helben des Hochland's schauen,
 Daß sie heranwächst, diese Brut?
 Warum nahm keiner des Leuto Bogen,
 Und ist an ihr Drachennest gezogen,
 Sie zu erlösen im eignen Blut?“

„Wie du glühst, hab' ich auch geglüht, mein Knabe,
 Drum mit den Kimbrern schloß ich einen Bund;
 Mein Name ward den Wälfchen freisam¹ kund,
 Seit ich die Barte² geschliffen habe.
 Rom wußte zu blenden uns're Augen,
 Es säete Zwietracht in der Keltens Herz;
 Vergebens ward der Viebern Schmerz,
 Die Gaue lösen kalt das heil'ge Band,
 Jetzt züngelt der Drache nach dem Keltensland,
 Begierig unser Herzblut auszufaugen.
 Zumitten im Lande lebt ein kühner Mann,
 Erzeugt von Loki, Olowik, der Degen,
 Der sieht mit Sehnen dem Tag entgegen,
 Wo er dem Römer uns verrathen kann.“³“

„Hättest du mein Vater, mir's zuvor gesagt!
 Ich hätt' ihm den Pfeil in's Herz gejagt,
 Wie er heute lauend am Mahle saß;
 Mein Leben lang nie vergeß' ich das.“

„Mein Sohn, an einem Horne hängt sein Leben,
 Das einst gewesen in der Zwerge Hand,

¹) Schrecklich. ²) Hellebarte, Streitart.

³) Caesar, de bello Gallico 7,31. Der Senat erteilte ihm den Titel amicus.

Das einer der Zwerge dem Hunn gegeben,
 Dem Magen' Hunn am Thunerstrand,
 Und dem es zu unser Aller Gram,
 Nicht weiß ich wie, abhanden kam.
 Das Horn ist nun in Elowiks Händen,
 Am Horn hängt seines Vaters Loki Macht,
 Und wird's nicht wieder an uns gebracht,
 Kann unsere Noth nicht enden.
 Doch hat ein Druide mir gesagt:
 Wenn einer vergießt des Roderich Blut
 Und findet den Mortar, die Klinge gut,
 Und holt das Horn aus der Nire Hut,
 Der wird vereiteln des Loki Wuth.
 Viel ist dir gesungen am ersten Tage:
 Du trägst den Mortar in der Hand,
 Der Roderich liegt an der Felsenwand,
 Und den Bogen den spanntest du nach der Sage.
 Mit deinem Aesenschwert in der Hand
 Wirft bu die Römer am Leman schlagen,
 Wirft ihre Adler heimwärts jagen,
 Und herrlich leuchten in der Alpen Land.
 Der Grund hier soll bei Jungen und bei Greisen
 Fortan der Röderichsboden heißen.“ —

Sie treten beid' aus dem blut'gen Ort
 Und Meiringen zu an der Aaren fort.
 Da schau', wo der Eristengletscher steht,
 Ein Geist vom Firn herunter weht,
 Am Märhorn hin, und im Abendstrahl
 Verschwindet er gegen das Kesseltal,
 Daß die Bogen starren in den Bächen
 Und den Bäumen die Rippen brechen.
 „Mein Sohn, das war der Vater Teut,
 Der Drache hat recht, ich verlaß dich heut.
 Trau' in Awentik dem Römer nicht,
 Ich kenne den Piso, er ist ein Wicht,

1) Blutsverwandten.

Vor Orgetorixs nimm dich in Acht,
 Er haßt der Oberländer Macht.
 Jetzt knie nieder, wie in alten Tagen
 Will ich dich noch zum Ritter schlagen.“

Und wie er's gesagt, mit Windezeit
 Vom finstern Laune faust ein Pfeil,
 Der Balsams tapire Brust durchdrungen.
 Er reicht erblassend die Hand dem Jungen:
 „Wir sehn uns wieder in Gladheims¹ Saal.“ —
 Und wie er's gesagt, erbrüllt das Thal,
 Und der Todte erhebt sich mit lautem Schritt,
 In's Abendgewölk am Strome tritt,
 Wo Nebelgeister ihn empfangen,
 Mit langen Gewanden angethan,
 Mit wallenden Bärten, aschegrau,
 Und alle verschwinden wie Alpenthan.

Der Reinold aber, roth und bleich,
 Zum Walde fliegt, dem Bolzen gleich,
 Und trifft im dunkeln dichten Tann
 Sechs² Waffen* um einen langen Mann,
 Der eben mit seinem großen Bogen
 Vom Wartort sich zurück gezogen.
 Nun feuert der Mortar roth und wild,
 Da hilft nicht Haube, noch Speer, noch Schild.
 Schon sind der Knechte drei gesunken,
 Die andern drei entweichen schnell;
 Nur mit dem Führer kämpft der Schwertgesell,
 Und feuerroth flackern die Funken;
 Bis der Gegner feig nach Westen rennt,
 Ihm nach der Jüngling, der Rache brennt.

„Halt an, halt an, du Alfensohn!
 Halt an, mein Vater ist nie geslohn!“ —

¹) Ort der Freude, ein Saal in Walhalla.

²) Dienstpflichtige, Vasallen.

Umsonst, er sieht ihn im Nu verschwinden,
 Und kann ihn im Walde nimmer finden.
 Er hält den Mörder, der ihm nicht kund,
 Für einen Affen aus Loki's Klute,
 Der mit dem Schafte steht im Bund,
 Und harret der Rache mit heißem Muthe.
 Er nimmt die Harfe, steht sich um,
 Die Nebelgeister all sind stumm,
 Nur ferne sieht er im Gebirg sie gleiten;
 Da stürmt er wild in seine Saiten,
 Und wallt hinab von Fluß zu Fluß
 Dem Frierersee und dem Abend zu. --

Dago und Nacht.

Aus dem 1. Gesang des „Divito“.

Im Jura, westlich hinter'm Egolande,
 Alwo der Sunna¹ Wagen sinkt,
 Da spielt ein See an einem sel'gen Strande,
 Und eine wundervolle Halle blinkt;
 Da sitzt der Dago² in dem grünen Schatten,
 Schaut von der Halle in die Luft hinan,
 Wie seine Tochter durch die blauen Wolken,
 Die Sunna sinkt auf golbesrother Bahn,
 Wie auf dem Schinfa³ sie, dem Flammenrosse,
 Zum See her eilt wie Pfeilgeschosse.

So harret er auf des Berges Stirne,
 Von ihrem Aug', dem hellen, angeblickt,
 Und küßt in Liebe dann die süße Dirne,
 Die zu ihm auf die Kulme sitzt.

Und jetzt hebt sie an zu fragen:
 „Längst brücht ein Gram, dich, Vater sehr,
 Ich bitte dich, den Grund davon zu sagen.
 Hoch ob den Menschen, hoch ob Land und Meer

1) Die Sonne. 2) Der Tag.

3) Sonnenpferd (scheinende Wähne).

Wohnst du in deiner sternegleichen Halle,
 An Strahlen reicher als die Götter alle,
 Und freust dich nie.
 Du schaust nach Westen in das Nebelland,
 Dort zieht dich an ein ferner, dunkler Strand,
 Ich weiß nicht wie;
 Und wenn ich nah' aus Osten in dem Wagen,
 Seh' ich daher dich schau'n und hör' dich klagen.
 Dort ist ein Haus, das ew'ge Nacht umflieht;
 Wer da drinn wohnt, ich weiß es nicht."

Der Vater hört sie also sprechen,
 Und birgt das Antlitz in sein Strahlenkleid,
 Um nicht in Zähren auszubrechen,
 Und sagt bewegt zur schönen Maid:

„Oh' Globin¹ schuf die Welt vor grauen Zeiten,
 War eine Tochter ihm, die heilige Nacht;
 Drauf wurde ich in des Himmels Weiten
 Zu ihre Arme hingebacht.
 Ohei, wie schloß ich die minnewarme
 Bei Globins' donnerdem Brautgesang
 An meine Brust, in meine Arme.
 Ohei, wie sie wieder mich umschlang!
 Und mit dem ersten Feuerkusse
 Da ist der erste Stern entstanden,
 Und seine Brüder in holdem Tanz
 Ungaben die Liebenden sam ein Kranz,
 Und schlangen sich um uns gleich Blumenbanden;
 Es rauscht' in die Ferne gleich dem ew'gen Flusse,
 Der um die Erde seine Arme windet,
 Wir wären den eig'nen Söhnen fast erblindet.“ —

„Mein Vater, noch weiß ich's wie aus einem Traum,
 Wie ich dort wurde geschaffen;
 Ich war und mußte auf mich raffen,
 Es wirbelte mich im blauen Raum,
 Als meine Geschwister mich umschlangen.“

¹⁾ Name Obin's.

Und der Reigen begann in berauschter Lust,
 Daß meine Flügel wie Harfen klangen,
 Und flammenwohl mir ward die Brust.
 Doch meine Mutter ist mir bald entschwunden,
 Und nie noch hab ich sie gefunden.“

„Das wirkte der Lofi,¹ das falsche Blut,
 Vom alten riesigen Ehursenstamme,
 Der sitzt, ein Verberber, in seiner Flamme,
 Und hat vom Unheilsthron nie geruht.
 Die süße Braut die war von eig'ner Art,
 Sie konnte des Tages Strahlen nicht vertragen;
 Nur Abends trat ich aus meinem Wagen,
 Wenn heim ich kam von der Sonnenfahrt
 Mit dir durch die hohen Himmel alle;
 Dann trat ich verschleiert in ihre Halle
 Am Kestenmeer, am Strand von Albion.
 Da ruht' ich aus an ihrem Busen gerne,
 Bis spät am Morgen die müden Sterne
 Vom Himmel flohn;
 Bis das ihr Hrymjar² an dem Wagen
 Hell wieherte vor dem Morgenstrahl,
 Die Asyn im Rosenlichte lagen,
 Daß roth sich ausgoß über Berg und Thal.
 Dann bin ich mit dir wieder ausgezogen
 Vor deinem Wagen durch die blaue Heid',
 Nach Westen schauend, nach der treuen Meid,
 Bis wieder Nacht ward an dem Himmelsbogen.

Und einmal, wie ich so traurig sann
 Und einsam war in all dem Sternenlichte,
 Da trat mit spielendem Angesichte
 Zu meinem Noß ein Mann.
 Du glaubst, so hub er an zu sprechen,
 Die Gattin treu, die jezo darauf sinnt,
 Dein Liebesband entzwei zu brechen,
 Und einen andern voller Flamme minnt.“ —

¹) Lofi, Feind der Asen, (Lohe, Feuerögluth).

²) Pferd der Nacht, (Gismähne).

Ich schaute erschrocken den Warner an,
 Der diese Rede zu mir gethan.
 Und wieder begann er: „Ich kann dir's zeigen,
 Wie jeso sie kosen mit süßem Wort,
 Sie hat ihn heimlich in der Halle dort,
 Du hast nur mit mir hinabzusteigen.“ —
 So ward mein Herz vor Zweifel blind,
 So ließ ich vom Schalle mich arg bethören,
 Und stürzte hinunter auf einem Wind,
 Am Thor ihr Kosen anzuhören.

Sie war in der einsamen Halle am Meer,
 Es senkten sich Berge ringsum dunkel nieder;
 Dort lag der Schlaf mit schwerem Gefieder,
 Und ewige Nacht und Stille hehr
 Hielt jegliches Leben im Schlummerbände,
 Und keine Welle schlug zum todten Strande.
 O wie mir's schneidend durch die Seele fuhr!
 Da hatt' ich so oft in ihrem Arm gelegen,
 Wenn wir auf unseren stillen Wegen
 Herausgefahren in die Sternenflur.

Jetzt tönten Worte drinnen in der Halle
 Gar leise, gar süß aus ihrem Mund;
 Sie kehrten wieder mit noch leiserm Schalle,
 Und wurden meinem Ohre schmerzlich kund.
 „Du bleibst gar lange“ — seufzte sie so bange,
 Und Jener rief wie sie „gar lange.“
 „O komm, o komm an meine Brust,
 Sie schlägt dir entgegen in Liebeslust.“
 Jetzt hört' ich's schallen wie ein Umfassen,
 Der Laut kam wieder, sam aus tiefer Brust;
 Und deutlich vernahm ich „in Liebeslust“ —
 Und konnte mein Zürnen nimmer lassen.
 Und gegen mein gegebenes Wort
 Stürzt' unverschleiert ich sofort
 Durch's dunkle Thor mit blankem Stahle,
 Schaut' um mich wild,
 Und sah die Geliebte, ein bleiches Bild,

Zusammen sinken vor meinem Strahle.
 Die Halle einsam und grabesgl:ich
 Lag stille da im ungewohnten Tage;
 Kein Leben war im öden, weiten Reich,
 Und jetzt erwachte zu spät meine Klage.
 Sie war verschwunden, ich sah ringsum,
 Kein Zeichen meiner Trauten, alles stumm
 O weh, rief ich, in welchen Finsternissen
 Bist du verborgen, du mein Hort?
 Ich habe gebrochen dir mein Wort,
 Du bist auf ewig mir entrisßen! —

Da hört' ich, es hebt noch mein Gebein,
 Wie eine Stimme, und die war mein,
 Die rief aus den stillen Finsternissen
 Mit schmerzlichem Laut „entrisßen.“

Ich trat hinaus zur öden Flur,
 Und hörte spöttisch den Verführer lachen,
 Es war der Loki, der mit lautem Krachen
 Zu Rauch und Flammen durch die Berge fuhr.
 So hat der Falsche durch Verdacht
 Auf ewig mich um sie gebracht,
 Die mein geharret in der Halle,
 Und liebend gesprochen mit dem Widerschalle.
 Drum traur' ich vergebens die lange Zeit,
 Wir sehn uns nimmer bis zum Asenstret. —

Und wie er's gesagt, die Schatten winken,
 Und seiner Maid die Augen sinken;
 Er trägt sie schweigend von der Fluth
 Im Arme dem See und der Halle zu.

Die Schwester Gna' die führt ihr Roß zur Weide,
 Auch sie die Tochter des hellen Dag,
 Und läßt es schweifen auf grüner Heide,
 Daß es ein Weilschen grasen mag;

1) Gna, das Früh- und Spätroth, die Iris des Nordens.

Dem bald wird sie's zur Deichsel wieder spannen,
 Wenn Sunna ihre Nachtfahrt hält,
 Und hinter'm Meere wieder eilt von dannen,
 Zu leuchten einer andern Welt.

Und jezo sieht sie zur Stunde
 Vor's Gallethor zu einem Knaben dar,
 Das ist der Abend im Lockenhaar;
 Sie küßt den Trauten mit dem Rosenmunde.
 Er hat geharrt in Liebesgram,
 Bis sie von der Höhe niederkam;
 Und wie sie küßten in trautem Minnen,
 Die Höhen sich all' zu röthen beginnen,
 Das ist das Alpenglühn im Schweizerland,
 Rann's längst schon dunkelt über Meer und Strand.
 So sieht die Gna mit leise weh'ndem Flügel
 Hoch über der Dole im Himmelblau,
 Da färbt sich die Wange der fernsten Hügel,
 Ein traulich Spiel erhebt sich durch die Au.
 Es glüht hoch ob des Lemm Wogen,
 So wie sie lächelt still und sehr,
 Einher wallt's wie ein Rosenmeer,
 All' über die Firnen der Abobrogen.

Schon haucht es kalt aus der Ferne her,
 Es tauchen am Himmel auf die ersten Sterne,
 Und horch, von Westen, aus tiefer Ferne
 Wie wiehert der Hrymsfar' hohl und schwer!
 Man sieht und hört es rauschend wehen,
 Als wären's die Falten vom Sternenkleid,
 Als käme heran die heil'ge Maid,
 Als hörte man leise die Räder gehen.

Und wie sie hinschaut zum Alpenrand,
 Da steigt im Süden ein Feu'r empor,
 Und färbt die Gebirge mit düstern Brand,
 Gna kennt den Loki und tritt in's Thor;

1) Pferd der Nacht (Gisnähne).

Sie schauert in der Brust und sieht die Nacht schon wallen,
 Als fühlte sie den Kuß der Mutter kalt,
 Und schließt mit dem Abend die stillen Hallen,
 Und alle Welt ist in der Nacht Gewalt,
 Die jezo vom kommenden Geist erschreckt,
 Das bleiche Antlitz mit dem Schleier deckt. —

Poetische Gesichtsbilder.

Das alte Bürich.

1.

Im Vordergrunde Wald und See,
 Im Hintergrund der rhätischen Alpen Schnee!
 Eine Stadt mit der Burg in's Wasser schaut,
 Uralt auf keltische Art erbaut,
 Mit einem dunkeln heil'gen Haine,
 Drin Asenbilder und Druidensteine.
 Ich sehe den stiergekrönten Thor¹⁾
 Den riesentödtenden Hammer schwingen,
 Und tiefe, sonderbare Weisen bringen
 Mit Hörnerschall an mein lauschend Ohr.
 Von den Höhen aus Kreisen von grauen Steinen
 Schau'n Entibügel²⁾ bemooßt herab,
 Wo die Häuptlinge schlummern in ihrem Grab,
 Mit ehernen Ringen an Arm und Bein.
 Das Leben wogt aus dem Thor heraus,
 Eine fremde Sprache, ein laut Gebraus,
 Und die Waidlinge tummeln sich frisch herum,
 Das ist das helvetische Turikum
 Aus diesen Hallen zog in grauer Zeit
 Der Diviko fort mit seinen Mannen,
 Mit den Kimbrern bis an's Meer von dannen.

¹⁾ Sonnengott unserer Voretern (der Stier, Aprilbild).

²⁾ Heibengräber der ältesten Zeit vom bergbauenden räthselhaften Volke der „Enten“ (Veneti, Geneter, Gneten).

Und erschlug die Römer in dem Vemansfreit.
 Aus diesen Hallen schlug die Flamme wild,
 Als sie die Städte im Wahn verbrannten,
 Auf mißverständ'ne Sprüche in's Verderben rannten,
 Und Turikum übe stand, ein Jammerbild,
 Kein Rachen mehr über die Einmat glitt
 Und der Wolf durch die schweigenden Gassen schritt

2.

Wie hat sich's auf einmal umgestaltet?
 Welch' Zauber ging so plötzlich vor;
 Hier hat das Verfehr des Medils gewaltet,
 Das Thor hier ist ein römisches Thor.
 Die Straßen, das Bad, des Tempels Hallen,
 Die mahnen an das ew'ge Rom;
 Und Latiums Sprache hör' ich schallen,
 Und sehe wogen der Bürger Strom.
 Die Seviri¹⁾ treten vom Gemeinbehause,
 Und ihr Dekret schlägt der Viator an;
 Ich höre des Marktes laut Gebrause,
 Und seh' des Landvolks hunte Schaaren nah.
 Ist's eine Römerin, die dort mit leichtem Schritte
 Aus jenem Portale trat,
 Und geht dem Gewühle auf der Brücke Mitte,
 Gefolgt von ihrer Sklavin, naht?
 Was glänzt in Körben dort auf grünem Laube,
 So röthlich und so gelb und blau?
 Der Apfel, der Pflirsich und die süße Traube,
 Gereift im Figurinerthau.
 Und schau, in Stahl gehüllt, die Krieger,
 Die, unbekümmert um des Marktes Geschrei,
 In kirrendem Marsch, die braunen Römersieger,
 Nach Kloten ziehen stolz vorbei.

¹⁾ Nach der Zahl Treviri, Quatuorviri, Quinqueviri, Seviri (Dreier, Vierer, Fünfer, Sechser) römisch = helvetisch: Municipalbeamtete. Viator, der Weibel. Medil, der Bauaufseher. Druiden, uralter Priesterorden aller gallischen Stämme.

Verschwinden sind der Aesen Bilder,
 Und Thors gefürchteter Blutaltar;
 Es walten andere Götter mi. d. r.,
 Und die Säulen stehen ruhig klar.

Doch siehst du dort den Mann, den grauen,
 Bei seinem Knaben seitwärts stehn,
 Und auf den Tempel und die Krieger schauen,
 Und sein Gefoch um die Schläge wehn?
 Er denkt der Zeit, wo er vor all der Menge
 Geopfert hier am wilden See,
 An der Heimat Sagen und alte Gesänge,
 Und ihn erfasst ein unnenubar Weh.
 Er knüpft sein gewürfeltes Kleid zusammen,
 Der letzte Druid', und ein Blick voll Hohn
 Bricht aus dem braunen Gesicht, wie Flammen,
 Und er eilt in's Gebirg mit seinem Sohn!

3.

Zwei Münst'er seh' ich gen Himmel ragen,
 Von denen das Kreuz der Erlösung blinkt;
 Die stolze Roma hat der Herr geschlagen,
 Und wo durch die hohen Bogen
 Der Triumphator gezogen,
 Jetzt einjam der Ochs des Pflügers trinkt.
 Und aus den Münst'ern, welche Melodieen
 In's staunende Ohr mir zaub'risch ziehen!
 O des Wandels! Die Heidenzeit ist fort,
 Welch' seltsame Weise! Welch' lieblich Wort!
 „Glück auf, er ist erstanden!
 Glück auf, der Tod ist hin!“
 Die Welt entreißt sich den alten Banden,
 Die Mächte der alten Nacht entfliehn;
 Der Winter ist zerronnen,
 Ich seh' im neuen Lenz sich Alles sonnen.
 Die Völk'rwanderung frisch und laut
 Hat die schweigende Wildniß angebaut;

Wo der Geier wiegte sein Gefieder,
Klingt des Klosters Glocke vom Felsen nieder,
Und wo der Wanderer verschmachtet künmt hinan,
Wird die gäßliche Pforte aufgethan.

Wenn die, welche alte Städte gegründet
Und Drake gestiftet in Wüstenei'n,
Den Sinneslüsten Weihrauch angezündet
Und Laster führten in den Sympos ein, —
So brachten ein einfaches Kreuz die Mannen,
Und wußten den Drachen der Leidenschaft
Mit dem schlichten Evangelium zu bannen,
Und zaubrisch zu fesseln die rohe Kratt.
Die Freien sitzen zu Gericht im Kreise,
Wo offen gezeugt wird und geklagt;
Ich seh' sie an's Raifeld¹ auf der Reise,
Wo der Kaiser des Reichs mit ihnen tagt.
Mag die Doktrin bekritteln mit der Brille
Die herrliche Eiche, die zum Himmel ging,
Und mit laubiger Krone, ein freier Wille,
Die christliche Welt des Wests umfing,
Vom Meer bis zu den ungrischen Avarn
Kein erblicher Fürst, und die Völker gleich,
Und die Herzoge kamen mit ihren Schaaren,
Wenn der Kaiser sie rief zum Kampf für's Reich!
Kein größ'rer Gedanke ward geboren,
Seit die Geschichte ihre Blätter schreibt:
Wir fühlen bitter jetzt, was wir verloren,
Wir seh'n erröthend was jetzt übrig bleibt:
Die Menschheit ferne von ihrem Ziel,
Getrieben mit ihr ein frevles Spiel,
Dynastische Raupen, die den Baum zernagen,
Als wäre der Gott ob den Wolken nicht;
Versuche und schmäbliche Niederlagen
Und Zuchthausstrafen und Standgericht.

1) Der Reichstag der ältesten Zeit, früher Raizfeld.

Zurück in die Zeit, wo durch diese Gassen
 Der Kaiser aus Wälschland's Kriegen zog,
 Wo der Habsburger mit der Bürger Massen,
 Auf die stolzen Adelsburgen flog,
 Wo die Regensberger verarmten,
 Die Hünste Zürichs, ein schmuckes Heer,
 Im Frieden einig und rasch zur Wehr,
 In der Freiheit Sonne erwarnten,
 Seit Rudolf Brun,
 Der Zürcher Tribun,
 In ihnen den Funken angefacht,
 Der die Bürger Roma's groß gemacht.
 Vergebens hält die Mordnacht sich bereit
 Und wartet im Dunkel auf's besprochne Zeichen;
 Die Hünste eilen ergrimmt zum Streit
 Und die Verräther fallen ihren Streichen.
 Wie wogt der Kampf durch die hellen Gassen!
 Wie glitzern die Schwerter ob den Massen.
 Welch' laut Getös ist auf dem Markte los!
 Das ist die Heldennacht,
 Die Zürich in den Bund gebracht.
 Als die Blumen erwachten, der Venz war frei,
 „An sant Walpurg Tag, ze ungehendem Rai“
 Da ist zu Zürich der Brief geschrieben,
 Da ist Zürich des Bundes Haupt geblieben.
 Tätwil, Tätwil, du blut'ge Schlacht,
 Da hat man die Probe davon gemacht,
 Da haben's die Vestrreicher deutlich erfahren
 Als sie aus Baden gekommen waren;
 Und als der Brun den Muth verlor,
 Wie schnell trat Kilger Maneß hervor!
 „Die Zürich! St. Jelis!“ erscholl es laut,
 Die Pfaufedern wurden mit Blut bethaut,
 Als man rasch sie zu Baden in's Thor getrieben.
 Warum sind sie nicht daheim geblieben?

Das alte St. Gallen.

Du alter Säntis, das Haupt voll Schnee,
 Einst war für dich ein and'res Schauen
 In die schwarzen Wälder und grünen Auen
 Und auf den rhätischen Bodensee.
 Ein wälscher Berg, vernahmst du wälsche Laute
 Und sahst des Römers Sieg zu See und Land¹
 Und den Herrscherstab in seiner Hand,
 Die des Thurgau's Obst und Neben baute,
 Als die Burg der Burg in Römersprache rief,
 Wo der Ur gebrüllt und der Felsstahn schlug,
 Und die Straße durch Villen und Obstwald tief
 Nach Vitobur die Kohorten trug.

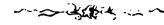
Das wurde anders, als die Alemannen
 Herbrausten die schwäbischen Höhn zum See;
 Das Gau war ein Brandroth, war ein Ruf voll Weh,
 Sahst schwere Keulen fallen, Bogen spannen.
 Der Wilde siegte und zertrat die Fluren,
 Das Teutsche vertrieb die Sprache Roma's rauh;
 In spärlichen Münzen sucht der Pflug im Gau
 Und staunt im Finden die letzten Spuren
 Vom Urbewohner, der sein herbes Loos
 Gestüchtet in der Gebirge Schoos.
 Die Götter entflohn und Wotan mit dem Thor
 Im Schatten der Fische finster hauste,
 Und der Wanderer schaute in Angst empor,
 Wenn die wilde Jagd ob den Wäldern branste;
 Und in der Festnacht rann im Hain
 In Hörnerschallen Opferblut vom Stein.

Da naheten vom jernen Inselstrande
 Auf einmal Grob'rer and'rer Art,
 Ihr Auge leuchtend, ihr Antlitz mild,
 Ein Stab ihr Schwert, das heil'ge Wort ihr Schild;

¹) 15 Jahre v. Chr. schlugen des Augustus Stiefföhne Drusus und Liferius die Rhätier an und auf dem See.

So ruhten sie aus am Bodanstraude
 Von ihrer Pilgerfahrt.
 Wie die Andern wallten nach Italien weiter,
 blieb Einer zurück, der heil'ge Gall,
 Und siedelt sich an am Steinachfall,
 Entschlossen, ein muthiger Gottesstreiter,
 Die Wildniß zu öffnen dem hellen Tag,
 Die in dem Wald und auf den Seelen lag.
 Und wie das Kreuz nun stand am Spfersteine,
 Und wie das Klösterlein aus Gärten schaut',
 Und Felber wogten, wo einst wilde Haine,
 Und Art und Mühle lärmten laut,
 Und als den Widerhall, der seither schließ
 Die Glocke aus den Klüften rief,
 Und der Memanne, beugend sich dem Zeichen
 Des Heils, verließ die Opfereichen,
 Erzählen, im Bild, die frommen Sagen,
 Es habe der Hür ihm das Holz getragen,
 Und wie der Zwerglein Volk in tiefem Gram
 Zu Berge ziehend schweren Abschied nahm.
 Da sah man Kutten statt der Eisenringe,
 Da tauchten die Foltarbe, statt das Schwert in Blut,
 Die Feder in Himmelblau, in rothe Gluth,
 Und hauchten auf's Pergament gar seltsame Dinge;
 Da scholl heraus in die stille Nacht,
 Statt der Herenformeln der blut'gen Geister,
 Gesungen von einem andern Meister,
 Das „Media vita“ mit Zaubermacht;
 Da wölbten halb lieblich, halb wild und rauh
 Die Psalmen Rotkers ihren Riesenbau,
 Und schützeste Tutilo klar und fein
 Seine sphynxischen Engel in Elfenbein.
 Im Garten die Haß, in der Zelle die Feder,
 Und, wenn der Ungar erschien im Land,
 Das Eisen in der festen Hand,
 So schufen die Mönche die große Zahl
 Der Blätter, die jezo im Bücherjaal
 Herabschau'n aus dem grauen Leber

Mit seltsamem Lächeln, Hochgestalten,
 In die neue Welt, die Ernsten Alten,
 Wie die Mönche selbst aus ihrem Chor,
 Mit ihrem Choral, ein tiefes Tönen,
 Daß unter ihnen die Gräber dröhnen,
 Seh'n aus den geschnitzelten Stühlen hervor.
 Und schütteln die Häupter und zieh'n die Frauen
 Bei Manchem, was sie heute schauen.



Ed. Dorer.

Edward Dorer, aus Baden, geb. 1807, gest. 1864, bekleidete nach vollendeten Studien schon frühe die ersten Würden seines Heimatkantons, indem er noch jung in die Regierung gewählt wurde, später als Landammann derselben vorstand und als Gesandter des Standes Aargau mehrere Tagsatzungen besuchte. Nachdem er sich nach Baden in das Privatleben zurückgezogen, widmete er sich vorzugsweise poetischen und kritischen Arbeiten. Die hauptsächlichsten seiner im Druck erschienenen Schriften sind folgende:

Louise Egloff, die blinde Naturdichterin. (Schwägerin des Dichters.) Herausgegeben von Ed. Dorer. Karau, 1843. Verlag von Sauerländer.

Blätter und Blüten, von Ed. Dorer-Egloff. Erste und zweite Lese. 1852.

Glegien und Oden von Johannes Secundus, übersetzt von Ed. Dorer-Egloff. 4 Hefte. Baden, 1854.

J. M. R. Lenz und seine Schriften, von Ed. Dorer-Egloff. Baden, 1857. Verlag der F. Zehnder'schen Buchdruckerei.

Volkslieder aus Italien, nebst einer Ballade zu Shakespeares Romeo und Julie, von Ed. Dorer-Egloff. Baden, Zehnder'sche Buchdruckerei. 1860.

Zur Literatur des Volksliedes, von Ed. Dorer-Egloff.

Gesammelte Schriften, von Dorer-Egloff. Erster Band: Gedichte. Baden, 1863. F. Zehnder'sche Buchdruckerei. (Dieser einzig erschienene Band enthält eine fast vollständige Zusammenstellung von Dorer's in verschiedenen Zeitschriften und Journalen veröffentlichten Dichtungen.)

Ed. Dorer, dessen kritische Arbeiten von literarischen Kenntnissen, Urtheil und Fleiß zeugen und sehr günstig aufgenommen wurden, ließ sich in seinem poetischen Schaffen durchaus von Göthe bestimmen. Seine Verehrung für diesen Dichter hat er namentlich in der zweiten Lese der „Blätter und Blüthen“ kundgegeben, wo er sich über Göthe's „Fery und Bätely“ ausspricht und diese Dichtung „eine Alpenrose nennt, die der Dichter nicht nur sich zum Ruhme, sondern vor Allem der Schweiz zur ewig dauernden Ehre in seinen Zeiten und Länder überstrahlenden Lorbeerkranz eingeflochten habe.“

Es ist indessen nicht Göthe's stimmungsvolle reine Lyrik, oder sein mit dem Hellbunkel der Geisterhaftigkeit getränkter, wunderbarer Balladenstyl, die Dorer sich zu eigen machte; seinem Naturell verwandter war der Ton der „römischen Elegien“ und das gnomische Element der muhamedanischen Lyrik, die Göthe als Greis im „westöstlichen Divan“ wiedererweckt und die unser Dichter sich zum Leitstern für seine poetische Thätigkeit erwählt hat. Ausgerüstet mit dem feinsten plastischen Formensinne, hat Dorer den Leib seiner Sprache häufig zur vollendeten Schönheit, Durchsichtigkeit und epigrammatischen Gedrungenheit des Göthe'schen Elegienstyl's herangebildet. In glücklichem, heiterm Tone empfiehlt er, unbekümmert um die Moralpredigten der „Terwische“, einen weisen, fröhlichen Lebensgenuß, besingt mit schalkhaftem Lächeln die Liebe und ihre Regungen und den Glauben an die Macht und den Sieg der Schönheit, die alles Rohe verzehre und hinwegbanne. Dorer ist der Dichter der Rosen und der Bienen, aber auch einer gewissen ritterlichen Romantik und der Frauenwürde, in noch lebenden deutschen Fürstinnen offenbart. Er wirkt nicht durch poetische Bilder und durch originelle große Gedanken, im Gegentheil geht seine Gnomik häufig in's Gewöhnliche und Kleinliche; aber er erfreut durch edle und schöne Gesinnung und durch maßvolle, reine Diktion. Am Ton der Ballade wie in der Wahl der Stoffe zu denselben war unser Dichter nicht glücklich; am besten ist er im Epigramm und in der Elegie. Im Ganzen haben wir seiner Dichtung den Vorwurf zu machen, daß zu viel ästhetische Schönheitsliebe über dieselbe ausgegossen, während ihr Gehalt häufig zu unbedeutend ist. Gerade dieser Dichter zeigt uns, wie nothwendig es ist, im besten Sinne des Wortes national zu sein und zu dichten, wenn man nicht Gefahr laufen will, bloß durch den ästhetischen Genuß der Form zu befriedigen.

Pizzicato.

Sauft und rauschend mag der Bogen
 Immer nicht die Saiten streichen,
 Die in unsrer Brust erhalten.
 Töne, kräftig, voll gerissen,
 Klingen reizend, klingen prächtig:
 Schicksal, reiße fest die Töne,
 Nur zerreiße nicht die Saiten!

In den Rosen.

Wie lockend winkt der Rose Licht!
 Du siehst den Dorn: du klagst: Er sticht
 O geh', zager armer Wicht!
 Es blüht für dich die Rose nicht.

Des Lebens Perle.

Zu Liebe sei als Perle,
 O Liebe, du begrüßt!
 Die Jugend ist die Muschel,
 Die deinen Keim umschließt;
 Und schwindet hin die Jugend,
 Es leuchtet frei die Perle,
 Wenn auch die Muschel bricht.

Rose und Falter.

Schelte Keiner spröb die Rose,
 Hält ihr Dorn die Raupe ferne!
 Solches Böcklein, frech und los,
 Kert auf Schönes gar zu gerne.

Nit zum Kalter sie verkläret,
 Ward sie so beschwingte Blume,
 Wird ihr jede Enit gewähret
 In des Duftes Heiligthume.

Bedenkliches.

Des Mannes Krone bleibet das Weib zu allen Zeiten!
 So steht es in der Bibel; wer wird mit dieser streiten?

Auch ist der Spruch geschrieben von Salomo, dem Weisen;
 Der Weise dient der Wahrheit; wie kann er falsch uns weisen?

Er trug ja selbst die Krone und hielt sich tausend Frauen;
 Erfahrung macht den Meister; wer wird ihr nicht vertrauen?

Nur Eines bleibt bedenklich; die besten Fürsten klagen:
 O Krone, goldne Krone, wie bist du schwer zu tragen!

Muthiges Streben.

Wie komm' ich zum Liebchen,
 Wo zeigt sich ein Weg?
 Die Fluthen zerrissen
 In Finstern den Steg.

Des Jagenden Klage,
 Vermehrt nur das Leid.
 Ich wag' es; ich schwimme
 Hinüber zur Maid.

Mir trotzten die Wogen;
 Es hebt sich mein Muth.
 O bleibet ihr Götter,
 Dem Wagenden gut!

Schon seh' ich ihr Kämpchen;
 Wie jubelt die Brust!
 O Kämpchen, mein Sternchen,
 Wie nahe die Lust!

Naturgränze.

Auf des Titlis Silberkuppe
 Ist schon Mancher fest gedrungen;
 Lang in Mühe dort zu weilen,
 Ist doch Keinem noch gelungen.

Scharf und eifrig gehn die Lüfte;
 Sie vernichten schnell das Leben;
 Solchen Mächten Trost zu bieten,
 Bleibt ein eitles, tolles Streben.

Klug, besonnen weiß der Steiger
 Seine Wünsche zu bezwingen.
 Von der Höch: niedersteigend,
 Räßt zu Thal das Vieh er klingen:

„Jeder walte in den Schranken,
 In den ewig festgesetzten!
 Ach, es kamen stets zu Falle,
 Die die Kräfte überschätzten!“

Kriegslied.

Auf hoher Alpenfirne
 Da steht der Väter Weist.
 Heraus, o Schwert, und höre,
 Wie er zum Kampf uns rüst:

„Das Feindezählen schläget
 Von vornherein in Wind;
 Es wird die Zahl sich finden,
 Wenn sie erschlagen sind.“

„Raumänen stürzen donnernd
Herab die Bergeswand;
Sie scheuen nicht im Falle
Gefahr und Widerstand.“

„Raumänenfestheit üben
Wir einst im Kriege auch;
Darauf! daran! das frommete;
Auf! Wahrt den Landesbrauch!“

Am Rheinsfall.

Immer von Ebn
Drängend und kämpfend,
Stürzen und toben
Wogen auf Wogen.
Aber die Sonne
Webt in den Schauer
Friedlicher Wonne
Schimmernde Kränze.
Siehe! das Wilde
Grollender Wellen
Löset sich, und milde
Wallen die hellen
Fluthen im Frieden
Nuten im Thale.
Sollte ich leben?
Sollte ich klagen?
Wenn es im Leben
Woget und stürmet?
In das Getriebe
Lächelt die Hoffnung,
Tröstend in Liebe,
Lichtere Bilder.
Rasch, wie die Welle,
Werden wir schwinden;

Ah! nur zu schnelle
Werden wir finden
Ruhe im Schooße
Heiliger Erde!

Dichter und Derrwisch.

Derrwisch:

Gottlos bist du Dichter worden;
Trefse dich des Himmels Haß;
Nur Suleika, deine Schöne,
Singst du ohne Unterlaß.

Weh! du kehrst dich von dem Glauben,
Von des Lebens sicherem Hort;
Und für Allahs Glanz und Liebe
Hast du nie ein preisend Wort.

Dichter:

Von dem Schöpfer selbst zu singen,
Wagen ja die Engel nicht;
Schweigend neigen sie die Blicke
Vor dem unnahbaren Licht.

Dem den Schöpfer würdig loben
Kann der Wesen All allein;
Doch ich wage ihn zu singen
In dem milden Widerschein.

Sieh' das Herz des Dichters gleichet
Nur dem Thau! er fasset nicht
Ganz die Sonne, doch er spiegelt
Einen Strahl von ihrem Licht.

Wolltest du, gestrenger Richter,
Sinnmal nur Suleika sehn,
O du würdest schnell des Dichters
Frommbescheidnen Sinn verstehn!

Dem von Muths Lichtglanz leuchtet
 Mir in Liebchens Aug' ein Strahl,
 Und wer seinen Abglanz ahnet,
 Ght den Gwigen zumal.

Epigramme und Elegien.

Die Lotusblume.

Lotus, was knieet vor dir in sinnigem Grnje der Jüder?
 „Offen den Strahlen des Lichts, schließt sich mein Busen der Nacht.“

Ermunterung.

Zeuzt dir die Brust vor Schmerz in Geduld ertrag' ihn und hoße;
 Ueber den Dornen ja erst breitet die Rose sich aus!

Das Geschwisterpaar.

Liebe und Glück sind blind, und beide innig verschwistert;
 Glückliche werden geliebt, Liebende werden beglückt.

Vergeltung.

Reißend der Rose den Glanz, verwehet der Sturm ihr die Blätter,
 Aber im Sterben den Feind segnet mit Dülften sie noch.

Edele Rache.

Reißend versuchen den leuchtenden Mond zu verbunkeln die Wolken,
 Aber der Siegende schmückt mit ihm die mit silbernem Glanz.

Rosen und Dornen.

Rühen die Rosen in Pracht, wer drückt an Dorn und Verletzung,
Und doch schwinden sie hin, ach, und es bleibet der Dorn!

An die Quelle.

Frostig erchienst, o Born, du den Lippen; ich spottete deiner,
Und mit feurigem Wein füllte den Becher ich nur.
Aber die Gluth, die bald ein schleichendes Fieber mir brachte,
Wuchs, durch den Wein genährt, schnell zur verzehrenden Qual
Wie verlangten nach dir, o Born, die trocknen Lippen,
Und wie fühlte mein Herz da von der Scham sich gebeugt!
Fürcht'ig trat ich zu dir; doch gab dein freundliches Klirren
Wieder mir Muth und ich trank Kühlung und Labung aus dir.
Siehe die buftigen Rosen! Sie wand voll Dank ich zum Kranze,
Nimm sie! Verwelket ihr Glanz, weihet dir frische mein Herz.

Thorwaldsen.

„Grüße die Heimat!“ spricht Thorwaldsen in Rom zu dem Bilde.
Das er mit liebendem Sinn hatte dem Norden bestimmt.
Nordwärts zieht es zu Schiffe, da winkt Poseidon, der Herrscher,
Tief in dem Innern bewegt, brausendem Sturme herbei:
„Norden, du hoffest umsonst; noch rufen um Rache die Werke,
Die uns dein rohes Geschlecht einst in den Tempeln zerstört.
Was geredelt der Ahn, von jeher blüht es der Enkel.
Rein sind Recht und Gewalt!“ Also der zürnende Gott,
Wilder tobet der Sturm; es versinkt das Schiff in der Brandung;
Zubelsnd doch tragen dem Gott Nymphen zur Halle das Werk.

Sorgfalt.

Frostig wehet der Wind; in Strömen ergießt sich der Regen,
Und das Rächlein des Dorfs schwellt sich zum reißenden Strom.
Fern noch weilet der Freund. Ach! — Soll ich dem Säumnenden zürnen?

Jeglichem mangelt der Muth, über die Schwelle zu gehn.
 Traurest du, Lampe, mit mir? Nur kümmerlich flackert dein Flämmchen.
 Sieh! es erlöschet und die Nacht waltet mit Schauer um mich.
 Wiehe das Wetter doch nach! Kein Sternlein tröstet vom Himmel.
 Wie das Flämmchen erlosch, sinket mein Hoffen dahin
 Horch! — Was schreitet daher? — Wer naht durch den Garten dem Hause? —
 O, er ist es! Sein Tritt weckt in dem Herzen die Lust.
 Lieb, dem Besprechen getreu, auch wirklich das Pförtchen ich offen?
 (Gute Besorgniß! Er steht schon in dem Stübchen vor mir.
 Laß dich küssen mein Schatz! Dich friert es; das garstige Wetter!
 Wie? — Du zitterst sogar! Fühlst du Schmerzen? — Mir bangt.
 Fieber durchschleichen das Land Die Vorsicht schadet uns nimmer.
 Säume mir nicht! Im Beginn hebet ein Nebel sich leicht.
 Weg mit dem feuchten Gewand! Nur rasch in das wärmende Bettchen!
 Siehe! mit freudiger Brust räume mein Plätzchen ich dir.
 Sei fein artig und fromm! — Was soll das? — Laß mich! — Berwegner! —
 Warte! ich riegle gewiß künftig das Pförtchen dir zu!

Fabeln. Parabeln. Märchen. Sagen.

Bienchen und Röslein.

Kam ein Bienchen auf die Gaide;
 Sah die Röslein lustig blühen.
 Gines schien zu seiner Freude
 Schön vor allen zu erglücken;
 Und es eilten seine Lippen
 Aus dem süßen Kelch zu nippen.
 Röslein konnte nicht es wehren,
 Thät ihm alles gern gewähren.
 Bienchen aber war bescheiden,
 Brachte Röslein nicht in Leiden.
 All sein Kosen, all sein Trinken
 Trübte nicht des Holden Winken;
 Nicht ein Thränlein, keine Wunde

Zengte von der süßen Stunde.
 Selig pries ich da die Reiden;
 Weisheit würrt und wahr die Freuden.

B i e n e n .

Ein Blümchen blinzte
 An sonniger Luft;
 Nur Milde hauchte
 Sein lockender Duft.
 Schnell kam ein Bienlein
 Voll sehrender Wuth;
 Es nippte eunig
 In seligem Muth.
 Da ob dem Reher
 Das Blümchen sich schloß;
 Im Todeschauer
 Sein Seelchen zerloß.
 Wie scheint, o Blümchen
 So mild du und fein!
 Ach, Blümchen, Blümchen,
 Wie täuschet der Schein!

Verschiedenes Urtheil.

Der Falter sprach auf heiterm Plan
 Die Biene mit den Worten an:

„Mit ringsumher die ganze Luft
 Durchwürrt von süßen Maienduft,
 Da schwärme ich mit frohem Sinn
 Von Blume wohl zu Blume hin.
 Mein Leben frei und freudenvoll
 Doch scheint dem Pastor böz und töll;
 Er führt mich gar als Beispiel an,
 Das scheuen solle Jedermann.
 Dich seh' ich gleich: Wege gehn,

Doch hör' ich nie auf dich ihn schmähn;
 Das ist mir dunkel, sonderbar!
 Ich bitte, mach: mir es klar.“
 Die Biene nicht sich lang besann
 Und dienübereit sie so begann:

„Das fällt, o Freund, mir gar nicht schwer:
 Dem Pastor gilt die alte Lehr':
 Sobald das Weib im Kasten klingt,
 Die Seele sich zum Himmel schwingt.
 Ich spend' ihm Sein ein fein Gericht!
 Und Wachs auch noch zum Kirchenglicht.
 Darob er läßt mein Thun in Ruh',
 Ja spricht den Segen noch dazu,
 Ob auch mein Leben offenbar
 Dem deinen gleich so ganz und gar.
 So sprachen sie vor manchem Jahr;
 Die Rede bleibt noch heute wahr.
 Ob deckt des Pastors Leib das Grab,
 So sank doch nicht sein Geist hinab;
 Er spudet fort in jedem Stand,
 Er treibt sein Spiel zu Stadt und Land.
 Wo Wabe sich und Günst erzeigt,
 Die Meinung sich zum Besten neigt.

Kindlicher Sinn.

Es suchet die Mutter mit sorglichem Blick
 Den Knaben, den fernem, ihr einziges Glück.
 „Wie bitter die Schmerzen der Mutter doch sind:
 Sie spricht, ihr Nachbarn, wo säumt sich mein Kind?“

„Im Felde es Blumen zum Strauße sich brach
 Und jagte den Kattern, den schimmernden, nach.
 So eilte es weiter, im Spiele, entzückt;
 Bald war es den folgenden Blicken entrückt.“

Schon seh' ich ihr Kämpchen;
 Wie jubelt die Brust!
 O Kämpchen, mein Sternchen,
 Wie nahe die Luß!

Naturgränze.

Auf des Lütli's Silberkuppe
 Ist schon Mancher fest gedrungen;
 Lang in Mühe dort zu weilen,
 Ist doch Keinem noch gelungen.

Scharf und eifig gehn die Lüfte;
 Sie vernichten schnell das Leben;
 Solchen Mächten Trost zu bieten,
 Bleibt ein eitles, tolles Streben.

Klug, besonnen weiß der Steiger
 Seine Wünsche zu bezwingen.
 Von der Höh: niedersteigend,
 Käßt zu Thal das Lieb er klingen:

„Jeder warte in den Schranken,
 In den ewig festgesetzten!
 Ach, es kamen stets zu Falle,
 Die die Kräfte überschätzten!“

Kriegslied.

Auf hoher Alpenfirne
 Da steht der Väter Geist.
 Heraus, o Schwert, und höre,
 Wie er zum Kampfi uns ruft:

„Das Feindezählen schläget
 Von vornherein in Wind;
 Es wird die Zahl sich finden,
 Wenn sie erschlagen sind.“

„Lauminnen stürzen donnernd
Herab die Bergeswand:
Sie scheuen nicht im Falle
Verfahr und Widerstand.“

„Lauminnenkeuschheit übten
Wir einst im Kriege auch;
Darauf! daran! das frommete;
Auf! Wahr! den Landesbrauch!“

Am Rheinfluss.

Immer von Ebn
Drängend und kämpfend,
Stürzen und toben
Wogen auf Wogen.
Aber die Sonne
Weht in den Schauer
Friedlicher Wonne
Schimmernde Kränze.
Siehe! das Wilde
Grollender Wellen
Löst sich, und milde
Wallen die hellen
Flutken im Frieden
Unten im Thale.
Sollte ich beben?
Sollte ich klagen?
Wenn es im Leben
Woget und stürmet?
In das Getriebe
Küßelt die Hoffnung,
Erhöht in Liebe,
Lichtere Bilder.
Rasch, wie die Welle,
Werden wir schwinden;

Ach! nur zu schnelle
 Werden wir finden
 Ruhe im Schooße
 Heiliger Erbe!

Dichter und Derwisch.

Derwisch:

Gottlos bist du Dichter worden;
 Treffe dich des Himmels Haß;
 Nur Suleika, deine Schöne,
 Singst du ohne Unterlaß.

Weh! du kehrt dich von dem Glauben,
 Von des Lebens sichern Hort;
 Und für Allahs Glanz und Liebe
 Hast du nie ein preisend Wort.

Dichter:

Von dem Schöpfer selbst zu singen,
 Wagen ja die Engel nicht;
 Schweigend neigen sie die Blicke
 Vor dem unnahbaren Licht.

Dem den Schöpfer würdig loben
 Kann der Wesen All allein;
 Doch ich wage ihn zu singen
 In dem milden Widerschein.

Sieh' das Herz des Dichters gleichet
 Nur dem Thau: er fasset nicht
 Ganz die Sonne, doch er spiegelt
 Einen Strahl von ihrem Licht.

Wolltest du, gestrenger Richter,
 Einmal nur Suleika sehn,
 O du würdest schnell des Dichters
 Frommbescheiden Sinn verstehn!

Dem von Maaß Lichtglanz leuchtet
 Mir in Liebchens Aug' ein Strahl,
 Und wer seinen Abglanz ahnet,
 Gehrt den Ewigen zumal.

Epigramme und Elegien.

Die Lotusblume.

Lotus, was kühlet vor dir in sinnigem Grunde der Jüder?
 „Offen den Strahlen des Lichts, schließt sich mein Busen der Nacht.“

Ermunterung.

Zeuzt dir die Brust vor Schmerz in Weidnd ertrag' ihn und hojje;
 Ueber den Dornen ja erjt breitet die Roje ſich aus!

Das Geſchwifterpaar.

Liebe und Glück ſind blind, und beide innigjt verſchwijtert;
 Glückliche werden geliebt, Liebende werden beglüct.

Vergeltung.

Reidend der Roje den Glanz, verwehet der Sturm ihr die Wälder,
 Aber im Sterben den Feind ſegnet mit Däſten ſie noch.

Edele Rache.

Reidiſch verſuchen den leuchtenden Mond zu verdunkeln die Wolken,
 Aber der Siegende ſchmüctt mit ſie mit ſilbernem Glanz.

Rosen und Dornen.

Rühen die Rosen in Pracht, wer drückt an Dorn und Verletzung,
Und doch schwinden sie hin, ach, und es bleibet der Dorn!

An die Quelle.

Frostig ersiehst, o Born, du den Lippen; ich spottete deiner,
Und mit feurigem Wein füllte den Becher ich nur.
Aber die Gluth, die bald ein schleichendes Fieber mir brachte,
Wuchs, durch den Wein genährt, schnell zur verzehrenden Qual
Wie verlangten nach dir, o Born, die trocknen Lippen,
Und wie fühlte mein Herz da von der Scham sich gebeugt!
Fürcht'ig trat ich zu dir; doch gab dein freundliches Blinken
Wieder mir Muth und ich trank Kühlung und Labung aus dir.
Siehe die duftigen Rosen! Sie wand voll Dank ich zum Kranze,
Nimm sie! Verwelket ihr Glanz, weihet dir frische mein Herz.

Thorwaldsen.

„Grüße die Heimat!“ spricht Thorwaldsen in Rom zu dem Bilde.
Das er mit liebendem Sinn hatte dem Norden bestimmt.
Nordwärts zieht es zu Schiffe, da winkt Poseidon, der Herrscher,
Tief in dem Innern bewegt, brausendem Sturme herbei:
„Norden, du hoffest umsonst; noch rufen um Rache die Werke,
Die uns dein rohes Geschlecht einst in den Tempeln zerstört.
Was gesehelt der Ahn, von jeher büßt es der Enkel.
Rein sind Recht und Gewalt!“ Also der zürnende Gott.
Wilber tobet der Sturm; es versinkt das Schiff in der Brandung;
Jubelnd doch tragen dem Gott Nymphen zur Halle das Werk.

Sorgfalt.

Frostig wehet der Wind; in Strömen ergießt sich der Regen,
Und das Pflüchlein des Dorfs schwellt sich zum reißenden Strom.
Fern noch weilet der Freund. Ach! — Soll ich dem Sämennden zürnen?

Neglichem mangelst der Muth, über die Schwelle zu gehn.
 Traurest du, Lampe, mit mir? Nur kümmerlich flackert dein Flämmchen.
 Sieh! es erlöschet und die Nacht waltet mit Schauer um mich.
 Liebe das Wetter doch nach! Kein Sternlein tröstet vom Himmel.
 Wie das Flämmchen erlosch, sinket mein Hoffen dahin
 Horch! — Was schreitet daher? — Wer naht durch den Garten dem Hause? —
 O, er ist es! Sein Tritt weckt in dem Herzen die Lufl.
 Lieb, dem Besprechen getreu, auch wirklich das Pförtchen ich offen?
 (Bitte Besorgniß! Er steht schon in dem Stübchen vor mir.
 Laß dich küssen mein Schatz! Dich friert es; das garstige Wetter!
 Wie? — Du zitterst sogar! Fühlst du Schmerzen? — Mir bangt.
 Fieber durchschleichen das Land Die Vorsicht schadet uns nimmer.
 Säume mir nicht! Im Beginn hebet ein Nebel sich leicht.
 Weg mit dem feuchten Gewand! Nur rasch in das wärmende Bettchen!
 Siehe! mit freudiger Brust räume mein Plätzchen ich dir.
 Sei fein artig und fromm! — Was soll das? — Laß mich! — Verwegner! —
 Warte! ich riegle gewiß künftig das Pförtchen dir zu!

Fabeln. Parabeln. Märchen. Sagen.

Biendchen und Röslein.

Kam ein Biendchen auf die Haide;
 Sah die Röslein lustig blühen.
 Gines schien zu seiner Freude
 Schön vor allen zu erglücken;
 Und es eilten seine Lippen
 Aus dem süßen Kelch zu nippen.
 Röslein konnte nicht es wehren,
 Thät ihm alles gern gewähren.
 Biendchen aber war bescheiden,
 Brachte Röslein nicht in Leiden.
 All sein Rosen, all sein Trinken
 Trübte nicht des Golden Blinken;
 Nicht ein Thränlein, keine Wunde

Zeugte von der süßen Stunde.
 Selig pries ich da die Reiden;
 Weisheit würrt und wahrt die Freuden.

D i o n e a.

Ein Blümchen blinnte
 An sonniger Luft;
 Nur Milde hauchte
 Sein lockender Duft.
 Schnell kam ein Bientlein
 Voll sehrender Gluth;
 Es nippte emßig
 In seligem Muth.
 Da ob dem Recher
 Das Blümchen sich schloß;
 Im Todessehner
 Sein Seelchen zerfloß.
 Wie scheint, o Blümchen,
 So mild du und fein!
 Ach, Blümchen, Blümchen,
 Wie täuschet der Schein!

Verschiedenes Urtheil.

Der Falter sprach auf heiterm Plan
 Die Biene mit den Worten an:

„Ist ringsumher die ganze Luft
 Durchwürrt von süßem Maiernduft,
 Da schwärme ich mit frohem Sinn
 Von Blume wohl zu Blume hin.
 Mein Leben frei und freudenvoll
 Doch scheint dem Raitor böß und toll;
 Er führt mich gar als Peißpiel an,
 Das scheuen sollte Jedermann.
 Dich seh' ich gleiche Wege gehn,

Doch hör' ich nie auf dich ihn schmähn:
 Das ist mir dunkel, sonderbar!
 Ich bitte, mach: mir es klar.“
 Die Biene nicht sich lang befann
 Und dienstbereit sie so begann:

„Das fällt, o Freund, mir gar nicht schwer:
 Dem Pastor gilt die alte Lehr':
 Sobald das Weib im-Kasten klingt,
 Die Seele sich zum Himmel schwingt.
 Ich spend' ihm Sein ein fein Gericht!
 Und Wachs auch noch zum Kirchenlicht.
 Darob er läßt mein Lhnu in Ruh',
 Ja spricht den Segen noch dazu,
 Ob auch mein Leben offenbar
 Dem deinen gleicht so ganz und gar.
 So sprachen sie vor manchem Jahr;
 Die Rede bleibt noch heute wahr.
 Ob deckt des Pastors Leib das Grab,
 So sank doch nicht sein Geist hinab;
 Er spucket fort in jedem Stand,
 Er treibt sein Spiel zu Stadt und Land.
 Wo Gabe sich und Gnußt erzeigt,
 Die Meinung sich zum Besten neigt.

Kindlicher Sinn.

Es suchet die Mutter mit sorglichem Blick
 Den Knaben, den fernem, ihr einziges Glück.
 „Wie bitter die Schmerzen der Mutter doch sind!
 O sprechet, ihr Nachbarn, wo säumt sich mein Kind?“

„Im Felde es Blumen zum Strauße sich brach
 Und jagte den Faltern, den schimmernden, nach.
 So eilte es weiter, im Spiele, entzückt;
 Bald war es den folgenden Blicken entrückt.““

Die Mutter enteilet in Hoffnung zur Klur,
 Doch findet sie nimmer vom Knäblein die Spur.
 „Trafft nicht du mein Knäblein, o Wanderer, an?
 Was schaust du so bange zurück auf den Plan?“

„Ich ruhte auf Blumen mit heiterem Muth,
 Da nahte die Schlange in giftiger Wuth.
 Mich faßte ein Grauen; ich eilte davon.
 O bleibe dem Orte doch ferne dein Sohn!“

Die Mutter vernimmt es mit wachsender Qual
 Und spähend durchheilt sie die Gründe im Thal,
 „Kam, Fischer, gesprungen zu dir an den Strand
 Ein Knabe mit Blumen in spielender Hand?“

„Wie wäre für Kinder die Stelle gemacht?
 Es schwellen die Wogen des Stromes mit Macht;
 Sie schwächen und brechen die dämmende Wehr
 Und bringen Verderben den Saaten umher.“

Die Mutter verzaget; sie eilet zum Hain;
 Schon brechen die nächtlichen Schatten herein.
 „Sahst, Jäger, im Walde den Knaben du nicht,
 Mit Locken so golden, mit Henglein so licht?“

„Wohl führte zum Wald ihn vor Stunden sein Gang
 Und wahrlich! es ist für den Garten mir bang.
 Da hauset der Wolf, und mit wildem Geheul
 Entfloß er so eben dem drohenden Pfeil.“

Und dichter und finst'rer der Wald sie umfängt,
 Und Schauer auf Schauer im Busen sich drängt.
 Da lächelt der Mond aus den Wolken so mild
 Und zeigt im Walde ein süßes Gefild.

Da schummert der Knabe und träumet vom Spiel;
 Gebrochene Blumen ihm dienen zum Spiel.
 „Was kümmt du, o Herzchen, so ferne, allein?
 Ich suchte dich lange in sehnenber Pein.“

„O Mutter, o Mutter!“ so löst es in Lust,
Ihr stürzet der Knabe entzückt an die Brust.
„Ich spielte im Felde, am Fluß, in dem Hain;
„Was brauchtest für mich du in Sorge zu sein?“

„Es stunden zur Seite zum Spiel und zur Hut
Mir leuchtende Knaben so freundlich und gut.
Schan', Mutter, die Blumen, so duftig und schön,
Sie brachten sie alle von himmlischen Höh'n!“

„Hättest du nicht aus dem Schlaf mich geweckt!
Es hat sie dein Rufen verschreckt und erschreckt,
Sie suchet vergebens mein sehrender Blick,
Woh! kehren die Lieben mir nimmer zurück!“

Auf Personen.

Göthe's Werke.

Gnädig walten die Götter! Wie einst dem Schwimmer Odysseus
Leukothea in Huld rettend den Gürtel gereicht,
Nachten sich Götthen als Hort im irrenden Sturme des Lebens
Alle die Musen zugleich, stillende Weisen im Mund.
Und wie jener vom Strande zurück in die Wogen den Gürtel
Wart, daß And'ren er noch fromme mit zaubernder Kraft,
Lief auch Götthe am Ziel, was rettend die Musen gesungen,
Lieblich in Liebern vereint, liebend den Entfern zurück.

Balladen.

Der Flüchtling.

Der Flüchtling liegt im Sterben in fernem, fremdem Land;
Er blicket an noch lächelnd den Ring an seiner Hand:

„Dich hat in schönern Tagen die Liebe mir geweiht;
Vor deinem Strahle blieben mir Aug' und Herz bereit!

„Be:trauter meiner Wonne, du bleibst mein Trost im Leid:
Umsonst verlangte lodend nach dir so manche Maid.“

„Vom Leben schiedet gerne, doch nicht von dir mein Herz,
Und trüge dich ein and'rer, mir wär' im Grab es Schmerz.“

„Ich kann von dir nicht lassen, du machst mir leicht das Grab.
Ihr lieben, fremden Leute, o senkt ihn mit Hinab!“

Er küßt das Pfand der Liebe; der Hauch entflieht dem Mund,
Ihn senken mit dem Dinge sie in den kühlen Grund.

Der alte Becher.

In der Halle beim Pokale
Weilt der Jungen muntre Schaar;
Ernt und stille blickt der Alte
Aus dem weißen Lockenhaar.

„Sprich, was sinnst du, guter Alter?
Was durchzittert dir die Brust?
Deine Augen gehn dir über;
Frachtle Schmerz dir unsre Lust?“ --

„Nein, o nein! Das Leben schimmert
In der Freude wie der Thau,
Wenn der Sonne goldne Strahlen
Spielen auf der Frühlingsau.“

„Mit den Lieben meiner Jugend
Sah ich oft in diesem Saal;
S wie blühten Kuß und Lieder,
S wie glühte der Pokal!“

Aber ach! die Lieben schieden
Und ich wandte nun allein;
Tode ist für mich die Erde,
Nur ihr schönster Blüthenreihn!“

Zu dem Becher greift der Alte,
 Trinkt mit Haß den vollen leer;
 Lächelt heiter, wankt und sinket,
 Trinkt und lächelt nimmermehr.

Th. Bornhauser.

Thomas Bornhauser wurde den 26. Mai 1799 in Rheinfelden, Kt. Thurgau, geboren. Sein Vater, ein Bäcker, trieb einen Kleinhandel, der ihn aber, weil Vermögen und Schulbildung fehlte, nicht weit brachte. Diesen Fehler suchte der Vater bei seinem Sohne gut zu machen; er schickte ihn noch nicht fünfjährig zur Schule und hatte seine größte Freude an den Fortschritten des Knaben. Das Teillied, das ihm die Mutter sang, die Schilderung der Landvogtszeit und der Umstand, daß beide Eltern in der französischen Revolution die Rettung des Thurgau's und der Schweiz erblickten, flößte dem Knaben frühe Haß gegen Tyrannen und Freiheitsliebe ein.

Zu körperlichen Arbeiten fühlte dieser wenig Neigung; desto mehr zu geistigen. Am meisten zog ihn das Geistliche an, vor Allem das Heroische darin; darum war Napoleon für ihn ein Stern am Himmel der jugendlichen Ideale. Daneben liebte er die Kunst und versuchte sich im Zeichnen. Er las über Alles gern, besonders Luthers Bibel und bald auch Dichter; Klopstock öffnete sein Ohr dem Rhythmus. In religiöser Hinsicht war für ihn von Bedeutung, daß sein Ortspfarrrer ein Stillingianer war, der ihm das pietistische Wesen für immer gründlich verleidete; er wählte auch das Studium der Theologie nicht aus Vorliebe, sondern weil dies Studium Stipendien bot und ihn den Klässikern zuführte. Bei Dekan Ammann, damals Pfarrer in Märstetten, lernte er eifrig Latein, Griechisch und später das Hebräische und schwelgte im Genuße von Virgil, Horaz und Homer, wels' letztern er auch im Stalle beim Pferdefüttern begeistert rezitierte. Aber Repos und Plutarch blieben dabei nicht zurück; Brutus, Cimoleon, Thrasybul waren seine Heiligen. Eine antike Weltanschauung ist ihm geblieben. „Nicht in den Schulen des Materialismus (schrieb er im August 1834 seinem Freund Henne) sondern in den Tempeln des klassischen Alterthums werden gute Republikaner gebildet.“

Im Jahr 1818 kam Bornhauser an das Carolinum nach Zürich, wo sich ihm nun auch die deutsche, französische und italienische Literatur mehr eröffnete und Herber und Schafespeare, aber auch Kant, Rousseau und Gibbon ihm vertraut wurden. Die Taschen voll Bücher wanderte der Künigling in Zürich's lieblicher Umgebung herum. Der Schlenbrian mancher Lehrer stieß ihn ab; desto mehr zogen ihn Kasp. Trelli und der damalige Rektor, Ghorherr Schultheß, an, wie der Umgang mit gleichgestimmten Freunden (Heinrich Nüscheler, Leonhard Usteri u. A.) Schultheß sah nicht ungerne, wenn der humoristische Thurgauer, dem d. s. Ideale noch über das Praktische ging, diesen und jenen Lehrer in Verlegenheit brachte, nahm es ihm jedoch bitter übel, als er sich auch gegen ihn Einwendungen erlaubte. Als Bornhauser wegen Widersetzlichkeit für ein Jahr zurückbleiben sollte, trotzte er, verließ das Zimmer der erstaunten Herren und machte sein Gramen im Thurgau, woselbst er nach der Ordination Privatlehrer, 1824 Pfarrer in Mazingen wurde und sich 1825 verheirathete.

Im Jahr 1826, wo das politische Bewußtsein im jüngern Geschlecht zum Durchbruch kam, trat er, als Mitglied des Sempachervereins, mit Fröhlich zum ersten Mal als Volksredner auf. Ihn drückte, wie Andere, die im Jahr 1814 über das Vaterland gekommene Schmach, das Zerflören der 1798 aufgegangenen Blüthen. Schon 1827 schrieb er eine Broschüre über die Verbesserung der thurg. Verfassung, die 1830 gedruckt wurde. Ein treuer Mitarbeiter an Nüscheler's „Beobachter“ und der „Monatschronik“, wandte er sich, als Nüscheler zu gemäßigt blieb, an die „Appenzellerzeitung“ des verbernen Dr. Meyer. Sein Brief vom 24. Juni 1830 an Landammann Morell wurde das Programm der Thurgauer Reform. Die Artikel aus Trogen zündeten. Im September gohr es laut am Untersee. Die Leute wandten sich um Rath an den jungen, festen Pfarrer, in dem Landammann Müller-Friedberg bald einen Masaniello witterte, während Staatschreiber Baumgartner mit ihm sympathisirte. Als die thurg. gemeinnützige Gesellschaft am 27. Sept. von der Politik nichts hören, wenigstens nichts thun wollte, trat Bornhauser ab und beschloß in einem Nebenzimmer die erste kleinere, und auf dieser am 18. Okt. die größere Weinfelder Volksversammlung, vor welcher die Regierung sich beugte, aber erst als Unruhen ausbrachen, wobei sie Bornhauser zum Vermitteln aufrufen mußte und am 18. Dez. in einem neuen großen Rathe eine Verfassungskommission ernennen ließ, deren Ehrenmitglied Bornhauser wurde. Spottlieder entmuthigten ihn so wenig als Mordpläne, die bis zu einem

Verfuchz fliegen. Die Verfassungskommission unter dem Vorſitze Bornhauser's, der im März 1831 Pfarrer in Arbon wurde, schuf eine neue Verfassung, die das Volk am 26. April annahm. Viel Undank war sein Lohn. Klischee und Steinwürfe verfolgten ihn bisweilen und schreckten seine Gattin. Er zog sich zurück und widmete seine Muße literarischen Arbeiten. Schon im Jahr 1829 war „Gemma von Art, ein Trauerspiel,“ erschienen; 1832 die „Lieder“; 1834 das Gespräch „Schweizerbart“; 1836 „Heinz von Stein“; 1838 „Ida von Lockenburg“; daneben arbeitete er an dem epischen Gedicht „Rudolf von Werdenberg“.

Im Jahr 1833 wurde Bornhauser Kirchenrath und Mitglied des großen Rathes und stellte 1836 den Antrag zur Aufhebung der Klöster im Thurgau, was zur Einstellung des Noviziates und Verwendung der Vorschläge der Kloostergüter zu wohlthätigen Zwecken führte. Im Jahr 1834 lehnte er einen Ruf nach Bern, wohin ihn Schultheiß Neuhaus ziehen wollte, ab, schrieb 1842 den „heiligen Gallus“, 1844 den „Herzog Johann“. Seit 1835 an der Gicht leidend, siedelte er 1851 nach Müllheim über, wo er die letzte Zeile an seinen „Rudolf von Werdenberg“ legte. Er starb zu Müllheim den 9. März 1856.

Bornhauser hat auf politischem und kirchlichem Gebiete für den Kanton Thurgau Großes geleistet. Sein freundliches, Liebe und Güte strahlendes Bild hängt dort in jeder Bauernhütte. Es war ein Sohn seiner Zeit, der er auch seinen Tribut abtrug, indem er sein Talente nicht vergrub, sondern es reichlich wuchern ließ. Seinen politischen Glauben hat er am Schluß des Gedichtes „Nemesis“ ausgesprochen:

„Es ist ein Gott, Mensch, irre nicht!
Im Herzen stammt der Hölle Qual;
Es ist ein Gott, und sein Gericht
Trifft Herrscher auch im Marmorfaal!
Wer frech des Volkes Recht verlegte,
Den Fuß auf freie Bürger feste,
Ob dem droht stets der Rache Stahl;
Und flieht er klüglich alle Zehlinge,
Wird Klugheit ihm Verderben bringen!“

Gemma von Art. Ein Trauerspiel von Thomas Bornhauser. Trogen. Gedruckt und im Verlag bei Meier und Zuberbühler. 1829.
Lieder von Thomas Bornhauser. Trogen. Druck und Verlag von Meier und Zuberbühler. 1832.

Heinz von Stein, oder die Schlacht an der Schwarzach, von Thomas Bornhauser. Zürich, bei A. J. Siegfried. 1836.
Ida von Lockenburg, oder die schrecklichen Folgen der Eifersucht. Historisch-romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des

zwölften Jahrhunderts, von Thomas Bornhauser. Schwab. Hall, Verlag der K. K. Kaspel'schen Buchhandlung.

Der heilige Gallus. Eine Festgabe von Thomas Bornhauser. Weinfelden, bei Wilhelm Kueß. 1842.

Herzog Johann oder Königsmord und Muthat. Von Thomas Bornhauser. In zwei Theilen. St. Gallen, Druck und Verlag von J. C. Kälin. 1836.

Rudolf von Werdenberg im Freiheitskampf der Appenzeller. Frauenfeld, 1853.

Der Grundton, welcher das Gemüth und das ganze Leben Bornhausers beherrschte, war die Idee der politischen Freiheit seines engeren und weitem Vaterlandes. Sie ist der Born seiner Lieder, der rothe Faden, der sich durch das phantastische Gewirre seiner epischen Gestaltungen hindurchzieht. Weit und groß schlug sein Herz für das Vaterland; seine Arme schlangen sich treu und warm um die Menschheit; sein Kopf glühte für ihre idealen Interessen. Glücklicher, heiterer Humor, üppig wuchernde Phantasie, hochherzige Gesinnung, warmes Gefühl, das sich bis zur Gluth religiöser Andacht zu steigern vermochte, befähigten ihn zur Darstellung lebensvoller Bilder; allein nirgends war es ihm vergönnt, seinen Erzeugnissen den Stempel der Vollendung aufzudrücken. Die lyrischen Gedichte haben viel Frische; es sind Laute der Freiheit, die ein gesundes Gemüth, unbekümmert um Rhythmus und Styl, als kunstlose Lieder ausstößt und fröhlich jauchzend in den blauen Himmel hinein singt. Sie haben nur geringen poetischen Werth; geradezu unbedeutend ist die religiöse Cantate „Die Auferstehung“, ebenso „Der Markstein“; weit unter Lavaters gleichnamigem Gedicht steht „Wilhelm Tell“. Zu den bessern Liedern gehören „Der Senn“, „Der Heimatlose“, „'s Wörtli frei“, „Der Heerdenreihen“, „Rückerrinerung“, „Die Nacht am See“. Auch das Trauerspiel „Gemma von Art“ hat mehr einen patriotischen als ästhetischen Werth, obgleich der Dialog oft ächt dramatisch und immer, im Verhältniß zum behandelten Stoff, naturwahr ist.

„Heinz von Stein“, eine Epopöe in vier Gesängen, ist ein Gemälde voll Blut, Wahnsinn, Troß, Roheit und wilder Freiheitslust. Trotz der festen Behandlung des Stoffes und der ihr entsprechenden anapästischen Versfühlung des (freilich meist formlosen) Strophenbaus, vermag das Gedicht nicht einen reinen, poetischen Eindruck zu hinterlassen. Es enthält alle Uebertreibungen, Fehler und Mängel jener schlechten Romantik, die, mit Uebergangung der Naturgesetze und der Gesetze des Geistes, die Welt und d's Leben zum bloßen Spiel einer regellosen und ungebändigten Phantasie herab-

würdigt. Die Neigung zum Phantastischen und Graffen geht hier, wie in den spätern Dichtungen Bornhausers, mit dem Humor des Dichters ein sonderbares Bündniß ein. Die handelnden Personen bewegen sich in Prophetieen, lesen wunderfame Dinge im geheimen Buche der Natur, schwanken zwischen Wahnsinn und Begeisterung, zwischen Liebe und Haß umher; Wäber hüllen sich in Ritterkleider, die Pforten des Geisterreiches werden gelegentlich erschlossen und irrend ein toller Spuck heidnische Zauberei aufgetischt. Wäber, geläuterter tritt diese romantische Neigung in dem vaterländischen Epos „Rudolf von Werdenberg“ auf, das für das reifste Werk Bornhausers gilt, ohne daß es, der Form wie der Komposition nach, Anspruch auf höhern künstlerischen Werth zu machen hätte; in einer bedenklichen Weise dagegen haben diejenigen Produkte des Dichters, welche in Prosa geschrieben sind, das genannte Element in sich aufgenommen. „Iba von Lockenburg“ wie „Herzog Johann“ haben viel Handlung, malerische Situationen, gelungene Schilderungen, Humor und theilweise selbst historisches Kolorit aufzuweisen; allein daneben strotzen beide Stücke von phantastischen Ungeheuerlichkeiten, Vorbedeutungen, Vorhersagungen, Ahnungen, Träumen, Hallucinationen, Nachtgesichten, Geisterbeschwörungen, Kometen- und andern Lusterscheinungen, wunderlichen Zufällen, Belauschungen und subjektiven Einmischungen des Dichters und zwar in einer Weise, daß z. B. das letzte (3.) Buch der „Iba von Lockenburg“ rein ungenießbar wird. Es fehlt auch nicht an Trivialitäten im Styl, ob schon zugegeben werden muß, daß die Sprache im „Herzog Johann“ im Ganzen kräftig und natürlich ist.¹

Die Grille, einen „heiligen Gallus“ zu schreiben und zwar nicht in gewöhnlicher legendenartiger Darstellung, sondern in biblischem Ton und orientalischem Kolorit, verzeihen wir dem aus den Strudeln des politischen Lebens sich zurückziehenden, der Ruhe und der Kontemplation bedürftigen Dichter umsomehr, als er, wie er in der Vorrede sagt, damit nicht eine dogmatische, sondern nur eine religiös-poetische Wirkung erreichen wollte und durch die damals noch negativen Resultate der historischen Evangelienkritik sich veranlaßt fand, in der Bearbeitung dieses Stoffes, beziehungsweise in der poetischen Ergreifung des religiösen Gefühls und Lebens, sich selber einen innern Halt zu schaffen. Er wollte des Glaubens Wärme mit

¹) Eine ungeschickte Bearbeitung des „Herzog Johann“ für das Theater ist unter dem Titel „Die Here von Wäbistorf“ durch Philipp Wallburg Kramer unternommen worden.

dem Lichte des Geistes vereinigen und forderte dies auch von denen, für die er dieses Büchlein verfaßte.

Bornhauser besaß wie Henne und Reithard ein bedeutendes poetisches Talent. Er machte wie die beiden Genannten auch eine politische Carrière; aber um Dichter zu sein, hatte er zu wenig allgemeine, und vor Allem zu wenig Geschmacksbildung. Er hatte eine Vorliebe für das Historische; aber er wurde weder Historiker noch echter Dichter, weil er zu sehr Politiker war, oder vielmehr, weil die Entwicklung seines Talents in eine Periode fiel, wo das Streben für politische Neugestaltung der Schweiz jede andere Geistesthätigkeit verschlang. Er hatte nicht Zeit, sich an den Mustern des guten Geschmacks zu bilden. Wie er die poetische Thätigkeit für sich selber als eine bloße Erholung betrachtete, so sollten auch die Erzeugnisse derselben für Andere bloß als Erholung dienen. Er wollte für „Handwerker, Kaufleute, Beamtete, Studenten, Mädchen, Frauen, Gesunde, Kranke, Halbtiraffe, u. s. w. kurz für das Volk schreiben, und sie „mit der Poesie auf dem Papier für ein paar Augenblicke die Prosa des täglichen Lebens vergessen machen“.¹ Dies ist freilich nicht der richtige Standpunkt für einen Schriftsteller, denn die Kunst hat einen höhern Beruf; aber er ist charakteristisch für den, der in allen seinen Handlungen den Wahlspruch bekannte: „Alles durch das Volk und für das Volk!“

Aus „Rudolf von Werdenberg.“

Vorbemerkung.

Das Epos „Rudolf von Werdenberg“ beginnt mit dem Haber der Reinold'schen und Schreiber'schen Partei in Lindau. Schon glaubt Graf Rudolf, welcher mit Lindau in Bürgerrecht steht, die Parteien versöhnt zu haben, als die Anhänger des Bürgermeisters Schreiber in nächtlicher Stunde das Thor öffnen und die Oesterreicher in die Stadt herein lassen. Altbürgermeister Heinrich Reinold wird hingerichtet, Graf Rudolf aber hat durch Hilfe seiner Waise, Keja von Rotenburg, sich retten können. Allein in der darauf folgenden Fehde wehrt er sich vergeblich gegen das Heer des Herzogs Friedrich von Oesterreich, mit welchem sich auch die Grafen von Montfort und Sargans zum Untergange der Werdenberger verbunden hatten. Altstädten, Rheineck und Werdenberg werden eingenommen. Jos, der treue Dienstmann fällt, Bertha, die Tochter des letzteren, die den schönen Appenzeller Uli Rolach liebt und Hedwig, die heldenmüthige Tochter des Grafen Rudolf, gerathen in Gefangenschaft. Da es inzwischen dem Grafen gelungen, das Geheimniß zu erpähen, daß Herzog Friedrich, durch die Bitten des Abtes von St. Gallen bewogen,

¹) Ida von Todenburg pag. 2 und pag. 19.

: Appenzeller mit Krieg überziehen will, so übergibt Rudolf seine Gattin
 zata **S** einem Bruder Hug, damit er sie nach Rhätien in Sicherheit bringe. —
 ekt **W**ird der Graf auch von seinen letzten Freunden noch verlassen, nur
 iner- **B**leibt ihm, sein Knecht Hans. Diesen beauftragt Rudolf, daß er sich
 kundige, wohin Hedwig und ihre Freundin Bertha gekommen. Er selbst,
 von **a**ller Welt verlassen, begibt sich mit Schwert und Bogen bewaffnet und
 von **s**einem Hunde Soldan begleitet, auf abgelegenen Wegen nach dem Lande
 der Appenzeller. Hier knüpfen die folgenden Stücke an.

Der Knab' in den Lüften.

Der Graf mit dem treuen Rüden war
 Schon hart bergan gestiegen;
 Er sah die Alpen hoch und klar,
 Tief unten das Rheinthal liegen,
 Das Thal, wo des Stromes Silberband
 Durch Dorf und Stadt und Wiese sich wand.
 Still hielt der Graf und ruhte,
 Und seltsam ward ihm zu Muthe.

„Dort lebt' ich, als Kind, am glänzenden Rhein.
 Im Lande, das Gott mir gegeben;
 Die Burgen und Dörfer — sie waren mein,
 Mein Matten und Felder und Neben:
 Nun haust in den Dörfern, in Stadt und Schloß
 Der Feinde frevelnder Räubertroß;
 Und ich soll Alles verlassen, --
 Den Stab des Bettlers umfassen!

Sie schauen so traurig dem Flüchtling nach --
 Die Burgen auf sonniger Halbe;
 Hier saß ich so fröhlich im hohen Gemach,
 Dort jagt' ich so lustig im Walde.
 Die Säule durchklang des Harfners Spiel,
 Ich hatte der zehenden Freunde so viel;
 Nun ist von den Vätern, den lieben,
 Nicht einer mir übrig geblieben.

„Beata, mein armes Weib, auf der Flucht —
 O Gott! das macht mir viel Schmerzen;
 Doch schwerer noch lastet der Sorge Wucht
 Um's Kind auf dem Vaterherzen.
 Wo schmachtest du Hedwig? auf welchen Höh'n?
 Wo werden, wie werden wir wieder uns seh'n?
 O daß sich mit dir, du Arme,
 Mit Bertha der Himmel erbarme!“

Sprach's weinend und warf sich zur Erde hin,
 Die Hände zu Got: erhoben.
 „Erhöre den Vater — ich lieg' auf den Knien,
 O hilf uns du, Großer, dort oben!
 Gib, daß ich ein Retter dem Bergvolf sei,
 Ein Schild vor der drohenden Sklaverei,
 Und daß seine dankbaren Waffen
 Land wieder und Kind uns verschaffen.“

Noch steht der Held da drang ein Ton
 Ihm jammervoll in die Ohren:
 „Zu Hilfe, Ritter! -- Er packt mich schon —
 Geschwind! sonst bin ich verloren!“
 Rasch nimmt der Graf der Voge zur Hand,
 Er eilt zum Weiblich, zu der Felsenwand,
 Er späht nach allen Seiten
 Und kann das Geschrei sich nicht deuten.

„Da! Rudolf, da!“ — die Stimme ruft
 Den Grafen vernehmlich beim Namen.
 Kein Zweifel mehr, daß aus der Luft
 Die Töne, die kläglich, kamen.
 Ein Adler schwingt in langsamem Lauf
 Sich stolz vom Gipfel des Felsen auf;
 Es scheint aus des Unthiers Krallen
 Der Ruf um Hilfe zu schallen.

Ein Hase vielleicht, ein zartes Schaf,
 Das er dem Hirten genommen.
 Doch nein! erst jetzt erkennt es der Graf,
 Als näher der Räuber gekommen.
 Gerechter Gott! ein Kind! fürwahr
 Ein weinendes Kindlein trägt der Nar,
 Es dringet das Schreien und Flehen
 Entsetzlich durch Thäler und Höhen.

Kaum hat der Ritter das Kind erblickt,
 Erhebt er den stählernen Bogen,
 Schlägt an, schaut scharf und zielt und drückt —
 Gott sei dem Schützen gewogen!
 Die Sehne schnell, weg flog das Erz,
 Traß glücklich den Adler in's grausame Herz.
 Der schwingt im Krampf das Gesieder,
 Wird matter — und taumelt nieder.

„O herrlich, wenn nur der kleine Gesell
 Nicht Schaden litt im Fallen.“
 Graf Rudolf löst den Geretteten schnell
 Aus seines Feindes Krallen.
 Ein härtiger Knab'! — Ist's möglich? Ein Zwerg!
 „Ich dank' euch Graf von Werdenberg!“
 D'rauf ist in der Felswand Schrunden
 Das härtige Bürschlein verschwunden.

Die abentheuerliche Vergreife.

Verbuzt stand unser Ritter da
 Und sah nach der Felsenspalte;
 Er wußte nicht, wie ihm geschah —
 Doch fort war der kleine Alte.
 Gar drollig fand der Graf den Spaß,
 So daß er des eigenen Kummers vergaß
 Und ob der Flucht des Schwachen
 Recht herzlich begann zu lachen.

Er sah mit stolzer Waidmannslust
 Den Vogel am Fohen verenden,
 Zog dann den Pfeil aus der blutigen Brust
 Und faßte das Thier mit den Händen.
 „Ein Zeichen ist's, das der Himmel mir beut,
 Wie hier ich den Kleinen vom Adler befreit,
 So werd' ich für's Hochland ringen
 Und Oestreichs Adler bezwingen.“

Graf Rudolf ruft's mit freudigem Sinn,
 Und tritt an das schwarze Geklüfte,
 Schwingt kräftig den Adler her und hin
 Und schleudert ihn fort durch die Lüfte,
 Er wirft ihn weit in der Klippen Grab,
 In's tosende Wetterloch hinab.
 Ach! hätt' er das bleiben lassen —
 Mit dem dort möcht' ich nicht spassen.

Kaum war mit einem mächtigen Bums
 Der Vogel in's Wasser gefallen,
 Entstand ein dumpfes Getos und Gefums,
 Ein Kochen und Brausen und Wallen.
 Auf stieg aus der Tiefe der Wassergeist
 Und spähte, wer frech ihm die Fläche gekräust,
 Und ballte die Faust nach dem Grafen:
 Wart! Bürschlein, dich will ich bestrafen.

Vergeblich hat aber des Abgrunds Sohn
 Die milde Drohung versendet,
 Indem der wandernde Ritter schon
 Sich weiter nach oben gewendet.
 Wie viel er bisher auch im Thale verlor,
 Er schaut mit Muth zu den Alpen empor,
 Sein Stern erhebt sich heller
 Vom Lande der Appenzeller.

So fährt er im labenden Hoffnungstraum
 Frisch fort, den Berg zu besteigen.
 Tief unter ihm steht schon der Apfelbaum,
 Die Fische verschrumpft da zu Zweigen,
 Der Pfad wird steiler, der Weg wird schmal,
 Das Gras steht kurz, die Granitwand kahl,
 An welcher Epheuraufen
 Und Alpenrosen schwanfen.

Hoch blüht der Bach herab aus der Luft,
 Dumpf brausen die Wasserfälle;
 Auf wirbelt's, wie heiliger Spierdust,
 Zum säubenden Schnee wird die Welle.
 Wie Riesen, umschleiert vom silbernen Flor,
 Stolz ragen die Firnen, die Zinken empor;
 Und schön an des Himmels Gränzen
 Die eisigen Gletscher erglänzen.

O! traue du nicht der täuschenden Pracht!
 Schon seh' ich der Sterne Gefunkel;
 Die Erde verhüllt sich dort unten in Nacht,
 Die Thale, wie neblig, wie dunkel!
 Bald malen die glühenden Gletscher sich grau,
 Schwülz säufelt der Föhn, es nekt der Thau.
 Wohlau, zu der schirmenden Hütte,
 Auf! Ritter, besügle die Schritte!

Der Mann mit dem Rücken hurtiger geht,
 Nimmt alle Kraft zusammen;
 Nur wetterleuchtet's, — der Himmel steht
 Urplötzlich in zuckenden Flammen.
 Hohl donnert's vom Haupte des Sentis herab,
 Nacht wird's im Gebirg, schweigt dumpf wie das Grab,
 Die Nebel entsteigen den Klüften,
 Schwarz walt das Gewölk in den Lüften.

Empor aus der Schlucht tost milbes Gebräus,
 Und häufiger schlingeln die Blitze,
 Laut heulend bricht der Sturmwind aus,
 Er tobt um des Berges Spitze.
 Zum Tag wird die schwarze Nacht erhellt
 Es wettet, als käme das Ende der Welt.
 Das regnet! — wie prasseln die Schlossen!
 Der Strom hat, der Tod sich ergossen.

Da sieht bei der Blitze bläulichem Schein
 Der Graf im Felsen die Höhle:
 Rasch! Armer, kreuch' in's dunkle Gestein
 Und rette die glückliche Seele.
 Das heiß' ich Hülf' in der schrecklichen Noth!
 Die Zuflucht wies mir der gütige Gott;
 Mich wird der Fels vor den Blitzen,
 Vor Regen und Hagel doch schützen.“

Er tritt in die Grotte — Wer hätt' es gedacht?
 Ein Saal mit Licht auf dem Tische,
 Am Herde das Feuer angefaßt,
 Ein Bett' in der lieblichen Nische!
 Bunt glitzert der Säulen, der Wände Krystall,
 Ein Regenbogen überall.
 Auch Wein auf dem Tisch und Speisen,
 Ein König würde sie preisen.

Der Ritter klopft, ruft leis' und laut —
 Er tritt in die Nebenzimmer —
 Und findet, wohin sein Auge schaut,
 Stets mehr, als silberlichen Schimmer,
 Doch keinen Menschen trifft er an,
 Da thut er, was Jeder wohl auch gethan,
 Er nimmt, was der Herr vergessen,
 Und setzt sich zum Trinken und Essen

Das Wunder in der Krysthallhöhle.

Wer Schönes sucht an Land und Brauch,
 Der zieht nach den Schweizerhöhen;
 Doch Schöneres fände, wer drinnen im Bauch
 Der Berge sich könn' ergehen.
 Und schüttelt ihr spöttisch das weiße Haupt,
 Indem ihr des Sängers Worten nicht glaubt;
 So gehet, die Samen zu fragen,
 Die werden von Wundern euch sagen.

Dort wohnen tief im krystillenen Haus
 Die freundlichen Geister der Berge,
 Sie kamen schon oft zu den Armen heraus,
 Die hilfsleistenden Zwirge
 Wo sich ein Knab' im Walde verirrt,
 Ein Schaf vermisst der redliche Hirt.
 Da führen sie jenen zu rechte
 Und bringen das Lämmlein dem Knechte.

Drum ward auch im Felsen der edle Graf
 Ersättigt am gastlichen Tische,
 Drum schließ er auch so labenden Schlaf
 Im Bette der freundlichen Nische.
 Erloschen war jetzt der Blitze Gluth,
 Verstummt des Donners rollende Wuth,
 Voll strömte draussen der Regen
 Dem dürstenden Lande zum Segen.

Wie süß! wenn törend die Trause geht,
 Wenn Tropfen auf Tropfen rauschen,
 Dann sicher und warm im friedlichen Bett
 Auf's sanfte Kiesel'n zu lauschen!
 Den Graien der halb vom Schlaf aufwacht,
 Lockt wieder zum Schlummer die Regennacht;
 Behaglich dehnt er die Glieder,
 Und legt auf die Seite sich wieder.

Doch horch! rinnt also melodisch der Bach
 Durch Klippen dahin und Kiesel?
 Nun voller, dann leiser — wie kochend, wie schwach!
 Harmonisch, ein süßes Geriesel!
 Das ist ein singender, klingender Chor,
 Er bringt aus den Tiefen der Erde hervor
 Posaunen und Hörner erschallen
 Heran durch die felsigen Hallen.

Ein tritt mit Musik und Fackelglanz;
 Der Zug der niedlichen Kinder,
 Die Weibchen im Fuß, mit Blumen und Kranz,
 Die bärtigen Männchen nicht minder;
 Mit Kronen König und Königin gar,
 In langer Reihe, Paar an Paar —
 Das sind ja die Geister der Berge,
 Die leichten, drolligen Zwerge.

Der König klatscht und schlingt den Arm
 Behend um der Königin Leibchen;
 Ihm folgt alsbald der lustige Schwarm,
 Ein Jeglicher faßt sein Weibchen.
 So tanzen die Pärchen wohl ab und wohl auf,
 Sie hoppen und hüpfen in flüchtigem Lauf,
 Als ob er's befohlen hätte,
 Dem Grafen um's prächtige Bette.

Halt, Tänzer! Es naht das gekrönte Paar,
 Das Königlein spricht zum Grafen:
 „Du hast mich entriffen dem schrecklichen Nar,
 Süß magst du dafür nun schlafen.
 Willkommen im Lande Appenzell!
 Des Bergvolks Retter! Befreier! Held!“
 Er spricht's! und die Zwergelein alle —
 Sie grüßen mit jauchzendem Schalle.

Und Reglicher nimmt das Kränzlein vom Haupt
 Und streut es dem Lager entgegen;
 Ab wendet der Graf sich — der Schläfer glaubt,
 Es bed' ihn der blumige Regen.
 Doch als er den Gruß erwidern will,
 Wirb's plötzlich im strahlenden Saale still;
 Und eh' er das Wort gefunden,
 Ist König und Hof verschwunden.

Rudolf gelangt nun glücklich über die Höhe, aber erst nach einigen abentheuerlichen Zwischenfällen wieder auf der andern Seite in die Tiefe. Nachdem er mit Ali, Rotach's Sohn, seine Kraft gemessen und als Sieger von diesem gänzfremdblich in die Hütte des Vaters geführt worden, lernt er dort beim freundlichen Gespräche die Hirten von Appenzell kennen und lieben. Diese versprechen dem edlen Flüchtling ein Asyl; und wie der Graf, wunderbar ergriffen vom Helden des Sennens (Frni, das Volk der Berge glücklich preist, sagt ihm Rotach, daß das ehedem auch anders gewesen, als noch die Wögte regierten und der Priesterherrschaft eiserne Hand ihnen unerträgliche Lasten auferlegt. Hier knüpfen die folgenden Stücke an.

Die Raß' in der Milchtause.

„Mir wurde, spricht Rudolf, früher kund,
 Wie Kuno's Heer ihr geschlagen,
 Doch hört' ich gern aus deinem Mund,
 Wie Alles sich zugetragen.“
 Und Rotach, der immer gern erzählt,
 Wenn's nur an Geduld dem Hörer nicht fehlt,
 Der Senn mit den grauen Haaren —
 Er sagt: „Ihr sollt es erfahren.

Sankt Gallus hat in der Vorzeit Wahn
 Des Heilands Licht hier entzündet.
 Dem Kloster gehörten deshalb wir an.
 Daß er an der Steinach gegründet.
 Die Hirten sind ein frommes Geschlecht,
 Gern gab es den Mönchen, was billig und recht,
 Als diese das Maß noch erkannten,
 Zu hoch den Bogen nicht spannten.

Allein längst war vom Heiligthum
 Sanft Gallus Geist gewichen,
 Schon längst der Weisheit strahlender Ruhm
 Im dunkeln Kloster verblichen.
 Die Mönche hatten durch schwebende Pracht,
 Durch endlose Fehden es arm gemacht;
 Da sollten durch uns die Wunden,
 Durch's Bergvolf wieder gefunden.

Abt Kuno schickte die Bögte in's Land,
 Der Habsucht rohe Schergen;
 Die schonten weder Alter noch Stand,
 Selbst Lobte nicht in den Särgen.
 Dem Sterbenden ließ ein Sohn das Kleid
 Da rief auf Klaur der Vogt voll Reid:
 „Den Rock, den muß ich haben“ —
 Und ließ aus der Erde ihn graben.

So trieb es ein Mönch, Probst Buhngang, auch,
 Als Vogt auf der Burg zu Schwende;
 Der Pfaff zog, wider Recht und Brauch,
 Den Zoll vom ganzen Gelände.
 Und wenn ein Senne vorüber wollt'
 Und hatte nicht Käß' und Butter verzollt,
 So thät er zu wildem Ergößen
 Nach ihm die Hunde wohl heßen.

Das Bergvolf klagte beim Abte dann,
 Der sprach, er könn' es nicht hindern.
 Nun lebte im Nachentobel ein Mann,
 Ein Bäcker mit sieben Kindern;
 Und täglich ging sein ältester Knab'
 Am Schlosse vorbei, zur Mühle hinab,
 Die Tauf' auf seinem Rücken,
 Mit festen, feurigen Blicken.

Einst fragte der Probst (wohl kannt' er die Noth)

„Wie treibt ihr im Tobel das Wesen?“

„„Mein Vater backt vorgegessenes Brod,

Die Mutter thut Böses zum Bösen!““

„Was soll das heißen? Du alberner Ehrst!“

„„Er backt für Geld, das er schuldig ist,

Und unsere Mutter sickt leider

Mit Lumpen die lumpigen Kleider.““

„Und weißt du auch, warum in das Kreuz
Dein trotziger Vater gekommen?“

„„Ja, Herr, weil ihr und des Klosters Geiz
Ihm seine Aupe genommen.““

„Sieh, Ehrst, daß du morgen besser singst;

Wofern du nicht andere Antwort bringst,

So laß ich mit Hunden dich hegen,

Die sollen dich tüchtig zerfehen.“

Der Knab' kommt heim und erzählt das Wort.

Der Vater vernimmt es mit Lachen.

Allein wie werd' ich am Burgthor dort

Mich los von den Hunden machen?

Wofern ich am Morgen nicht besser sing',

Dem Pfaffen nicht andere Antwort bring'.

So läßt er mit Hunden mich hegen,

Die sollen mich tüchtig zerfehen.

Du lachst noch? Jakob, bist du denn toll?

So schilt Waldburga, die Mutter.

Erst preßt der Vogt den harten Roll

Uns ab von Käf' und Butter;

Dann soppt er das Kind noch ob unserer Noth,

Indem er's mit grausamen Hunden bedroht —

Ach Gott! wie magst du noch lachen,

Sag' lieber, was soll er nun machen?

Nach's also, du kommst den Hunden dann aus,
 Räth listig dem Jungen der Vater.
 Christ thut's, — er sperrt in die leere Lauf'
 Ihn ein, den rüstigen Skater;
 Drauf hängt er verkehrt sich die Milchbutt' an.
 Stieg pfeifend und zaurend in fröhlichem Wahn
 Zum Schloß am kommenden Morgen,
 Er dachte, nun bin ich geborgen!

Doch saß, Gott weiß, wer der Fremdling war,
 Ein Ritter, ein schlimmer Genosse,
 Mit rothem Mantel, Bart und Haar,
 Mephisto beim Probst auf dem Schlosse.
 Zu diesem sprach der Mönch: „Gib Acht!
 Wie nun sich der Bub' aus der Schlinge macht.
 Es ist ein verzweifelter Junge,
 Hat eine verteuflte Zunge.

Er fragt: „Sag' Christ, ob die Elstern am Leib
 Mehr Weißes, mehr Schwarzes wohl tragen?“
 „„Herr Vogt, das könnt' ich zum Zeitvertreib
 Genau zur Stunde nicht sagen.
 Wenn Vogt, wenn Pfaffe die Elst' wär',
 So spräch' ich b:herzt: Des Schwarzen mehr.
 Die Bögte sonder Zweifel,
 Die Pfaffen sind schwarz wie der Teufel.““

Das hört der Vogt mit bleichem Gesicht,
 Mit wuthverzerrtem Munde.
 „Auf! Tiger und Wolf! zerfleischt den Wicht'!“
 Los stürzen die bellenden Hunde.
 Da springt aus geöffneter Laufe die Kay',
 Ihr nach die Rüben in heulender Hay' -
 Und Christ · · · der sieht es heiter,
 Lacht, jobelt und — wandert weiter.

Der Fremdling ruft: „Darfst diese Schmach
 Vom trotzigem Buben nicht leiden.
 Sie fassen die Spere, sie jagen ihm nach
 Wohl über die grünen Weiden.
 Der Brobst durchbohrt ihn in blinder Wuth,
 Der feste Knabe wälzt sich im Blut.
 „O wehe! schreit der Vater,
 Ich war ihm ein schlimmer Berather.“

Der Alte stürzt aus der Hütte heraus
 Mit heißem Racheverlangen,
 Er eilt in's Dorf, von Haus zu Haus
 Und sagt, was der Mönch begangen.
 Die Mutter zeigt die blutige Leich':
 „Auf! tödtet den Vogt und den Ritter zugleich!
 O möchtet ihr Nennen verderben,
 Auch euere Kinder so sterben!“

Das Volk vernahm in Thal und Höh'
 Ergrimmt die That des Tyrannen,
 Wie schäumende Wogen im brandenden See
 Her brausten die zürnenden Männen.
 Sturm heulte der Glocke schauriger Ton —
 Doch waren die Mörder bereits entflohn.
 Der Vogt und der rothe Ritter,
 Wild toste des Unruhrs Gewitter.

Bewaffnete Schaaren umringten das Schloß,
 Bald leckten am Reste die Flammen;
 Die feurige Säule stieg riesengroß,
 Thurm sank und Finne zusammen.
 Und als ob der Alpen grauem Kranz
 Die Sonn' aufging in siegendem Glanz, —
 Da war in unserm Landen
 Der Freiheit Morgen erstanden.

Die Schlacht bei Bügelinsed.

Das Volk, das im günstigen Augenblick
 Des Zwingherrn Druck sich entriß, —
 Es hoffe nie, der Freiheit Glück
 In trägern Schlaf zu genießen:
 Die Freiheit ist stets ein gefährdetes Gut,
 Will ewiges Wachen, will ewigen Muth;
 Hoch lob' ich die Mühe, die Recht schafft,
 Fluch über die ruhige Knechtschaft!

Wer kühn die drückende Fessel zerbricht,
 Der rechne auf Kampf und Feinde;
 Er trau' auf sich selbst — und wagt er das nicht,
 So such' er bei Zeiten sich Freunde.
 Das wußten die Hirten Appenzells,
 Sie schloßen sich fest an die Töbne Tells,
 Mit Schwyz und Urius im Bunde
 Erwarteten sie die Stunde.

Lang ließ die Männer im Alpenland
 Abt Kuno wirklich nicht warten;
 Auslöschen wollt' er des Aufruhrs Brand,
 Ausweken die schmählichen Scharten.
 Er rief die Vasallen von Thal und Höh'
 Und Ritter und Städte herbei vom See;
 Die hörten des Freundes Mahnen
 Und kamen mit wehenden Fahnen.

Dort unten, wo rauschend der Steinachbach
 Vom jähen Felsen sich schwinget,
 Sankt Hallen, die Stadt dort, Dach an Dach
 Das glänzende Kloster umringet,
 Dort wogten Ritter und Knecht' um den Dom.
 Die Schwerter und Lanzen ein stacheliger Strom ---
 Wie wenn im Winde die Aehren
 Sich neigen, sich heben und kehren.

Stolz ritt das Heer gen Bögelinsee
 Heran im Sonnenscheine;
 Wir aber still in des Waldes Versteck —
 Wir hielten die mächtigen Steine.
 Da hob der Löri das Schlachtichwert auf,
 Rasch kamen die Stein' und die Helsen in Lauf.
 Sie donnerten furchtbar nieder
 Und brachen die feindlichen Glieder.

Die Herren, gebrängt durch der Steine Wucht,
 Sie wollen sich rückwärts ziehen, —
 Das halten die hintern Schaaren für Flucht,
 Sie wenden sich um und fliehen.
 Wir schnell auf die Flügel mit Keul' und Speer,
 Härtsch faßt die Feinde von vornen her;
 So trieben mit schrecklichen Schlägen
 Wir Alles den Thoren entgegen.

Wie wenn des Sommers goldenes Feld
 Zerstückt das schwarze Gewitter,
 Zerstückt blutet Held an Held,
 Stirbt Söldner Bürger und Ritter.
 Die Mundpert, Blarer, auch Kuno von Watt,
 Und Mancher, den man beim Zug aus der Stadt
 In glänzender Rüstung bewundert,
 Da liegen sie, hundert an hundert.

Selbst Ringold blutet, mein Gastfreund, schwer
 Aus weitgeöffneten Wunden!
 „Ach! Notach, mich traf der grausame Speer,
 Hier hab' ich mein Ziel gefunden.
 O sah' ich das Weib, das liebe, doch,
 Nur einmal den kleinen Arnold noch,
 Den frühe vermaißten Erben,
 Vorn würd' ich Armer dann sterben „

Der Gute befaß seit einem Jahr
 Mathilde, das rosigte Wesen;
 Und erst am vorigen Tage war
 Dieselbe des Knäbleins genesen.
 Da trieb des Abtes gebietendes Wort
 Den Gatten von Weib und Kindlein fort,
 Um für des Klosters Sünden
 Im Kampfe den Tod zu finden.

Die Wunden des Freundes verband ich schnell
 Und hemmte das fliehende Leben;
 Drauf half mir Halben, der brave Gesell,
 Auf Speer und Schild ihn heben.
 Wir trugen ihn sanft an das Speisertbor.
 Dort stürzte weinend das Weib hervor,
 Er starb in ihren Armen,
 Ein Anblick war's zum Erbarmen.

Noch schwer die Erinnerung auf mir liegt,
 Der Jammer der reblichen Seelen,
 Genug! Herr Ritter, wir haben gesiegt, —
 Was soll ich weiter erzählen?
 Oft streift noch der Lövi hinunter in's Land,
 Raubt Heerden und steckt die Burgen in Brand,
 So will er den Abt ermüden,
 Krieg, sagt er, bringt uns den Frieden.

Den Hauptmann Lövi hat von Schwyz
 Uns Rebing zu Hülfe gesendet.
 Ein Tiger im Kampfe, ein zerstörender Blick —
 Hat dieser viel Kühnes vollendet.
 Doch meint von dem Volk ein großer Theil,
 Uns bringe der fremde Söldling kein Heil,
 Er werb' aus des Priesters Ketten
 Zu die des Kriegers uns retten.“

So sprach der Greis beim Wasserfall
 Und sah nach den Abendwolken;
 Ruggufend trieb der Senne zum Stall,
 Dort wurden die Kühe gemolken.
 Bald kamen die Schatten der Nacht herbei,
 Da legten in's duftende Alpenheu
 Der Graf und die Hirten, wie Brüder,
 Zum süßen Schläfe sich nieder.

Doch trat noch der Greis vor das kleine Haus
 Und kniete den Firnen entgegen,
 Sprach fromm in die Mondglanznacht hinaus
 Ob Alp' und Heerde den Segen
 Und als auch er sich zur Ruhe begab,
 Ward's stille, nur hörte vom Sentis herab
 Man stürzende Launen fallen,
 Dumpf donnern die Berge durchhallen. —

Der Senn.

Aus „Gemma von Art.“

Ein Schweizer — das bin ich, ein fröhlicher Hirt,
 Für Freiheit und Alpen geboren,
 Den Fels da, wo einsam die Gemse nur irrt,
 Den hab' ich zur Heimat erkoren;
 Ich habe zur äußersten Marke der Welt
 Hoch über die Wolken mein Hüttlein gestellt.

Da seh' ich tief unten in schauriger Klust
 Den Adler im Fluge sich wiegen,
 Die Thäler verloren in bläulichen Duft,
 Die Dörfer, die Städte dort liegen;
 Ich seh' es und blicke mit freudigem Sinn
 Hoch über die Sorgen der Sterblichen hin.

In Wolken verhüllt sich dort unten das Thal,
 Dumpf toset der Wind in den Klüften,
 Wild rollet der Donner, es schmettert der Strahl

Verberben auf Dörfer und Erften;
 Doch hier ist der Himmel so freundlich, so blau,
 Ich wandle hier ruhig auf blumiger Au.

Dort unten ist Habsucht und Ehrgeiz und List
 Des Jammers nie rastende Quelle,
 Das waffnet den Menschen zu blutigem Zwist,
 Das macht ihm die Erde zur Hölle.
 Drum bin ich hier oben so gerne allein.
 Will gerne der friedlichen Heerde mich freu'n.

Ich schaue durch Wolken hinab auf das Land,
 Gleich klein ist der Bettler, der König;
 Drum kimmert auch Reichthum und Adel und Stand
 Den Hirten der Berge gar wenig.
 Er kennt nur den Adel der Menschennatur,
 Die Weisheit, die Tugend verehret er nur.

Drum beugt er sich nicht in der Sterblichen Noth,
 Drum denkt er zu groß, um zu dienen;
 Da stehen die Alpen frei, herrlich und hoch,
 Frei lebt auch der Schweizer auf ihnen.
 Und ob auch der Erde die Freiheit entflieh',
 Den Alpen, den Hirten entweicht sie doch nie:

~~~~~  
 's Wörtli „frei“.

Mi heimelet so mild und fründli  
 Ne herzig süßes Wörtli a;  
 E'ischt mit bikaunt, allei recht gründli  
 Verstoht's halt nu de Schwizerma.  
 Wotscht öppä wiffa, was es sei?  
 E'ischt üsa herzig Wörtli „frei“.

Ne Hüslü, das us Bäume luschat,  
 Ne Wärtli, das voll Bluama stohet;  
 Ne Bäckli, das nom Felsa ruschat,

Ne Heerb, die uf de Matta goht —  
 Das luagt er a und denkt bebei:  
 Da giällt's mer wohl, da isch es frei

Nicht's Hüsti mit de grüena Bäume,  
 Nicht Citracht an und Frida si;  
 Denn isch' em heerawohl diheima,  
 Sech's buffa nah so stürmisch dri.  
 Er seit: Sel ischt mer einerlei,  
 I ha's doch i mim Hüsti frei.

Lebt, üsen Schwizerna z'bigliäta,  
 Im Hus e janfti Engelsgstalt,  
 E röslig Wib, dem us de Blicka  
 E Herz voll Lieb und Gneti strahlt,  
 So schmöllelet er dick e chlei  
 Und denkt: mi Wib thuat herzig frei.

Und blüht em gär en Ghrauz vo Ghinda,  
 A Zugeda de-n-Extra glück;  
 Gha-n-er si iaft is Glück nid jinda,  
 Wie bi-n-i, denkt er, doch so rich.  
 Er lauft und schafft und juchzt: Zuhei!  
 Mer isch so humlich wohl und frei.

Und gwalltig fühl't er s'Herz verdwarma,  
 Mit alla Menschē meint er's guat,  
 Er redt mit RiJa, redt mit Arma,  
 Hilft jederma mit Guat und Bluat.  
 Der Ma, ischt vo der rechte Lei,  
 Er ischt mit alla Lita frei.

Us bera brava Schwizerfeela  
 Eüt's Volk i Thal und Berga bstoh;  
 Wer selber d'Berkeit cha wähla,  
 Kennt weder Herr nah Untert'ho.  
 Ein Heer ischt Gott und 's Hses allei —  
 So hett's de Schwizer, der ischt frei.

Drum dlingt ihr's Gnat und Schö im Leba  
 Au s'Wörtli frei im Schwizermund.  
 Ja glaubet nu, 's ischt nid vergeba,  
 D'Sach heit en tüfa, tüfa Grund.  
 Es lehrt is, daß der Alles hei,  
 Der säga Cha: ich leba frei.

### Der Herdenreihen.<sup>1</sup>

Eingt Schweizern in der Fremde nie  
 Des Herdenreihens Melodie,  
 Sie weckt ein tieies Sehnen;  
 Viel Lust und Schmerz  
 Durchhebt das Herz  
 Bei den geliebten Tönen:  
 Au, au, aluihu.

Zur Zeit des großen Hungers war  
 Im Land ein armes Elternpaar,  
 Das schwer die Theurung spürte.  
 Da zeigte dann,  
 Was Liebe kann  
 Der Sohn, ein wacker Hirte.  
 Au, au zc. zc.

Nehmt hier das Geld in meinem Gut! ..  
 Ein Werber gab's — ich bin Rekrut —  
 Nach Frankreich geh' ich morgen.  
 Kommt, esset Brot,  
 Vergeßt die Noth —  
 Gottlob ihr seid geborgen.  
 Au, au zc. zc.

Er geht — und wenn sein Mietlingstand,  
 Wenn fremde Sprache, Art und Land  
 Ihm unerträglich scheinen;  
 Denkt er dabei:

<sup>1</sup>) Dieses Gedicht ist hier nach der ersten Ausgabe gegeben. Die spätere Rezension Bornhauser's war eine Verschlimmbesserung.



Von Mangel frei  
Sind doch daheim die Meinen!  
Ahu, ahu zc. zc.

Einmal — da steht er in der Nacht,  
Gewehr im Arme, auf der Wacht  
Und grüßt die Heimat leise.  
Doch ach! was klingt?  
Ein Landsmann singt  
Des Herdenreihens Weise.  
Ahu, ahu zc. zc.

Gesch'n ist's um den Alpensohn;  
Denn bei der Heimat Zauberton  
Erwacht des Heimweh's Sehnen;  
Es bricht vor Schmerz  
Ihm schier das Herz,  
Das Auge schwimmt in Thränen.  
Ahu, ahu zc. zc.

„D wär' ich dort im Alpenland,  
Wo an der Felsen steilem Rand  
Die Heerden friedlich weiden.  
Am blauen See  
Auf Gletscherschnee —  
Dort blühen meine Freuden“.  
Ahu, ahu zc. zc.

So schmachkend wankt er durch die Flur,  
In kurzer Zeit ein Schatten nur  
Von dem, was er gewesen.  
„Schafft mir zur Stell'  
Den Alpenquell —  
Dann möcht' ich wohl genesen!“  
Ahu, ahu zc. zc.

Drauf kommt es ihm im Fieber vor,  
Er steige zu der Alp' empor,  
Wo hell die Glöcklein klingen;

Der Puls steht still, --  
 Er stirbt — und will  
 Mit bleichem Mund noch singen:  
 Au, au se. se.

### Rück Erinnerung.

Ich muß, (mich trieb's zum Thale,  
 Wo hoch die Pappeln weh'n,  
 Ich muß zum letzten Male  
 Mein holbes Hütlein seh'n,  
 Das mit dem Rebenkranze  
 Im Garten hier sich schmückt  
 Und mich im Vollmondglanze  
 Mit süßem Schmerz entzückt.

Da war's, wo ich beim Scheine  
 Der trauten Lampe saß  
 Und lesend oft die kleine,  
 Beschränkte Welt vergaß.  
 Da war's, wo meine Leier  
 Von Recht und Freiheit sang,  
 Wo ich in wildem Feuer  
 Mich kühn zum Himmel schwang.

Hier fand ich vor dem Reibe  
 Ein friedliches Myrt;  
 Hier pflückt' ich manche Freude,  
 Der Liebe Rosen viel.  
 Hier hing ich voll Entzücken  
 An ihrem Rosenmund,  
 Und von den trunkenen Blicken  
 Schwand tief der Erde Mund.

Und jetzt, ich darf's nicht denken,  
 Jetzt bin ich hier allein,  
 Denn Berg' und Thale senken  
 Sich zwischen uns hinein.

Ein Heimathloser walle  
 Ich um die Heimat her;  
 Es fremdet Haus und Halle,  
 Mich kennt der Ort nicht mehr.

So steigt aus Todtengrüften  
 Bei Nacht ein Geist und schwebt  
 Um Haus und Hof und Triften,  
 Wo vormals er gelebt;  
 So weint er auf der Schwelle,  
 So macht er still und schwach  
 Bis zu der Morgenthelle  
 Sein altes Wirken nach.

Doch nah' ich diesem Herde  
 Nicht als ein böser Geist;  
 Ich segne nur die Erbe,  
 Die still mein Fuß umkreist.  
 Da breit' ich meine Hände  
 Nach oben betend aus:  
 Ach sende, Vater, sende  
 Viel Glück auf dieses Haus!

Wem in des Gartens Mitte  
 Des Lebens Blume blüht,  
 Und wer mit raschem Schritte  
 An ihm vorüberzieht:  
 Dem werd' es leicht zu Ruche,  
 Leicht hasch' er Freud' und Glück;  
 Denn alles Schöne, Gute —  
 Es ist ein Augenblick.

~~~~~  
Die Nacht am See.

Stille ward die Betzeitglocke,
 Grau der Wälflein Purpurbust,
 Mit des Baumes Blütenlocke

Kost die warme Abendluft,
Süße Wohlgerüche zieh'n
Durch die traute Dämmerung hin.

Ob Boiarberg's Tannen schimmelt
Hehr des Vollmond's gold'nes Rund;
Und ein Meer von Strahlen flimmert
Auf des Kobans dunklem Grund;
Weit, von Arbon bis nach Stad,
Glänzt der lichte Silberpiad.

Und so weit der Glanz sich breitet,
Lebt die Fluth, vom Wind gekräuselt --
Sieh'! ein weißes Segel gleitet
Leicht vorüber wie ein Geist:
Laubet etwa Charon's Kahn
Mit den Seligen hier an?

Ist der Föhne Wald dort hinten,
Ist der Silberkrei im See,
Blauer Alpen schwache Tinten
Und in hoher Luft der Schnee --
Ist's Gebild der Geisterwelt?
Dunkler Duft, vom Mond erhellt?

O dann soll das Reich der Schatten
Doppelt mich mein Loos erfreu'n!
Du, o Ehre, wirst dem Gatten
Hier auch treu zur Seite sein.
Du, die ja der Erde Nacht
Schon zum Himmel mir gemacht

Aus „Herzog Johann.“

Der Klausner und der Beichtende.

Wir wissen nicht, wie es dem Leser erging am Schlusse des letzten Kapitels. Uns wollte es vorkommen, der Herzog Johann betrete hier eine Bahn, die unmöglich zu einem erfreulichen Ziele füh-

ren könne. Zwar war der Rath, den Rudolf von Wart gab, der Rath eines vernünftigen Mannes, und es that uns ordentlich wohl, daß er Wasser in das Feuer des fürstlichen Jünglings goß, während das Benehmen der andern drei Ritter eher geeignet schien, die glimmenden Gluthen noch stärker anzufachen. Allein wie lange wird Wart die Oberhand behaupten? Wird er nicht seinen Einfluß verlieren, wenn die Unterredung mit Albrecht kein günstiges Ergebniß liefert? Johanns ungestümes Temperament, der Haß, den er von Jugend auf gegen Albrecht einsoß, der Verlust der böhmischen Königskrone, die Furcht, am Ende auch um das väterliche Erbe betrogen zu werden, vor Allem aus aber die romantische Liebe zu dem unbekanntem Mädchen: das waren zu viele Elemente der Aufregung. Auch muß man nicht vergessen, daß Johann in einem Zeitalter lebte, das von dem unsrigen wesentlich verschieden war. Heut zu Tage macht sich nur zu oft eine gewisse Schläffheit geltend; die Menschen lassen sich freilich selten bis zu eigentlichen Verbrechen fortreißen, aber man kann sie deßhalb nicht immer loben, denn diese scheinbare Selbstbeherrschung ist nicht eine Frucht der Tugend, sondern der Entnervung, die mit unserer verfeinerten Lebensweise in genauem Verhältnisse steht. Am Willen zum Bösen fehlt es auch unserer Zeit nicht, wohl aber an der Thatkraft, die zur Ausführung des Bösen erfordert wird. In den Tagen des Königs Albrecht war es anders; das ganze Zeitalter trug das Gepräge einer gewissen Rohheit. Unsere Väter waren Söhne der Natur. Stark in der Liebe und in dem Haße, gaben sie sich wenig Mühe, die Leidenschaften ihres Herzens zu zügeln oder zu bemänteln. Leicht erregbar in ihren Regieden und bald entschlossen zur That wählten sie den Weg, der am kürzesten zum Ziele führte; den Vorwurf der Gewaltthat scheuten sie nicht, denn ihr liebster Beweis war das Schwert, und weil sie mit dem eigenen Leben nicht geizten, so schonten sie es auch an dem Feind: nicht sonderlich. Damit sich indessen meine Leser von der hier geschilderten Zeit keine allzu düstere Vorstellung bilden, so wollen wir doch daran erinnern, daß es eine geistige Macht gab, vor welcher die eisernen Ritter sich in größerer Ehrfurcht beugten, als die Weichlinge unserer Tage. Ich meine die Macht der Religion. Wo Recht und Gesetz verstummen mußten vor dem Waffengeräusch endloser Feinden, da trat die Religion, diese Tochter des Himmels, auf den blutgetränkten Boden und gebot, das Bild des Verkreuzigten im Arme, ihren Gottessfrieden den erhitzten Kämpfern. Wenn der Burgherr im Gefühle seiner höhern Geburt den Landmann bedrückte und mit eiserner Ruthe den armen Leibeigenen züchtigte, dann mahnte ihn wohl

der Diener des Evangeliums daran, daß wir alle einen Vater im Himmel haben und daß wir alle Brüder sind in Christo. Und wenn der Raubritter den wehrlosen Wanderer plünderte, wenn er auf dem Absterben seines bethürmten Schlosses Kaiser und Reich trockte und die weinende Unschuld lachend hinabwarf in das dunkle Verließ: dann schreckte wohl ein kühner Priester oder ein entschlossener Mönch den ruchlosen Frevler mit den Schauern einer vergeltenden Ewigkeit. Wahr ist es, die Warnungen der Religion wurden oft im Rausche der Leidenschaft überhört, und der Gedanke an jene Welt fing häufig erst dann an zu wirken, wenn es zu spät war. In diesem Falle aber wirkte er nur um so großartiger, tragischer. Stark und offenkundig, wie die Sünde, stark und offenkundig war auch die Reue. Eigene Schuld oder die Vergehungen naher Anverwandten zu sühnen, begab sich der Jüngling oder die Jungfrau in's einsame Kloster. Getäuscht in des Herzens süßesten Gefühlen, oder mächtig ergriffen von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge, gab der Ritter seine Güter der Kirche und den Armen und zog am Pilgerstabe nach dem heiligen Grabe, oder er floh das Gemüth der Menschen und baute sich eine Hütte im abgelegenen Thale oder auf der Höhe des walbigen Berges. Was man auch gegen das beschauliche Leben jener Zeit einwenden und mit Recht einwenden mag, eins bleibt doch wahr: dieses entschiedene Zurücktreten aus der menschlichen Gesellschaft, dieses unbedingte Hingeben an eine höhere Welt hat für unsere Einbildungskraft etwas Ergreifendes und Erschütterndes.

Einer der berühmtesten Einsiedler unserer Schweizergeschichte ist unstreitig Berchtold Strebel von Ostingen. Er war in seiner Jugend ein glänzender Ritter am Hofe des Kaisers Rudolf gewesen, vor welchem er im Turniere zu Lausanne 1275 seine Gewandtheit im Waffenspiele siegreich entfaltete, so daß er den ersten Preis davon trug. Allein dem schönsten Morgen folgt oft der gemittervollste Tag. Und das Schicksal scheint nicht selten den bunten Regenbogen des Glückes nur deshalb über dem Lande unserer Kindheit auszubreiten, um uns nachher die Täuschungen des Lebens desto bitterer fühlen zu lassen. Etwas von der Art mochte auch Berchtold Strebel erfahren haben. Müde des irdischen Treibens, das gerade die edlern und tiefern Gemüther unbefriedigt läßt, entsagte er der Welt und zog sich zum frommen, Gott gewidmeten Leben in die Einsamkeit zurück.

Nicht weit von dem Dorfe Windisch eröffnet sich eine romantische Bergschlucht, wo ein wilder Vießbach zwischen dunkeln Tannen und grünen Buchen hinabfällt, bald über schroffe Wände und große Steine mit weißem Schaume niederrauschend, bald im weiten Felsen-

becken mit sanftem Gemurmel sich sammelnd, als ob er den Jäger einladen möchte, zu trinken vom silberreinen Quell oder sich unterzutauchen in den kühlenden Fluthen des beschatteten Bades. Viele kleine Brücken und Stege führen über den Bach. Da und dort unter der Weißbirke und unter der Trauerweide bemerkt man auch eine Bank oder einen Baumstamm, der dem Wanderer Ruhe gewährt. Immer jähler wird der Pfad. Zuletzt steigt man eine Leiter hinauf und sieht sich plötzlich in eine Höhle versetzt, welche die Berchtolds-grotte heißt.

Hier lebte Bruder Berchtold mehr als zwanzig Jahre. Außerhalb der Höhle hatte er mit eigener Hand eine kleine Kapelle erbaut, in welcher der Berg Golgatha und das Leiden Christi in halb erhabener Arbeit zu schauen war. Vom schlanken Thürmchen erklang das heitere Glöcklein weithin in die von mächtigen Flüssen durchströmten Thäler, womit der Einsiedler das Zeichen zum Gebete gab. Wie ein Stern leuchtete bei nächtlicher Stille die heilige Lampe durch die bunten Scheiben des kleinen Chors.

„Es ist hell da droben im Steingeklüft,“ sprach in der Nacht, von welcher wir hier reden, der Dorfwächter von Windisch zu seinem Gesellen, „mich dünkt, ich sehe zwei Lichter, eins im Felsenkirchlein und eins in der Höhle selbst. Der Hahn hat drüben in Gäßistorf schon gekräht und doch will ich wetten, Bruder Berchtold sitze noch in seiner Grotte und bete.“ Und wirklich, so war's. Die Lusterscheinung über dem Steine zu Baden, die sieben Kometen und der verhängnißvolle Sarg waren auch von dem Eremiten bemerkt worden und hatten allen Schlaf aus seinen Augen verscheucht. Berchtold war nicht unbekannt mit den Sünden seiner Zeit, mit den Gebrechen der Kirche und des Staates. Er hatte die Wollust, die Hoffart und die Habsucht der Großen in der Nähe beobachtet. Die Zwietracht unter den Gliedern des neu aufgekomenen Regentenhauses, die Länbergier, die immer hungriger wurde, je mehr sie gewann, die Menge ungerechter Fehden, die Arglist, mit welcher man das Volk zur Verzweiflung trieb, um seine Erhebung mit dem Verluste altbergebrachter Freiheiten zu bestrafen: alles Das war dem frommen Einsiedler nicht entgangen. Besonders schwer lag die Art, wie Albrecht zum Throne gelangt war, dem guten Manne auf dem Herzen. Der Sohn wandelt nicht in des Vaters Segen, dachte er. Da soll ein großes stolzes Gebäude der Macht aufgeführt werden, aber der Boden, auf welchem man baut, ist hohl; die Hauptsache fehlt, das Fundament der Gerechtigkeit fehlt. Unschuldiges Blut schreit zu Gott um Rache.

Der Gesalbte des Herrn ist gemordet worden und sein Mörder nennt sich nun selbst der Gesalbte des Herrn. So dachte er.

Und während man in Baden die Auferstehung bald wieder vergaß und fortjuchante bis gegen Morgen, saß der Einsiedler, welcher der Welt entsagt hatte, sorgenvoll auf seinem Felsen, als ob er die Strafe Gottes abzuwenden hätte von dem Volke und von des Volkes Führern. Der Mann mit dem langen Silberbarte, mit dem kahlen Haupt; mit dem andachtsvollen Blicke, er hatte etwas Ehrfurchterregendes. Wie er die Lampe auf die Stufen des Altars stellte, den Pfalter aufschlug, niederkniete, die majestätischen Hände aus den weiten Ärmeln des faltenreichen Gewandes erhob und mit Inbrunst an sein Herz drückte, da mahnte er an den Patriarchen Abraham, als er den Herrn um Gnade anflehte für Sodom und Gomorrha. Das Blatt des Buches, das vor dem knieenden Greise lag, zeigte den 87. Psalm. Mit lauter Stimme sang Berchtold an zu beten:

„Merke auf, o Du Hirt Israels, der Du Joseph leitest, wie die Schafe. Erscheine, der Du auf den Cheruben sitzt. Erwecke Deine Macht vor Ephraim, Benjamin und Manasse, und komm' uns zu Hülfe!“

„Befehle uns, o Gott, und laß Dein Angesicht leuchten, so werden wir errettet. Herr, Gott der Hirschaaren, wie lange wirst Du zürnen über dem Gebete Deines Volkes?“

„Du speisest sie mit Thränenbrod und tränkest sie mit Thränen in großem Maße.“

„Du sehest uns unsern Nachbarn zum Zank und unsere Feinde spotten unsern Gott. Zebaoth, tröste uns, laß leuchten Dein Antlitz, so genesen wir!“

Bei dieser Stelle hielt der Einsiedler inne; denn es war ihm vorgekommen, eine Stimme rufe ihn bei seinem Namen. Eben wollte er im Gebete wieder fortfahren, da drangen in seine Ohren die Worte: „Bruder Berchtold! wo bist Du?“ Der Alte erhob sich und zündete einen Kienspan an, trat aus der Höhle und leuchtete in die Tiefe hinab. „Ist Jemand da?“ fragte er. „Ja!“ lautete die Antwort. Und eine männliche Gestalt stieg auf der Leiter an der Felswand empor. Oben angelangt, trat der Mann in die Grotte, indem er sich ehrfurchtsvoll vor dem Klausner verneigte. Und als Berchtold die brennende Fackel dem Ankömmling näher in's Antlitz hielt, erkannte er einen Ritter, der auch unsern Lesern nicht mehr fremd ist. Es war der Herr von Finsingen.

Was diese so spät noch in der Grotte des Einsiedlers wollte? Ihr sollt es sogleich erfahren. Der Leser wird sich wohl noch er-

innern, daß Finstingen einer der drei Ritter war, welche im Garten des Hinterhofes gelobten, sie wollen sich am Könige, falls dieser sich länger weigere, dem Messen das schuldige Erbe herauszugeben, blutig rächen. Wie Finstingen zu diesem festen Versprechen gelangt war, das schien ihm bei näherm Nachdenken selber ein halbes Räthsel. Eigentlich stand er mit dem Herzog Johann durchaus nicht auf vertrautem Fuße. Nur der Umstand, daß er zufälliger Weise Augenzeuge sein mußte, wie plump der wilde Herzog Leopold und wie hart der habfüchtige König gegen den nächsten Blutsverwandten handelten, hatte ihm etwelche Theilnahme für den unglücklichen Jüngling eingeflößt. Auch fürchtete er, Johann möchte in ihm einen Feind erblicken und in günstigeren Tagen es ihm gedenken, daß er Zeuge seiner Erniedrigung gewesen. Als sich daher der Anlaß darbot, wo er ungeesehen von Leopold und Albrecht im Garten und im Dunkel der Nacht dem Prinzen ein paar freundliche Worte sagen konnte, so konnte er den Anlaß gerne. Die Versicherung seiner Theilnahme war also nichts mehr und nichts minder, als das Kompliment eines Mannes, der etwas an Lebensart hält und es mit Niemanden verderben will. Zwar fühlte Finstingen wohl, daß er etwas zu weit gehe, als er dem Prinzen gelobte, er werde, wenn der König nicht entspreche, unter denen sein, die sein Recht mit dem Schwerte unterstüßen. Aber wie konnte er anders? Der Herzog legte ihm die Versicherung ja beinahe auf die Zunge, und Eschenbach und Balm gingen mit der Zusage voraus, und der Wein, der fatale Wein, that das Uebrige. Indessen machte Finstingen sich anfänglich aus der Geschichte nicht viel, er betrachtete den Handschlag im Garten nur als eine nachdrucksame Ergebenheitsbezeugung, die vielleicht am Morgen schon von Johann und seinen Freunden vergessen sein dürfte. Was verspricht man nicht Alles, wenn man einen kleinen Hieber hat! Gut und Blut will man für den Freund einsetzen, man will seine Ehre rächen, sterben sollen seine Feinde, und wenn es Kaiser oder Papst wäre, mit jedem Lumpen steigt die Selbstaufopferung, mit jedem Glase wächst der edle Zorn. Am Morgen aber weiß man von dem ganzen Treiben kein Wort mehr, man lächelt ob der Großmuth von gestern und läßt in Gottes Namen leben, was gerne lebt.

So sah Finstingen anfänglich die Sache an. Erst beim Abschied vom Hinterhofe, als Johann ihn einlud, am Vormittag in seine Herberge zu kommen, um die Ausführung des gefaßten Planes zu besprechen, erst da gingen dem Manne die Augen auf über den Abgrund, an den seine Unvorsichtigkeit ihn geführt hatte. Daß Albrecht sich durch den Churfürsten von Mainz bestimmen lassen werde,

dem Neffen das Erbe herauszugeben, das schien mehr als zweifelhaft, und leicht dürfte dem Churfürsten eine Antwort werden, wie sie Eschenbach davon getragen. Und in diesem Falle war Johann entschlossen, Gewalt zu gebrauchen und dem Könige nach dem Leben zu stellen. Königsmord! — schon der bloße Gedanke an dieses Verbrechen erfüllte den Ritter mit Entsetzen. Was Otto von Wittelsbach einst gethan, das sollte sich hier wiederholen. Ein Komplott hatte sich in unglückseliger Stunde gebildet, um Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen — ein königsmörderisches Komplott. Und von diesem Komplotte war er selbst ein Mitglied. „Gesezt, die That gelinge,“ sprach Hinstingen zu sich selbst, „wie stehen die Thäter da vor der ganzen Welt? Wird nicht das mächtige Haus Oesterreich, werden nicht alle Fürsten des Reiches sich zur Rache erheben? Wird nicht ein neuer Kaiser die Acht und der Papst den Bann über uns aussprechen? Und was hat Albrecht mir gethan, daß ich meine Seele mit solchem Fluche beladen sollte? Gesezt aber, die That misslinge — was wird dann unser Lohn sein? Albrecht wird den Willen für das Werk nehmen, mit Rad und Galgen wird er uns bestrafen. Dieser Johann zieht seine Freunde alle mit sich in den Abgrund; dieser Eschenbach, Balm und Wart, ja, wer nur die leiseste Kunde von dem Plane hatte, wehe ihnen! sie sind alle Männer des Todes.“

So dachte Hinstingen, der jetzt plötzlich so nüchtern geworden war, als ob er keinen Tropfen Weins getrunken hätte. Je länger er die Sache überlegte, desto fürchterlicher erschien ihm das Netz, in welches er verstrickt worden war, desto weniger wußte er, wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte. Hingehen und dem Prinzen gestehen, er sei überrascht worden, er könne nicht zu Plänen stimmen, die gegen das Leben des Königs gerichtet seien? Dann würde der Herzog ihn als eine Memme, als einen Wortbrüchigen behandeln, und das Verbrechen würde vielleicht doch vollführt. Oder sollte er geradezu zum Könige gehen und ihm offenbaren, was sein Neffe wider ihn im Schilde führe? Er also zum Verräther werden an dem unglücklichen Fürstensohn und seinen wackern Freunden? Nein! solcher Schändlichkeit war ein Hinstingen nicht fähig.

Gerne hätte er den Ritter Rudolf von Wart in's Geheimniß gezogen und ihm gesagt, welche Pläne hinter seinem Rücken geschmiezet würden. Aber er wußte nicht, wo derselbe seine Herberge genommen, alle Nachfragen waren vergeblich. Es war, als sei er plötzlich in die Erde gesunken. Einer der Knechte versicherte, Rudolf von Wart sei fortgeritten, wohin, ob nach Zürich oder in's Lager

von Fürstenstein, das wisse er nicht. Diese Nachricht, die sich nachher freilich als unbegründet erwies, schlug den Muth des Freiherrn von Finstingen vollends zu Boden. Er erblickte in der plötzlichen Entfernung des klugen Mannes die schweigende Erklärung, daß es dem Ritter auch nicht mehr geheuer scheine in der Umgebung des Herzogs Johann. Die Vorstellungen, daß vielleicht die Unterredung im Garten von ungeweihten Ohren belauscht worden sei und daß Wart davon vielleicht Wind erhalten und deshalb entflohen sei — diese Vorstellung machte das Maß seiner Angst voll. In dieser Noth gedachte er eines treuen Freundes, den er seit Jahren nicht besucht hatte. Rasch schwang er sich auf sein Ross und sprang nach Windisch hinunter. An der Stelle angelangt, wo der Bergbach aus der Thalschlucht hervorräuscht, band er seinen Braunen an eine Erle und arbeitete sich zu Fuß dem Bache nach hinauf zur Höhle des frommen Berchtold.

Was wir hier kurz erzählten, das schilderte Finstingen weitläufig und mit den lebhaften Farben eines grauenhaft erregten Gemüthes. Lange und mit gespanntem Ernste hörte der Finsiedler zu. Er schwieg noch eine Weile, als der Ritter bereits geendigt hatte. „Wann der Gelust empfangen hat, so gebiert er die Sünde; die Sünde aber, wann sie vollendet ist, gebiert den Tod. Hättest du nicht auf beiden Achseln Wasser tragen wollen, hättest du nicht dem Weine die Herrschaft gelassen über deine Seele, so ständest du jezt nicht im Bunde der Menschen, die nach dem Blute ihres Königs dürsten. Und würde Albrecht nicht Reichthum und Macht höher schätzen, als Recht und Gott, so würde der Waise ihm nicht auf-lauern, wie ein gereizter Löwe. Wer Blut säet, der wird Blut erndten,“ sagte Bruder Berchtold in strengem Tone. Dann kniete er nieder an den Stufen des Altars und schrieb einen Brief, den er versiegelte und dem Ritter gab mit den Worten: „Das ist nun die Buße für deine Sünde, daß du heute nach der Messe dem Könige selber diesen Zettel überreichst. Komm' und folge mir.“ —

Berchtold zündete die harzige Wurzel einer Kiefer an und stieg die Leiter hinab. In der rechten Hand die Fackel in der linken den Stock tragend, wandelte der greise Eremit. Ehrfurchtsvoll folgte ihm der Ritter im bunten Prunkgewand. Zauberhaft wirkte der röthliche Fackelglanz in der romantischen Schlucht; kräftige Schlaglichter ergossen sich in das Dunkel der Nacht. Das Kirchlein, das weiß in die Tiefe hinabschaute, der Garten Gethsemane, wo das Bild des betenden Heilandes war, und die Gestalten der schlafenden Jünger in Wachs, ein kleiner Friedhof mit Denkmälern und Kreuzen, schäu-

mende Wasserfälle und zitternde Wellen, schwarze Gebüſche, wunderliche Felsenmassen und gespenſterartig ſich erhebende Baumſtämme: alles das kam und ging in ſeltſamer Beleuchtung vor den Blicken der beiden Wanderer vorüber. Ein Neumbrandt hätte hier mit Entzücken verweilt, doch dieſe achteten weder des röthlichen Schimmers, noch des Schattens in nächtllicher Kluff. Höhere Sorgen beflügelten ihre eilenden Schritte. Als ſie zu der Stelle gelangt waren, wo das angebundene Pferd ſtand, kniete Finſtingen nieder. Der Mann Gottes ſchlug das Kreuz und ſegnete ihn. Dann ſchwang ſich der Ritter auf das ungeduldig ſcharrende Roß. „Gehab dich wohl! du gehſt jezt zum König, ich aber begeben mich hinab nach Rheinfelden, hinab zur Königin. Gott ſei mit dir und mit mir.“ Berchtold ſprach's, löſchte die Facel, zog die Riemen ſeiner Fußſohlen an, und in entgegengeſetzter Richtung entfernen ſich Beide, dort der Ritter auf dem ſtolzen Renner und hier der Bruder mit dem beſcheidenen Stab.

~~~~~

Aus „Gemma von Art“.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein freier Platz. Zur Rechten ſieht man ein ländlich ſchönes Haus; zur Linken in etwelcher Entfernung das Dorf Art und hinter demſelben den mit Wald und Hügeln bekränzten Zugerſee. Auf der Scene kniet Gemma, die zweien mit Bändern geſchmückten Schafen etwas zu eſſen reicht. Ihr zur Seite ſehen Gertrud, Stauffacher, Thüring und Martha.)

Gemma.

So nehmet doch! — ihr lieben Schäflein, nehmt!

Thüring.

Sie werden wohl ein wenig müde ſein.  
Weit war der Weg; auch mußten ſie gar lang  
Im Kreis an heißer Mittagſonne liegen.

Martha.

Wie herzignett das kleine Närrlein iſt!

Gertrud.

Herr Walter alſo war's, der bei dem Schwingfeſt  
Den erſten Preis gewann?

Thüring.

Nach alter Uebung.

Nie hat er mit dem zweiten sich begnügt.

Stauffacher.

Kand zahlreich unser Volk sich ein beim Fest?

Thüring.

Wohl manches Schwingfest hab' ich schon besucht,  
 Hab' mancher Landsgemeinde beigewohnt;  
 Doch sah ich nie so vieles Volk beisammen.  
 Den frommen Unterwaldner sah man da,  
 Den ernsten Urner und den frohen Schwyzer,  
 Den edlen Bürgern von Luzern und Zug,  
 Die schöne Hirtin aus dem Haslithal,  
 Das stolze Fräulein aus der reichen Aargau:  
 Kurz alles stand im buntesten Gewühl.  
 Auf Berg und Thal, so weit das Auge drang,  
 War alles schwarz von Männern, Weibern, Kindern.

Stauffacher.

Gern hätt' auch ich das Hirtenfest besucht.

Thüring.

Ein Schauspiel war's, wie man's nur selten sieht.

Stauffacher.

Den Bögten mocht' es wohl nicht ganz behagen.

Thüring.

Mag sein! — Was fragen wir den Bögten nach! —

(Stauffacher nickt ihm Beifall zu.)

Gertrud

(auf die Schafe deutend).

Ein schönes Paar. Allein mich wundert nur,  
 Daß Walter Antheil nahm am Hirtenfest.  
 Er sagte doch, er gehe nicht nach Brunnen.

Martha

(schalkhaft).

Sonst wär' die Jungfrau nicht daheim geblieben.

## Thüring.

Ein Zufall war's, was ihn dorthin geführt.  
 Von Altdorf kam er her. Er hatte dort  
 Geschäfte abzuthun mit Walter Fürst,  
 Der ihm befreundet ist, wenn ich nicht irre.

Gertrud.

Taufpath' und Theim von der Mutter her.

Thüring.

Da traf es sich beim Heimweg, daß Herr Walter  
 Gerade recht zum letzten Wettkampf kam.

Gemma.

Ja Thüring sei so gut und schildere  
 Der lieben Mutter etwas näher noch  
 Wie wunderbar sich alles zugetragen.

Thüring.

Jetzt darf man's wohl erzählen. Niemals stand  
 Des Landes Ruhm so auf dem Spiel wie heut',  
 Und minder hatten wir es nie verschuldet.  
 Den Jay von Art, den Winkelried von Stanz,  
 Den Meinrad Schmid von Uri kämpfen sehn --  
 Das war euch eine wahre Herzenslust.  
 Ein jeder zeigte sich des Kranzes würdig --  
 Doch keinem war's vergönnt, damit zu prangen.  
 Sie sahen nach einander sich besiegt  
 Von einem Fremdling aus dem Land Tyrol.  
 Dort wo der Jun hinabrauscht in das Thalland,  
 Wo Salz hervorquillt aus der Erde Schoos,  
 Dort soll des Fremdlings ferne Heimat liegen.  
 Er stieg, gelockt von unsrer Spiele Ruhm,  
 Hoch über Berg und Thal und kam nach Brunnen.  
 Mit einer Hahnenfeder war sein Hut,  
 Mit einem Schlagring seine Hand geschmückt.  
 Ein Mann von Riesenwuchs, dem keiner sich  
 An Schnelligkeit und Kraft vergleichen durfte --  
 Warf er die stärksten Männer euch in's Gras,  
 Als wären's Kinder nur und schwache Greise.  
 Wer will es meiter wagen? rief er stolz,  
 Als er zuletzt den Winkelried bezwungen,

Wer kämpft mit dem Besieger Winkelrieds?  
 Er sprach's — und Alles schwieg, im Kreis umher.  
 So sagt, ihr Leute — hub er wieder an —  
 In Uri, Schwyz und Unterwalden sei  
 Nun keiner mehr, der's mit dem lustigen  
 Tyroler Seppel aufzunehmen wagt.  
 Tyrol, Graubündten hab' ich, auch das Hasli  
 Durchreist und überall mich umgesehn;  
 Doch keiner hat im Wettkampf mich bestanden.  
 Nach Brunnen kam ich, hoffte meinen Mann  
 In euern Bergen hier vielleicht zu finden.  
 Umsonst! — Hier find' ich meinen Meister nicht,  
 Das hab' ich schon gemerkt, muß weiter ziehn!

Martha.

War denn Herrn Walters Uli nicht am Fest?

Thüring.

Ich glaube nein; er gaumet auf der Alpe.

Gertrud

(mit dem Finger drohend).

Was soll die Frage? Sieh', du wirst ganz roth.

Martha

(verlegen).

Nichts, nichts — ich meinte, unsre Knaben seien  
 Tollkühn zu nächtlichem Gelärm und Streit,  
 Doch fürchtfam für den Ruhm des Vaterlandes.

Thüring.

Freund Walter stand bis jetzt im Volk versteckt,  
 Weil er sich vorgenommen nicht zu kämpfen.  
 Mein nun war's vorbei mit seinem Vorsatz.  
 Ist Walter Hun, ist Konrad's Sohn nicht da?  
 So riefen hundert Stimmen allzumal.  
 Auf! Walter rette du der Länder Ruhm!  
 Noch jedesmal hast du den Sieg errungen.  
 Auf! stöße dem Tyroler Ehrfurcht ein.  
 Schon streckt indeß der Fremdling seine Hand  
 Nach diesen Schafen aus, sie wegzuführen.  
 Halt! ruft ihm Walter zu, bevor du gehst,

Mußt du mit mir noch einen Gang versuchen.  
 Erstaunt läßt jener jetzt die Schafe los  
 Und mißt den Kommenden vom Kopf zu Fuß.  
 Er glaubt dem Ohre, glaubt den Augen kaum,  
 Daß Jemand noch mit ihm zu kämpfen wage.  
 Und wie der Wolf, wenn ihm ein keder Hirt  
 Den Raub abjagen will aus blut'gem Rachen:  
 So bäumt sich der Tyroler zornig auf  
 Und stürmt voll Ingrimm ein auf unsern Walter.  
 Doch dieser steht gefaßt und packt den Feind  
 Mit starker Faust an Brust und Schenkel an.  
 O hättet ihr den schönen Kampf gesehen,  
 Gesehn das Paar, das schlangenartig bald  
 Sich krümmt, sich windet, sich zusammenzieht;  
 Bald leblos steht, verschlungenen Glieden gleich,  
 Den Fuß um Fuß, den Arm um Arm geklammert —  
 Fürwahr, es hätte zwischen Furcht und Hoffnung  
 Auch euer Herz geklopft. Denn lange schwankte  
 Der Sieg in gleicher Wagschal' auf und ab.  
 Doch plötzlich hebt Herr Walter seinen Feind  
 Vom Boden hoch empor und schwingt und dreht  
 Und schmettert ihn mit Macht zur Erde nieder.

Stauffacher, Gertrud und Martha.

O schön!

Gemma.

Gottlob! nun athm' ich wieder frei!

Thüring.

Beschämt schlich der Tyroler sich hinweg.  
 Dem Sieger klatschte jauchzend alles Volk:  
 Die führen im Triumph die Schaf' ihm zu,  
 Die kränzen seinen Hut mit Band und Blumen;  
 Bekannte schütteln dankend ihm die Hand,  
 Daß er des Landes Ruhm so schön gerettet;  
 Jungfrauen stehn neugierig um ihn her,  
 Mit Fingern sich den schönen Jüngling weisend.  
 Doch Walter — Walter achtet ihrer nicht.  
 Gedankenvoll schaut er im weiten Kreis  
 Umher, als sucht er Jemand im Gedränge.  
 Zuletzt erblickt er mich im Volk und ruft:



Nimm, Thüring, diese Schäflein hier und führe  
zu Gemma sie, zum Mädchen meiner Seele.

Gemma.

Der gute Walter!

Thüring.

Zweimal ließ ich mir  
Das Wort nicht sagen, eilte schnell hinweg,  
Das freundliche Geschenk an meiner Hand.  
Es war, als ob die lieben Schäflein merkten,  
Wie gut die Jungfrau sei, zu der sie kommen.  
Sie liefen mit Geblöcke mir voran,  
Bevor ich mich's versah, war ich in Art.

Gemma.

Wohlan! Nicht täuschen soll die Hoffnung euch;  
Sorgsam und treulich will ich euer warten.  
Von guter Hand seid ihr mir anvertraut,  
Willkommen Schäflein, seid willkommen mir.

Thüring.

Die armen Wesen sehnen sich nach Ruhe.  
Soll etwa dieses ihre Stallung sein?

Gemma.

Lieb' Mütterlein erlaubst du's?

Gertrud.

Ja! mein Kind.

(Thüring, Gemma und Martha mit den Schafen ab.)

## Balthasar Reber.

Dr. Balthasar Reber wurde den 7. Dez. 1805 zu Basel geboren. Nachdem er die höhern Lehranstalten seiner Vaterstadt durchlaufen hatte, besuchte er während den Jahren 1825—1830 die Universität Berlin, wo er unter Böckh, Zachmann, Kaumer, Ranke, Neander und Schleiermacher Philologie, Geschichte und Theologie studirte und später zum Doktor der Philosophie ernannt wurde. Nach Vollendung seiner Studien widmete er sich in seiner Vaterstadt historischen Forschung-n und beschäftigte sich nebenbei mit der schönen Literatur. Im Jahre 1852 wurde er zum außerordentlichen Professor der Geschichte (vorzugsweise der Schweizergeschichte) an der Universität in Basel erwählt, welche Stellung er gegenwärtig noch einnimmt.

Zeitgedichte (mit Wilh. Wadernagel) Basel, 1843.

Bilder aus den Burgunderkriegen. Von Balthasar Reber. Basel, Schweighauser'sche Verlagshandlung 1855. (König Ludwig der Gste. — Herzog Karl der Kühne. — Ritter Peter von Hagenbuch. — Die Kriegserklärung der Schweizer. — Die Schlacht bei Granjon.

Grasmus Platter. Holbein. Nachklänge zur vierhundertjährigen Sekularfeier der Universität Basel Sept. 1860. Von Balth. Reber. Basel, H. Georg's Verlag, 1861.

Verstreute Gedichte in den „Alpenrosen“, in den verschiedenen schweiz. „Weihnachtsgaben“, den „Gläser Neujahrsblätter“, in Gruppe's und Schab's Muses-Almanachen (1857—58), im h. welschen Muses-Almanach von 1860; im Basler Taschenbuch, herausgegeben von Fechter (1862—64) u. a. d.

Historische und biographische Schriften.

Balth. Reber ist ein ächt vaterländischer Dichter und ein Epiker von hohem Rang. Ausgestattet mit einer blühenden, malerisch-plastischen Phantasie, hat er einzelne Großthaten unserer Ahnen, namentlich die Schlacht bei Granjon sozusagen in Granit ausgemeißelt. Sein Styl zeichnet sich aus durch neue, kühne und erhabene Bilder, welche seinen Schöpfungen frische Originalität und Pracht verleihen; seine Darstellung ruht auf den genauesten Quellenforschungen und ist als solche, in der Charakterschilderung sowohl als in der Darlegung breiter geschichtlicher Situationen, stets individuell. Da Reber die historische Idée an ihrer Quelle erfasset, so strömt auch ein warmes geschichtliches Leben durch seine Geschichtsbilder; außerdem sind alle Erzeugnisse seiner Muse von einer edlen, männlichen Gesinnung und von einem kräftigen und gefunden Patriotismus getragen.

Neben diesen großen Vorzügen unsers Dichters dürfen wir von rein ästhetischem Standpunkte aus auch seine Mängel nicht verschweigen. Sie wurzeln im Allgemeinen darin, daß Neber häufig mit seiner epischen Phantasie auf den Standpunkt des Historikers ausweicht, daß er durch zu strenge Lokalisierung, durch zu spezielle Angaben, durch Aufnahme von einzelnen Zügen, welche keine poetische Bedeutung haben, zu stoffartig wirkt, dadurch da und dort Verworrenheit erzeugt (so in der „Schlacht bei Granson“) überhaupt seine Schöpfung nicht immer als eine aus künstlerischer Anschauung herausgeborene Komposition, sondern mehr nur als eine historische Reihe von Begebenheiten erscheinen läßt, die er mit poetischem Schmuck umkleidet. Aus eben dieser Verwischung der historischen Thätigkeit mit der poetischen entspringt ein bisweilen stark hervortretendes rhetorisches Pathos, das den poetischen Duft nicht ersehen kann, weil es nicht auf dem Boden der Poesie, sondern der Geschichte und der Politik erwachsen ist.

Was die Form der Neber'schen Dichtungen betrifft, so haben wir hauptsächlich an der Kraftsprache des bereits genannten Schlachtgemäldes begründete Ausstellungen zu machen. Das Streben des Dichters, neue, kühne Bilder und Gleichnisse zu geben, verleitet ihn nicht selten zu sonderbaren Wortbildungen, zu gewaltsamen Tropen und zu allzuhäufigem Gebrauche von Figuren z. B. derjenigen der Wiederholung, welche dem ästhetischen Genusse dieses wirklich großartigen Stückes Abbruch thun. Durch die häufige Anwendung der Allonanz, der Alliteration, des Stab- und Binneneimes hat der Dichter die Wucht seines Stils zu verstärken gesucht und doch gewissermaßen gerade dadurch das ächt Musikalische aus seiner Sprache verbannt. Weniger ist dies der Fall in den dem Schlachtgemälde vorausgehenden Stücken, in dem „glückhaften Schiff“ und den übrigen epischen Dichtungen Neber's. Vortrefflich in Ton und Behandlung finden wir die geschichtlichen Charakterbilder „Erasmus“, „Platter“ und „Holbein“. Auch die von uns ausgewählten lyrischen Gedichte bezeugen die gesunde, reiche und glückliche Anlage Neber's, welcher einer von den wenigen Schweizerpoeten ist, die auch in Deutschland Beachtung und verdiente Anerkennung gefunden haben. —

### Die Schlacht von Käfels.

Der Winter deckt die Lande  
 Der hohen Alpenwelt,  
 Das schien den Herr'n vom Adel,  
 Als hätt' es Gott bestellt:  
 Nun armes Kindschen Marus,  
 Du trog'ger Eidgenos!  
 Hoff' Nichts von deinen Schwyzern,  
 Der Schnee liegt thürmegroß.

Nun armes Land von Marus,  
 Mach' deine Augen auf,  
 Von fünfzehntausend Mannen,  
 Ein auserwählter Hauf!  
 Wir kommen her von Weesen,  
 Und klopfen an die Thor',  
 Hier an dein Thor von Käfels,  
 Laß uns nicht steh'n davor.

Was ist das Thor von Käfels?  
 Ist eine Schanzenwand,  
 Die langt von Berg zu Berge  
 Quer durch das niedre Land;  
 Auf dieses Thores Zinnen  
 Da stehn Zweihundert kaum,  
 Ihr Vaterland zu schützen,  
 Sie haben reichlich Raum.

Zwar drunten stehn viel Tausend,  
 Ein stundenlanger Schwarm,  
 Der Schnee schmilzt unter ihnen,  
 Sie stehn so dicht und warm;  
 Sie stehn so dicht und warm;  
 Das kleine Häuflein droben  
 Nur wen'ge Spannen mißt's,  
 Sie stehn in kaltem Winde,  
 Doch warm im Herzen ist's.

Am heißesten wohl brannte  
 In Am Buels Herz die Gluth,  
 Es steht der mactre Hauptmann  
 Zuordest auf der Hut.  
 Er und sein treues Häuflein  
 Sie haben dort gekämpft,  
 Daß Feindes Blut vom Walle  
 Wie vom Altare dämpft.

Dann ziehn sie von der Wehre  
 In's hintre Land zurück,  
 Mit hochgeschwungnen Waffen,  
 Mit Thränen in dem Blick;  
 Wie hundert Walbesströme  
 Hat sie unnozt das Heer,  
 Der Wall ist überbrauset,  
 Nun wallt ins Land das Meer.

Und aus dem Meere raget  
 Vom Platz, den er erkor,  
 Am Buel mit seinem Banner  
 Hoch wie ein Fels empor,  
 Er steht am Berge Rauti,  
 Läßt von den eis'gen Höh'n,  
 Schlachtruf ins Thal erschallen,  
 Das blut'ge Banner weh'n.

Sie haben ihn gehöret  
 Zuhinterst im Gebirg,  
 Geschauet auch sein Banner  
 Hellroth von dem Gewürg';  
 Auch hören sie vom Thale  
 Herauf ein Jammerfchrein,  
 Auch sehen sie am Himmel  
 Von Flammen Widerschein.

Da bricht aus allen Eschluchten  
 Ein zornig Volk hervor;

Sie sammeln sich um Am Duol,  
 Wo's Banner weht empor,  
 Sie werfen weg die Waffen,  
 Helmbart und Morgenstern,  
 Sie stürzen auf die Kniee  
 Und flehn zu Gott dem Herren!

Dann von des Kauti's Gipfeln,  
 Da brechen sie mit Macht,  
 Herab die Felsenjochen,  
 Daß all der Berg erkracht;  
 Sie schwingen hoch in Händen  
 Das zackige Geschoß,  
 Laut saust es durch die Lüfte,  
 Zerschmettert Mann und Roß.

Herr'n Ritter! solcher Hagel  
 Seid ihr doch nicht gewohnt  
 Im milden Osterlande  
 Bleibt ihr davon verschont;  
 Gott läßt dort allzugnädig  
 Euch Herren in der Ruh',  
 Allein der Glarner Bauer  
 Hat keinen Grund dazu!

Er reißet Fels auf Felsen  
 Von seinem Kauti los;  
 Gibt's keine mehr am Kauti,  
 O Glarisland ist groß,  
 Es hat noch viele Berge,  
 Felswand an Felsenwand,  
 Die strecken sich selbst freudig  
 Dem Bauer in die Hand.

Da war es in dem Grunde  
 Ein Grausen anzusehn,  
 Wie lagen da in Trümmern  
 Rüstungen blank und schön!

Rüstung von Roth und Mannen,  
 Zermalnte Leichen drin,  
 Von schweren Leichensteinen  
 Ein Saatsfeld drüber hin!

Ja schrecklich kämpft der Glarner,  
 Wenn es sein Glarus gilt;  
 Doch auch die Herren vom Adel  
 Sind nicht so bald gestillt:  
 Sie wollen endlich rächen,  
 Heut fing sie an die Räch',  
 Von Morgart bis auf Sempach  
 Die siebjährige Schmach.

Manch Tausend liegt erschlagen,  
 Mehr Tausend' stehen noch,  
 Mehr Tausende, als Felsen  
 Auf eurer Berge Foch!  
 Laßt eure Felsen alle  
 Ihr stiegen auch wie Laub,  
 Wir bleiben doch genug noch,  
 Zu drücken euch in Staub!

Drum vorwärts schnaubt, ihr Hengste!  
 Der Kampf beginnt auf's Neu  
 Gilt Ras hat er begonnen;  
 So kämpft nicht Leu und Leu.  
 Und vier Uhr war's am Morgen,  
 Da klopfen sie an's Thor;  
 Jetzt ist es Mittag worden,  
 Jetzt reißt der Wolken Flor.

Jetzt bricht hervor die Sonne,  
 Sieht staunend über Nacht  
 Ihr weißes Ländchen Glarus  
 Erblüht in Rosenpracht;  
 Sie weist ob dem Glärnisch,  
 Verkündend seinen Kranz:  
 Des Berges Eisgefilde  
 Verbreiten mächt'gen Glanz.

Da war der hohe Glärnisch  
 Von Weitem anzusehn  
 Als wie ein Rief' im Panzer,  
 Der in den Kampf will gehn!  
 Und hörch! von seinen Häupten  
 Da kling't's wie Jubelgruß,  
 Es schien der Berg zu jauchzen  
 Vom Gipfel bis zum Fuß.

Es sind die Schwyzer Helden,  
 Die haben durch den Schnee  
 Sich eine Bahn gebrochen  
 Durch's Thal und durch die Höh'  
 Gerade als ob dem Berge  
 Die Sonne grüßend stand,  
 Sind sie auch durchgebrosen  
 Und grüßeten das Land.

Da war der hohe Glärnisch  
 Von Weitem anzusehn  
 Als wie ein Rief' im Panzer,  
 Der in den Kampf will geh'n!  
 Und hörch, von seinen Häupte!  
 Da kling't's wie Jubelgruß;  
 Es schien der Berg zu jauchzen  
 Vom Gipfel bis zum Fuß.

Da stehen starr die Hengste  
 Und starr die Ritter drauf,  
 Die Schwertcr sinken nieder,  
 Die Helme schau'n hinauf:  
 Stets heller strahlt der Glärnisch,  
 Stets näher hallt sein Gruß,  
 O schaut, jekt auf die Hügel  
 Vor uns jekt er den Fuß!

Als ob aus allen Gauen  
 Die Eidgenossenschaft  
 Zu West wär' aufgebrochen



In allgewalt'ger Kraft  
 Als ob die Grimm'gen alle  
 Da stünden als ein Mann,  
 So schritt aus blauen Lüften  
 Der Riesenberg heran.

Laßt ruhen eure Felsen,  
 Ihr starken Glarner jetzt,  
 Gott steht auf euern Bergen;  
 Die Feinde flieh'n entsetzt.  
 Dumpf dröhnet aus den Tiefen  
 Die Flucht wie Donnerton,  
 Von Rautis Höhen steigt  
 Dank auf zu Gottes Thron.

~~~~~  
 Aus: „Die Schlacht bei Grandson“.

Karl schaut die Niederlage. Eben wollt' er den Sieg
 Den leichtest zu vollenden, führen in neuen Krieg,
 Den letzten, seine Reiter, die wieder er geschaart,
 Zur Spitze paradierend siegestolz mit dem Bastard gepaart.

Ernst jetzt zum Bastard spricht er: das ist ein schwerer Krieg!
 Mit Lüttich und Lothringen das war ein leichterer Sieg!
 Die Vorhut ist vernichtet, der Angriff führt zu nichts
 Meiner Geschlag'nen gegen den Feind voll Doppelsieggewichts,

Sein Mund er zuckte bitter, da ihm das Wort entfuhr;
 Gleich aber stählt ihn wieder der Kühnheit Kraftnatur:
 Ich hole jetzt das Hauptheer, fährt er satirisch fort,
 Und wenn sie das verschlucket, zum Nachtiisch noch die Nachhut dort.

Doch an dem Hauptheer bersten soll mir der Schweizerkühn,
 Bei St. Georg! laut schwört es der Herzog von Burgund;
 Bis ich das Hauptheer ordne, du Bastard, halt' mir nur
 Die Schweizer sacht vom Halse... Was ist's, das da das Thal durchfuhr?

Karl und der Bastard, beide rufend, es ist Ein Schrei,
 Fürchterlich mit den Ohren zu den die Roffe zwei,
 Burgund: Vorhut und Hauptheer und Nachhut fliehen nur,
 Nur aus den Einen Angilfschrei: Was ist's, das da das Thal durchfuhr?

Es ist als ob erschüttele der wald'ge Mont Aubert
 Sein Felshaupt, wie ein Stierkopf, der brummt ins Thal daher,
 Das Brummen aus dem hohlen Abgrund des Schlundes schwillt,
 Und schwillt, jetzt aus dem Rachen muh't's in die Luft, die Luft wird wild:

Solch Muehen nicht ertragen kann sie, die Luft wird wild,
 Ein Ungeheuer ist das von einem Tongebild!
 Sie wälzt an das Gebirge, ins Thal den Ton sich ab,
 Ihn auf des See's Fluthen, und weiter weiter Landhinab.

Das Muehen will nicht weichen, bleibt reiten auf der Luft,
 Und wilder, immer wilder, bis in die letzte Klust
 Der Berge wälzt sie's wüthend! da, in hero'scher Quat,
 Fährt endlich auseinander der Wolkenvorhang überm Thal.

Die Sonne blickt gewaltig heute zum erstenmal:
 Eine sonnehelle Bombe schmettert der Ton ins Thal!
 Am See die ganze Landschaft leuchtet mit Einemal,
 Allein die stille Sonne laut strahlt sie heut mit Donnerstrahl!

Ja wohl ist da ein Stierton, der Ton im Sonnenstrahl,
 Im Sonnenstrahl ein Stierton vom Mont Aubert ins Thal,
 Ja wohl ein Stierton ist es vom Haupt des Mont Aubert:
 Seht ihr den Mann dort oben ragen im Sonnenlichte hehr?

Gleich einer Taune klämmig raget er dort und hoch,
 Ein Horn hält er am Munde, gelehrt ins Thal das Loch.
 Ein Horn, ein Kühngewund'nes, vom Thale anzuschauen
 Als wie vom Elephanten der Rüssel, wenn sie um sich haun.

Der Mann mit seinem Horne, schrecklich in Sonnenzier,
 Das ist mit dem Ur-Ochsenhorne der Urkrieger,
 Das Urhorn vollzublaten bedarfs aus Uris Flur
 Des allerstärksten Hirten mit breiter Brust von Stiernatur.

Der Mann mit seinem Horne, schrecklich in Sonnenzier,
 Das ist mit dem Ur-Ochsenhorne der Urkrieger!
 Er lüget einmal, zweimal, lüget zum drittenmal:
 Ein Gruß ist's von den Brüdern gesandt den Brüdern tief im Thal!

Ein Gruß ist es den Schweizern drunten im Thal gesandt,
 Ein Gruß vom angelangten gesammten Schweizerland!
 Ein Gruß von den Zehntausend, die um den Urkrieger
 Jetzt auf dem Joch erscheinen schrecklich alle in Sonnenzier!

Ritter Bayard.

Der Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel,
 Ein wahrhaft Edler und nicht bloß von Adel,
 Jog stolz einher zur Schlacht bei Marignan;
 Der Panzer seines Rosses büffellebern,
 Er selber von der Zeh' bis zu den Zehbern
 Mit einem Eisenharnisch angethan.

Und also zu dem Ritter hat gesprochen,
 Der neben ihm mit lautem Herzenspochen,
 Vorübersprengt, der junge König Franz:
 „Heut zeige dich sans peur et sans reproche!“
 Da wiehert auf des Ritters Hengst la roche,
 Der Reiter aber rufet: „Ich verstand's!“

Und kaum hat Bayard seinen Mund geschlossen,
 So bebte, als wie von stürzenden Kolossen,
 Von Mailand her erbebete das Land;
 Ein Staub erhebt sich zur Septembersonnen,
 Die untergehet, trüb, ein blut'ger Brommen,
 Weit spiegelnd Marignano's Schlachtenbrand.

Zwar doppelt sind die Massen der Franzosen,
 Durchschwärmt vom Rossevolk, dem zahllosen,
 Und ihr Geschüße bröhet am Himmelszelt;
 Die Eidgenossen haben nicht Kanonen,
 Sie haben keine liegenden Schwadronen
 Nur wenig Fußvolk, doch den Kern der Welt!

Ein Schweizerfußknecht, solch ein Alpenhirte,
 Erfänget zehn Franzosen, daß es gurrte.
 Als wenn der Geier greift ins Taubenhaus;
 Der Reiter Pferde sticht er über'n Haujen,
 Mit seiner Hellebart: „Nun lernet laufen!“
 Der Kanoniere Lunten bläst er aus.

Und Bayard unter'm schwarzen Helmbüsiere
 Wird heimlich bleich, und seinem Felsenthier
 Wird heimlich kalt im dicken Büffelheud;
 „Darf ich entfliehen?“ Frägt der Hengst la roche,
 Nach seinem Herrn sans peur et sans reproche
 Dreht er den Hals und schaufet angstbefeulmt.

Der Ritter aber, obwohl in Gedränge,
 Dem fürchterlichsten, jede Todesbänge
 Verliert er jetzt und fühlt sich wieder roth,
 Vor Zorne roth ob seines Rosses Kengsten,
 „So stieh' denn mit den andern feigen Hengsten!“
 Und springt von seinem Pferd in blut'gen Koth,

Und kämpft zu Fuß. Den Hengst ergreift Neue,
 Er neigt sich vor dem Herrn mit fleh'nder Treue,
 Und jeso, da der Held im Kampfesprung
 Ansholt zum Hieb auf einen Eidgenossen,
 Da ist der Hengst ihm unter'n Leib geschossen, —
 Auf's neu zu Rosse trifft des Schwertes Schwingung

Nur so gewaltiger. Und um zu zeigen,
 Wie er verwünscht' den Augenblick den feigen,
 Kämpft nun der Hengst, wie ritterlich befeelt;

Der Herr thut Wunder mit dem Schwerte droben,
Das Thier thut Wunder, daß die Funken stoben,
Vier Schwerte sind die Hufen, wohlgestählt.

So kämpfet Bayard, er, von allen Franken,
Noch ganz allein. Am Himmelsbogen schwanen
Nest Mond und Sterne über'm Schlachtenmäuel;
Im fahlen Licht die härtigen Gesichter
Der Schweizer, sie umbräu'n ihn immer dichter,
Und ihn umbrüllt des Urhorn's Geheul!

Er, am Septembertage, dem dreizehnten,
Er hält die Schlacht; die tapfern Schweizer wählten,
Der kühne Ritter sei der König Franz,
Der, weil er König ist, der Fürst im Heere,
Noch retten müsse seines Reiches Ehre,
Denn nur ein Held verdient der Krone Glanz.

Darum das Frankenheer, das schier besiegte,
Sie liehen's fahren, und im Schlimmer wiegte
Und stärkte dieses sich auf morgen nun;
Sie aber haschten nach des Königs Schatten,
Gewonnen war, wenn sie den König hatten,
Ein sich'rer Lorbeer, darauf auszuruhn.

Und sicher auch, sie hätten ihn gefangen
Den königlichen Bayard, doch vergangen
Ist plötzlich da der Mond um Mitternacht,
Verschwunden ist der königliche Ritter,
Verhallt ist das Schlachtenungewitter, —
Mit neuem Murren ist es aufgewacht.

Am vierzehnten September, blutig steigend,
Dem vor'gen Abend gleich, sich blutig neigend;
Und heute kämpfet Franz dem Bayard gleich.
Und sicher auch, sie hätten ihn gefangen
Den Bayard-gleichen König, doch vergangen
Ist plötzlich da der Schweizer Siegesreich.

Venedig fällt den Schweizern in den Rücken,
 Die deutsche Schweiz erliegt den welschen Tücken
 Verloren ist die Schlacht bei Marignan.
 Der Bayard, welcher durch sein gestrig Wagen
 Für heute schon den Sieg herausgeschlagen.
 Hat heute drum auch keinen Streich gethan.

Zu seinem Zelte liegt er eingeschlafen,
 Bis Mittag ihn die Siegesdonner trafen,
 „Gewonnen ist die Schlacht.“ Er steht auf.
 „Ich, Alviano hab' die Schlacht gewonnen,“
 Hat stolz der Venetianer schon begonnen,
 Doch König Franz er setzt fort darauf:

„Erlaubet mir, erlauchter Venetianer,
 „Der wahre Siegesheld, der Marignaner,
 „Ist Bayard.“ König Franz umarmt ihn:
 „Zum Ritter sollst du deinen König schlagen,
 „Weil ich mich heute ritterlich betragen,
 „Und weil es durch sein Beispiel mir gediehn!“

Der König beugt das Knie und Bayard schläget.
 Der Ritter Franz erhebet sich und fräget:
 „Wer ist nun meines Ritter schläges werth?“
 War manches adeliche Herrlein harret.
 Der König aber — welches prächtig scharret
 Zum Ritter schläget er — des Bayard Pferd.

Der Todtentanz.¹

Holbein bleibt in der Nacht allein
 Dort stehen unter Todtenbein,
 Die Arme stramm gekreuzet, spricht
 Entschlossen er: „Ich fliehe nicht!“

¹) Als Holbein den Basler Todtentanz malte, herrschte die Pest in Stadt.

Der kalte Tod, der, im Moment,
 Da seine Brust voll Leben brennt,
 Die Knochenfäuste vor ihm ballt
 In also rieiger Gestalt:
 Das packt ihn mit Allgewalt!
 Es packt ihn, wie's den Starken packt,
 Welchen ein Starcker gegenüber
 Mit Hohngeneck zu reizen wagt:
 „Balb kommst auch du an Tanz, mein Lieber!“
 Auch er fühlt als ein Riese sich:
 „Ein Riese bin des Lebens ich
 Und ford're kühn dich in die Schranken
 Und will mit schöpfrischen Gedanken,
 Du Grinsender, todtschlagen dich,
 Tödten den Tod will ich für mich,
 Mein Leben bringst du nicht zum Wanken!
 Und mir nicht thut das Tanzen noth,
 Nein an den Tanz kommt mir der Tod!“

Es ist nicht trop'ger Uebermuth,
 Es ist des Künstlers wallend Blut,
 Des Künstlers steigender Triumph,
 Dem plötzlich aus des Todes Sumpf
 Für seines Schaffens mächt'ge Brunn
 Anstaucht ein Prachtgebild der Kunst.
 Er spürte in den letzten Tagen
 Durch's Haupt ein Bilderwimmeln jagen,
 Entwarf für eines er den Plan,
 Gleich drang ein schöneres heran,
 Wie auf dem Meere Well' auf Wellen
 Einander glänzend überschwellen.
 Jetzt sind vorbei die Künstlerwehen,
 Die Kunstgeburt, sie ist gesehen:
 Auf seines Geistes ruh'gem Meer
 Schwebet als Glorie einher,
 Als Glorie ein Silberkranz:
 Hans Holbeins neuer Todtentanz!

Der Kirchhof war, die Moberstätte,
 Das Weinhaus und der Eräber Schacht,
 Umfirt von schwarzer Mitternacht,
 Des Weistesfindes Wiegenbette.

Und also treibet er's fortan:
 Am Tag ein unsichtbarer Mann
 Zu Hause bleibt er eingeschlossen.
 Was er geheim da drinnen thut,
 Auf einer Wangen lichter Gluth,
 An seinem feuerigen Blick
 Wohl merken es die Hausgenossen:
 Er schwelget in des Schaffens Glück.
 Sobald der Abend bricht herein,
 Hüllt er sich in den Mantel ein,
 Schlüpft aus dem Haus in Kirchhofmauern,
 Läßt hier vom Tode sich durchschauern,
 Zwischen den Särgen schreitet er
 Den frischanlagenenden einher
 So feierlich gedankenschwer.
 Die Todtengräber glauben's fest,
 Der Mann im Mantel sei die Pest,
 Leibhaftig das Gespenst der Seuche,
 Das Basel mörderisch durchschleiche,
 Weil stets nur er, nur er der Meiche
 Auf aller Todtenäcker Hüfen,
 Sobald die Todtenglocken rufen,
 Sich gegenwärtig blicken läßt.
 Also verbringet er die Nacht.
 Am liebsten hat er sie verbracht
 Im Kirchhof der Dominikaner,
 Des inneres Mauergeviert
 Ein Todtentanz, ein alter, ziert,
 Gemalt durch Bon Speiers Hand,
 Als Tod von Basel weltbekannt;
 Der Kirchhof selbst ist ihm ein Mahner
 Für neue Tod-Melancholien,
 Im Todtentanze aber fand

Für den Humor er Phantasieen,
Wenn er im blaffen Mondenscheine
Schaut die vertrackten Längerbeine.

Und also treibet er's fortan,
Treibt's Tage, Nächte, Mondenlang.
Der Tod mit seinem Zensenschwanz
Er mähet immer breit're Bahn:
Der Tod wird täglich mörderischer,
Holbein wird täglich lebensfrischer.

Ein Einziger ist eingeweiht
In seines Schaffens Heimlichkeit,
Ein dürres Individuum,
Ein abgezehretes, darum,
Weil's überstanden hat die Zensche:
Der Knochenmann, die halbe Leiche,
Ihn brauchet Holbein als Gestell,
Für seinen Tod als das Modell.
Und dieser macht es stadtbekannt,
Was drinnen schafft des Meisters Hand,
Auch, wie er schafft, kann er erzählen
Und Holbeins eig'ne Worte wählen,
Denn Holbein murmelt's vor sich hin,
Wovon erfüllet ist sein Sinn;
Indem er ausspricht, was er schafft,
Schärft er der Kunstgedanken Kraft.
Und trotz der Pest und ihrem Wanken
Lautet man dem Männlein mit Verlangen,
Wenn voll Modellen-Stolzes er
Schildert der Silber Wundermär',
Als ob er Holbein selber wär':

Der Todtentanz.

Adam und Eva in dem Paradies,
Wie schmacket euch das ew'ge Leben süß!
Ihr eßt ein Aepf:lehen, o große Noth:

Aus ist es mit dem Leben, da der Tod.
 Mitleidig hat der Tod sie angegrinst:
 „Dhn' Paradies ist's Leben eitel Pflag',
 Dhn' Paradies ist Steben auch Gewinnl.“
 Und führt in's Glend sie mit Lautenschlag.

Nedoch der Pappst auf Petri heil'gem Stuhl
 Fühlt sich ein Gott und nichts vom Glendspußl ;
 Umgeben von der Cardinale Hauf
 Setzt einem Kaiser er die Krone auf.
 Da heischt der Tod mit frommem Fußestuß
 Die eig'ne Kron' ihm dreifach funkelnd roth :
 „Du weißt nicht wie du elend bist, ich muß
 Dich, armer Gott, erlösen von der Noth!“

Der Prediger, wie predigt er berebt
 Vom Lebensschmerz und süßem Todesbett!
 „Der weiß, was Glend ist!“ Andächtig stumm
 Mit sitzt der Tod im Auditorium
 Beim Amen steigt er auf die Kanzel leis
 Und hinter ihn: „Herr Pastor dauert mich,
 Nicht länger geb' ich dich dem Schmerze preis,
 Der süße Tod kommt und erlöset dich!“

Den Priester sieht man Nachts zum Kranken gehn,
 Ihn mit den Sakramenten zu versehen,
 Er trägt das Heiligthum so feierlich.
 Da kommt der Tod gerant: „Auf, spute dich!“
 Und mit Latern' und Schelle eilt voran
 Der Tod dem Priester durch die Finsterniß:
 „Der arme Kranke sonst gewesen kann,
 Doch wenn der Priester kommt, stirbt er gewiß!“

Du hübsches Mönchen, wie andächtig warm
 Flehst du vor dem Altare: „Gott erbarm!“
 Du hast es nötig, denn im Zellein
 Sitzt der Geliebte auf dem Bettchen dein
 Und singt ein Liebeslied verführerisch,

Halb lauscheit du dem Lied, halb beteist du.
 Da löscht der Tod auf des Altars Tisch
 Die Kerzen aus: „Dein Herzchen hat jetzt Ruh.“

Gleich also hat der Tod den Cardinal
 Erlöset von des Erdenelends Dual,
 Prälat und Bischof und Canonikus
 Erlöset also mit dem Todeskuß,
 Abt und Aebtissin, Mönch mit Bettelsack,
 Zu Tod geküßt die ganze Klerisei
 Mit Zuzul, Krummitab, Kutten, Saß und Pad,
 Und Keines klagt, daß es vergessen sei.

Die Geistlichkeit geht überall voran,
 Und jetzt erst kommt die Weltlichkeit daran.
 Du guter Kaiser Maximilian
 Verzeih's dem Tod, daß er so spät kommt an,
 Mitreisen mit dem lebensfatten Herrn
 Seit Jahren mußte stets sein Sarg zugleich,
 Vor allen Deutschen stirbt der Kaiser gern,
 Kein Compliment ist das für's deutsche Reich.

Du, König Frankreichs, bist nicht lebensfatt,
 Statt eines Sargs er mitgeführt hat
 Stets einen Kasten, strotzend voll zum Schmaus,
 Beim König Kranz geht es in Saus und Braus.
 Weil er die Evangelischen verbrannt,
 Betäubt er sein Gewissen, das ihn nicht,
 Da reicht die Schale ihm des Todes Hand:
 „Trink“, das betäubt dich bis zum Weltgericht!“

Des Grafen Wappenschild zerichmettert er,
 Durchsticht den Ritter trotz der Panzerwehr,
 Dem Edelmann nichts hilft sein Schwert so blank,
 Sie Alle holt der Tod, heischt keinen Dank.
 Doch wundert ihn der Herren Undankbarkeit,
 Die Frauen, hofft er, werden zärter sein;
 Die thun noch ärger, wie das leist und schreit!
 Still dankbar scheint die Kaiserin allein.

Du, -- Gräfin, dankst wohl auch dem Tode nicht,
 Der hinter dir ein zierlich Halsband sticht,
 Um deinen Hals, so weiß wie Eisenbein,
 Schlingt er ein Band von Todtenknöchelstein;
 Die Jungfer dir ein gold'nes Halsband reicht,
 „Du bist zu schön für solche schwere Pracht“
 Lächelt der Tod: „Mein Halsband ist so leicht,
 Das dich zum leichten, lichten Engel macht!“

Der Richter stellt auf Erden dar das Recht,
 Doch dieser Richter kehrt das Recht in Schlecht,
 Spricht frei um schönes Gold den reichen Schuft,
 Verdammt den Armen, der um Hilfe ruft;
 Betrost, du Armer, sieh den Rächer Tod,
 Wie er dem Richter seinen Stab entführt,
 Indeß er hinschleift auf das Gold so roth,
 Und, als er urtheilen will, der Schlag ihn rührt.

Der Arzt, er ist des Todes mächt'ger Feind,
 Jedoch der Tod ihn nicht zu fürchten scheint;
 Ein Kranker mit dem Wasserglas tritt ein:
 „Du mußt genesen nach dem Wasser dein!“
 Da zwischen Arzt und Krankem steht der Tod,
 Ergreift das Wasser und des Kranken Hand,
 Der Kranke spürt auf einmal Todesnoth. —
 Der Arzt den Casus ganz gewöhnlich fand.

Der Philosoph die Weltenweisheit lehrt,
 Weiß Alles, nicht nur Alles auf der Erd',
 Er weiß auch Alles aus der Sternenwelt,
 Hat d'rum den Himmelsglobus aufgestellt,
 Und schaut, als ob er selbst Gott-Schöpfer wär',
 Mit Wissensstolz dem Lauf der Sterne zu,
 Da hält der Tod ihm einen Schädel her:
 „Nur Eines weißt du nicht, heut' stirbst du!“

Der Kaufmann fährt auf ungestümem Meer,
 Der Tod am Masten wirft das Schiff umher,

Der Kaufmann steigt in das Rettungsboot,
 Birgt sich und seine Waaren noch mit Noth:
 „Jetzt bin ich sicher!“ Er an's Ufer springt,
 „Auch meine Ballen all' ich bei mir hab'!“
 Der Tod, als Peit, aus einem Ballen dringt:
 „Freund, Sicherheit gewährt dir nur das Grab.“

Den Berg hinunter schießt ein Wagen Wein,
 Die Koffe stürzend brechen Hals und Bein,
 Der Tod zertrümmert Rad und Faß mit Macht,
 Der Bauer flucht: „Nimmer führ' ich Fracht!“
 Auf eb'nem Felde geht er hinter'm Pflug:
 „Ein sich'res Brod“ in seinen Bart er pfeift:
 Die Koffe sticht der Tod mit Bremsenflug,
 Der sich're Pflug zu todt den Bauer schleift.

Der Geizhals im Gewölb den Mammon zählt,
 Er zählt und zählt, Ein Kreuzerlein ihm fehlt,
 Der Tod hat's ihm als Dieb geholt hinweg,
 Der arme Millionär sinkt um vor Schreck.
 Der Geizhals und der Räuber sind verwandt,
 Darum zum Räuber, der im Walde haust,
 Ist alsobald der Tod hinausgerannt
 Und knüpft an Galgen ihn mit Henkerfaust.

Im Wirthshaus sitzt der lauten Zecher Hauf,
 Der Tod als Kellner wartet ihnen auf,
 In off'nen Schlund den Wein er ihnen leert:
 „Profit, das wird ein Rausch, der lange währt!“
 Im Nebenstübchen stiller Spieler Zahl:
 „Hol' mich der Teufel!“ murmelt's zwischenein:
 Der Teufel kommt. Da stürzt vom Zechersaal
 Herein der Tod: „Halt, mein zuerst, dann dein!“

Der Greis, als besten Freund umklammert er
 Des Todes Arm, er eilt zu Grabe sehr:
 Die Greisin aber macht dem Tode Noth,
 Sie schleicht so langsam, treiben muß der Tod.

Allein dem Tod das größte Leid geschah
 Vom Blinden, der beglückt kein Glend sieht,
 Er ist so alt schon wie Methusalah,
 Bis endlich ihm der Tod den Stab entzieht.

Wie kehret Hand in Hand vom Traualtar
 So selig kosennd heim das Hochzeitspaar!
 Der Tod mit heller Trommel tanzt voraus:
 Der Tod tritt mit dem Ehestand in's Haus
 Im Gegenüberhaus erfuhr man's schon:
 Die Wittwe hält im Arm ihr bleiches Kind,
 Der Tod entführet ihr den letzten Sohn,
 Ihn schmerzt der Mutter Schrei'n, er eilt geschwind.

„Der armen Wittwe Letztes raubest du,
 Ihr Kleinod, ihrer Zukunft Hoffnungsruh',
 Und mich, den ganz unnützen Erdengast,
 O Tod, du Grausamer, verschonet hast!“
 Der Bettler ungeduldig jammert so.
 Almojen, reiche, wirft nach Christenpflicht
 Ihm Jeder, der vorübergeht, auf's Stroh,
 Der Tod allein reicht ihm sein Scherlein nicht! —

Und eines Tages still erfreut
 Legt Holbein seinen Stift beiseit:
 Der Todtentanz er ist vollendet.
 Da, horch, es ist sein letzter Strich
 Noch feucht, was regt auf einmal sich
 Von allen Thürmen mächtiglich,
 So daß es ihm das Herze wendet?
 Es ist der Glocken Jubeltönen
 Am hellen Tag, kein nächtlich Stöhnen:
 Gott hat in Gnaden es gewährt,
 Die grimme Pest hat aufgehört!
 Und statt der Särge Todtenchor,
 Zu allen Tempeln wallt's empor,
 Um Gott zu preisen für sein Schonen,

Dankbarer Bürger Prozeffionen.
 Voll Dank auch Holbein's Rufsen schwillt,
 Schafft flugs ein allerleytes Bild:

Ausbreitet sich ein weites Leichenfeld,
 Der Tod, als blutbetriefter Siegeshelb,
 Mit Schwert und Schild das Feld durchschreitet er.
 Umschauend, wo noch Einer lebend wär'.
 Da stellt ein Schweizer sich als Kämpfer ein,
 Und einen Zweikampf hebt an das Paar:
 Ausreißt der Tod mit klapperndem Gebein.
 Der Schweizerkrieger aber Holbein war!

Und drauf hinaus, und zu den Hallen
 Des Tempels steht man Holbein wallen.

Auf den Surenen.

Hier ist es still, hier muß es stille sein!
 Wo ist ein Laut, der wagte hier zu tönen?
 Der Weier selbst, er wag't's hier nicht zu schrein,
 Die Stimm' versagt den kühnsten Alpenjöhnen.
 Sie, die so gerne singen, sind hier still:
 Dort wandelt eine Reih' von kräftigen Hirten,
 Sie gehn allein, so wie ein Heber will,
 Sie rufen sich nicht an, auch wenn sie irrten.

Ja Gottes Kraft ist es, die herrschet hier.
 Ihr huld'gen ehrfurchtsvoll die Kreaturen
 Vom kühnsten Menschen bis zum kühnsten Thier:
 Hier merk' ich ungestört des Schöpfers Spuren.
 Nur wenn Er selbst aufthun will seinen Mund,
 Dann wird es laut hier: wenn die Donner grollen
 Und wenn hinunter tief in nächt'gem Schlund
 Die stäubenden Lawinen niederrollen!

Und hoch, an diesem stillen Gottesziel —
 Siehst du die Bächlein dort, die zarten, hellen?
 Die Sonne treibt darin ihr lustig Spiel,
 Sie tanzt in dieser Wildniß auf den Wellen,
 Ja, sie des großen Gottes schönstes Kind,
 Sie darf auf diesen Höhen sich ergözen,
 Sie darf, mit leisen Strahlen spielend lind,
 Sich auf die Alpenbächlein scherzend setzen.

Morgen im Wald.

Im Wald ich war entschlummert kaum,
 Und schon erwachte Baum an Baum,
 Der große Wald, ein brausender
 Ein Chor von Vögeln tausender,
 Die Morgenwinde bliesen her
 Mitjubelnd in das Jubelmeer,
 Millionen Blätter bebeten
 Gedämpft wie zarte Saiten,
 Und Rosenwolken schwebeten
 Hoch am Gewölb in Himmelsweiten.

Da plötzlich durch den grünen Dom
 Ergießet sich des Lichtes Strom,
 Aufleuchtet der Wald, ein glühender
 Ein Blumenstrauch ein blühender,
 Und Würzgeruch, vom Stahl erglimmt,
 Wie Weihrauch durch den Tempel schwimmt,
 Die Säulenstämme schimmerten
 Um Spiel smaragdner Farben,
 Gleich Regenbogen klimmerten
 Der thauburchperlten Aeste Garben.

Und dorthin, nach des Ostens Wand,
 Mein Auge bleibt es festgebant,
 Dort steigt er, der sonnige,
 Der majestätisch wonnige,

Dort steigt der Hochaltar empor,
 Dort in des Walbesmünsters Chor,
 Die Sonne selbst die flammende
 Auf dem Altar der Wildniß,
 Ist das vom Himmel stammende
 Vollkommne Gottes-Ebenbildniß.

Der erste Waldgang.

Da vom Boden sprang ich auf
 Wie ein Reh, so leicht und munter,
 In den Wald nahm ich den Lauf.
 Hügelan und Berghinunter;
 Einem neuen König gleich,
 Der bereijet seine Gauen,
 Also wollt' ich nun mein Reich
 Auch, das dämmernde, beschauen.

Bäume fand ich da geschaart,
 Greise halbjahrtausendalte,
 Deren Rindenleib ein Bart
 Von ergraute'm Moos umwallte,
 Doch der Wurzeln Knorrenkraft
 Und die Kronen stolz erbrausend
 Strophen noch von Jugendkraft
 Für ein volles ganz Jahrtausend.

Wiesen fand ich hingeschmiegt
 Zu der prächtigen Riesen Zühen,
 Rings von ihnen eingewiegt
 Schattig, schlummerten die süßen,
 Aus dem Grünen blickten licht
 Weiß und rothe Blumenköre,
 Wie ein Kindesangeßicht
 Eingehüllt in leise Fldre.

An die Stämme lehnt' ich mich
 Mit erhabenem Nehagen,
 Zu die Matten beugt' ich mich
 Mit bescheiden scheinem Zagen:
 Jene kühlten mir die Brust,
 Daß mein Herz wie Eisen pochte,
 Diese reizten mir die Lust,
 Daß zu weinen ich vermochte.

Menschen! o, wie seid ihr klein
 Neben diesen Waldesriesen,
 Wie seid ihr von kaltem Stein
 Neben diesen warmen Wiesen!
 In die Arme schloß ich traut
 Die geliebten Waldgebilde;
 Jeden Strauch begrüß' ich laut,
 Hilfernd durch mein Waldgefilde.

Jetzt verschwunden um mich her
 War das lebensvoll Belaubte,
 Und ein schwarzes Tannenmeer
 Bogte über meinem Haupte;
 Immer finst'rer wand der Pfad
 Sich zur Höhe, immer gäher,
 Plötzlich thürmet schroff gerad
 Sich ein Felsen vor den Späher.

Ha, Granit! Zurückgeprallt
 Hob in Ehrfurcht ich die Blicke,
 Und die schwindelnde Gestalt,
 Wahrlich, mir erschien's, sie nickte!
 Zu, sie nickte, beugte sich
 Als ein Wasserfall hernieder,
 Und sie sang gewaltiglich
 Zu mein Ohr melod'sche Lieder:

Freund des Waldes: scholl ihr Sang,
 Sei in meiner Klust willkommen,
 Wohl hab' ich den Echoklang

Deiner Gr \ddot{u} ße hell vernommen,
 Die dem Walde du gebracht,
 Meinem Sohne, meiner Ehre,
 Den aus meines Rufens Schacht
 Ich mit meiner Milch ernähre.

Freund des Waldes! steig' herauf
 An mein Antlitz, sonder Fangen,
 Und von meiner Schultern knauf
 Ueberichau' des Waldes Prangen!
 Hier vom hohen Vogelsitz,
 Wird die Sch \ddot{o} nheit ohne Fehle
 Deines Freundes, wie ein Blis
 Treffen deine trunkne Seele!

Uben stand ich, sah hinaus
 Auf den Wald, den ungeheuern,
 Sah hinab zum Felsenbraus,
 Der ihn tr \ddot{u} nkte, meinen theuern,
 Sah empor zum Himmelsblau,
 Das verkl \ddot{a} rend uns umschwobte
 Bis um Fels und Waldesau:
 Gott den Sternenmantel webte.

Das Reh.

Des Waldes Fee,
 Schlankzierlich Reh,
 Du trittst herfür
 So leis aus des Geb \ddot{u} sches Th \ddot{u} r,
 Und lagerst dich spielend in Klee.

Des Waldes Fee,
 Schlankzierlich Reh,
 Du streifest rund
 Die Bl \ddot{u} th \ddot{e} n ab mit zartem Mund,
 Und n \ddot{a} hrt dich vom duftenden Schnee.

Des Waldes Fee,
 Schlankzierlich Neh,
 Du hebst empor
 Den schönen Hals, das spitze Ohr.
 Damit ich in's Auge dir seh'.

Des Waldes Fee,
 Schlankzierlich Neh,
 Was du gewollt,
 Gelang dein braunes Neuglein hold
 Es schuf mir ein reizendes Neh.

~~~~~  
**D a s E c h o.**

Echo von der Felsenhalbe,  
 Du mein einziger Freund im Walde,  
 Ach, mich zieht es hin zu dir,  
 Willst du plaudern heut mit mir  
 Hier im trauten Ehezimmer?  
 „immer.“

Immer auch muß ich's verflünden  
 Laut, daß aus den tiefsten Gründen  
 Deiner Brujt es donnernd hallt  
 Und zurück an's Ohr mir schallt:  
 Wie die Einsamkeit mich freuet!  
 „reuet.“

Reuet? dir gefällt's zu scherzen,  
 Heiter bist du heut von Herzen;  
 Ja, in diesem Hauberhain  
 Lachet Alles, selbst der Stein  
 Rings im Kreis des Felsenwalles!  
 „alles.“

## P. Gall Morel.

Pater Gall Morel wurde den 24. März 1803 in St. Fiden, Kt. St. Gallen, geboren. Er machte die Schule bis zur 4. Gymnasialklasse in St. Gallen durch, kam Anfangs 1818 nach Einsiedeln, trat 1820 in's Kloster, wo er seither mit Ausnahme einiger Balanzreisen und eines Jahres Aufenthalt in Italien, verblieb und seit 1826 an der dortigen Klosterschule wirkte, welcher er seit längerer Zeit als Rektor vorsteht. Seine Schriften sind meist fragmentarisch gehalten; größere Sammlungen von Gedichten erschienen erst 1852 und 1858 bei Benziger in Einsiedeln („Waldblumen“ 1861, und „Cäcilia“ 1863; „Jugend- und Schultheater“ in Auggsburg bei Lampart); ferner Gedichte zur „Galerie von Stahlstichen“ nach Deschwenden u. A. seit 1861 bei Benziger, welche Sammlung gegenwärtig noch fortgesetzt wird. Zahlreicher sind seine historischen und andere Schriften, aus denen wir eine Skizze, betitelt „Italien und die neuere Kunst“, aus dem Jahr 1865 hervorheben, worin der Verfasser sich als einen denkenden Kunstverständigen bewährt, namentlich der christlichen Kunst das Wort redet und einen höhern Aufschwung der Kunst überhaupt nur von der Rückkehr zu der gefunden, positiven Basis des lebendigen Christenthums erwartet.

Gedichte von Pater Gall Morel. Einsiedeln, Druck und Verlag von Gebr. Karl u. Nikolaus Benziger, 1852.

Gedichte von Pater Gall Morel. Zweite Sammlung. Ebenbaselbst, 1859.

Ein Vorzug der Gedichte von P. Gall Morel, der um so stärker in's Gewicht fällt, weil eine große Zahl schweizerischer Dichter es sich in dieser Beziehung bisher sehr leicht gemacht hat, ist ihre schöne Form, die bisweilen an die Klarheit und Durchsichtigkeit des südlichen Himmels erinnert. Morel's Dichtungen verrathen durchweg das Studium unserer großen Meister; sie wurzeln sämmtlich in einer aus dem Schaum des Lebens abgeklärten religiösen und ethischen Weltanschauung, die sich mit Geist und Milde kund gibt. Die meisten dieser Gedichte, in denen sich weniger eine blühende Phantasie, als ein tiefes Gefühl und ächte poetische Empfindung ausspricht, gehören der tiefern religiösen Lyrik an; der Dichter leistet aber auch in der Legende und Erzählung Schönes und zeigt in den „Vermischten Gedichten“, daß er zum Leben der Welt und allen großen Inte-

ressen der Gegenwart in der edelsten und lebendigsten Beziehung steht. Als ein muthiger und gewandter Kämpfer vertheidigt er, nicht mit der Fackel des Fanatismus, sondern mit der sanften Leuchte christlicher Liebe die ewige Burg des Christenthums, die über jedes Bekenntniß hinausragt; „die Muse (sagt er) soll beruhigen, nicht grollen“. Wir stehen nicht an, P. Wall Morel den bedeutendern Dichtern unsers Vaterlandes beizuzählen.

### Die Glashütte.

Intra.

Wie das glüht und sprüht und knittert!  
 Wie der Qualm die Nacht durchzittert!  
 Ha, in diesem Höllenreich  
 Werden Felsenblöcke weich!  
 Wie in solchen rothen Gluthen  
 Die geringste Madel weicht  
 So wird in des Unglücks Kluthen  
 Engelrein der Geist gebleicht.

Seh' ich Glas sonst so gebrechlich,  
 Das im Tenschlund gemächlich  
 Dort der Bursch wie Bänder biegt?  
 Dem es sich so willig schmiegt?  
 Durch des Glends Gluth gezogen  
 Etählet sich das Herz zur Pflicht,  
 Manchmal wird es wohl gebogen,  
 Doch gebrochen wird es nicht.

Und so ist's — nur weich und milde  
 Fügt das Glas sich zum Gebilde;  
 Im durchglühten Feuerherd  
 Wird der Edelstein bewährt;  
 Drum, wenn auch der große Meister  
 Seine Treuen säutern will,  
 Laßt euch bilden, edle Geister,  
 Duldet, harret froh und still!

Welch' Gefäß sich hier bereite,  
 Weiß der Meister nur allein,  
 Ob er's für die Freude weichte  
 Oder für den Leidenswein.  
 Eines wolle nicht vergessen:  
 Ein Juwel bewahrest du,  
 In gebrechlichen Gefäßen  
 Trägt du es dem Himmel zu.

### Auf dem Splügen.

Aus Italien kommend.

Holbe Fluren, klare Seen,  
 Land des Segens, Land der Ruh,  
 Von den öden Felsenhöhen  
 Ruf' ich Lebenswohl dir zu!  
 Ach es eilt das Aug' vergebens  
 Nach dem fernen Paradies,  
 Wo ich treu dem Gang des Lebens  
 Eine Wunderwelt verließ!

Somariva's Myrthenhaine,  
 Holbe Cadenabbia,  
 Die im Abendsonnenscheine  
 Gestern ich entzückt noch sah;  
 Reichgeschmückte Traubenhügel,  
 Lorbeer- und Jasmingesträuch,  
 Auf des Geistes schnellem Flügel  
 Gil' ich noch einmal zu euch.

O noch einmal, traurer Rächer,  
 Nimm den frohen Pilger an,  
 Wieg' ihn auf der Spiegelflachen,  
 Hellen Fluth in sanftem Lauf!  
 Und ihr dunkeln Vorbergänge,  
 Vor der Mittagssonne Stich,

Vor verhaßter Menschenmenge,  
Dichte Schatten, schützet mich.

Doch, wen seh' ich plötzlich winken?  
Eine riesige Gestalt  
Wandelt von des Eplügen Zinken  
Auf mich zu, und donnert: „Halt!  
Welch ein Wimmern wie von Zwergen  
Schändet diesen heil'gen Ort?  
Ich, der Alte von den Bergen,  
Künde dir ein ernstes Wort:

„Fort mit solchen Weiberthränen,  
Berglust trockne schnell sie auf!  
Laß dies unverkünd'ge Sehnen,  
Vorwärts richte deinen Lauf!  
Wandle festen, raschen Trittes  
Durch die Felsentrümmer hin,  
Jede Mühsal jeden Schrittes  
Bringt dir herrlichen Gewinn.

„Sieh, wie jene Helbenseelen,  
Welche spät die Nachwelt preist,  
Rauhe Pfade sich erwählen;  
Denn auf Rosen welkt der Weist.  
Nur durch fortgesetztes Ringen  
Nach dem schwererrung'nen Ziel,  
Kräftigt du des Geistes Schwingen,  
Abelst du des Lebens Spiel.

„Wie aus Welschlands schönen Weiten  
Rauhe Alpenpfade nur  
Zu der Schweizerheimat leiten,  
So läuft deines Lebens Schnur.  
Zu der wahren Heimat droben  
Wirst du nur durch Kampf und Müß'  
Muthbeseelt emporgehoben,  
Wand'rer, auf, erkämpfe sie!“





### Mein Dörfchen.

Auf einer Anhöhe bei St. Gallen.

Nun seh' ich so froh auf mein Dörfchen hernieder,  
 Mein Gärtchen, mein Häuschen erblick' ich dort wieder;  
 Dort lag ich in Bindeln im stillen Gemach —  
 Da sprang ich so lustig auf blumigten Wiesen,  
 Und träumte von Feen und grüntlichen Riesen,  
 Und pflückte mir Blumen am murrenden Bach.

Dort sah man um Nichts zu entflammten Partheien  
 Die furchtbaren Kämpfer sich trotzig entzweien,  
 Dort kirrten die Schlitten auf eisiger Bahn;  
 Dort knallten die winzigen Schlüsselkanonen,  
 Dort zogen wir fürder in Prozessionen,  
 Mit Stola und Chorhemden angethan.

Dort horchten wir später in laubigen Gängen  
 Entzückt des Ioniers Helbengesängen,  
 Das Dörfchen erhob sich zu Priamos Stadt.  
 Da sahn wir die griechischen Schiff' in den Teichen,  
 Und jubelten laut bei des Ithakers Streichen,  
 Und weinten bei Hektors Geschichte uns satt.

O Tage der Jugend, wie sehnsuchterregend,  
 Wie kummererflückend, wie seelenbewegend  
 Erscheint euer Bild im Gemüthe des Mann's!  
 Wie träumt er sich wieder hinein in dies Leben,  
 Das Unschuld und Einfalt mit Blumen umgeben,  
 Hinein in die Tage des lieblichsten Wahn's!

Doch nein, er muß wachsen; doch nein, er muß weiter  
 Hinan auf den Sprossen der himmlischen Leiter,  
 Zum hohen verheißenen Lande hinan.  
 Wohl blickt er hinab in die Thäler voll Rosen,  
 Hinab in der Jugend vollblühendes Gosen,  
 Doch bricht er zum Land der Verheißung sich Bahn.

Und muß er auch endlose Wüsten durchwallen,  
 Und wird er von feindlicher Schaar überfallen,  
 Er folget der Säule voll glühender Pracht;  
 Und was er im Lande der Jugend nur träumte  
 Das findet er, wenn er die Zeit nicht verkümmerte,  
 Als lohnende Wahrheit zum Leben erwacht.

### Der heilige Sänger.

Auf der Argo Rücken zogen  
 Durch des Hellepontos Wogen  
 Hellas Heldenjohne hin.  
 Stark in Kampf und Ung. wittern,  
 Wußten sie von keinem Zittern,  
 Und Gefahr war ihr Gewinn.  
 Riesen und Harpyen stoßen  
 Vor der kühnen Junglingschaar,  
 Und der Symplegaden Drohen  
 Legte sich auf immerdar.

Wer entbot den kühnen allen  
 Ueber Meeresfluth zu wallen? —  
 Sie entbot des Ruhmes Schein.  
 Nach dem Fließe ging ihr Streben,  
 Und sie setzten froh ihr Leben  
 Für den hohen Kampfpriß ein,  
 Nach dem Fließe, das im Haine  
 Des Barbarenkonigs hing,  
 Strahlend in dem goldnen Scheine  
 Wie der Sonne Flammenring.

Eines Tages, da so helle  
 Schmeichelnd süß und ohne Welle  
 Lächelte die blaue Fluth,  
 Da sie nahe dem Gestade  
 Führen durch die nassen Pfade,  
 Jeder matt vom Kampfe ruht:

Horch, da tönt ein süßes Zingen  
 In der Argonauten Ohr,  
 Und die Heldenjöhne schwingen  
 Rasch sich von dem Sitz empor.

Wunderliebliche Sirenen  
 Sangen von der Liebe Thränen,  
 Von der Ruhe nach dem Streit,  
 Von den sanften Rosenketten  
 Auf den weichen Polsterbetten,  
 Wo das Herz der Luft sich weicht,  
 Sangen süße Zaubertlieder  
 Dir, Anadyomene.  
 Ach es halt so lieblich wieder  
 Vom Gestad her über'n See!

Auch die Lust der Göttermahle  
 In dem reichgeschmückten Saale  
 Briesen sie mit Klötenton;  
 Ländeln, spielen, schmeicheln, scherzen  
 Liebesrausch bei Amors Kerzen  
 Sei der Helden schönster Lohn!  
 „Aber weg mit den Gefahren,  
 Weg mit Kampf und Siegeslaut,  
 Nur der Freuden leichten Schaaren  
 Leffne sich die Menschenbrust!“

So durchklang ihr Lied die Wogen,  
 Und die Griechenjöhne sogen  
 Unbewußt den Gifttrank ein.  
 Da vergaß die Heldenjugend  
 Schnell den hohen Preis der Tugend,  
 Und das Fließ in Ares Hain.  
 „Rückwärts, Freunde! wir sind Ehoren,  
 Kämpfend gegen die Natur,  
 Jenes Fließ ist längst verloren,  
 Kehren wir nach Argos Hur!“

Wieder höret man von Andern:  
 Nein, nach Lesbos laßt uns wandern,  
 Heim in unsrer Weiber Arm!  
 Andre zog es aus dem Schiffe  
 Nieder zur kry stall'nen Tiefe,  
 Und schon tobt der ganze Schwarm.  
 Da erhob vom hohen Sitze  
 Sich der heil'gen Muse Sohn,  
 Seine Blicke waren Blitze,  
 Donner seines Mundes Ton.

„Weiber“ klang's aus Orpheus' Munde,  
 „Weh, nun droht dem Heldebunde  
 Ew'ge Schande, ew'ge Schmach!  
 Griechen, auf, gebt mir die Feier,  
 Sie ertön' in hoher Feier,  
 Und die Nachwelt hall' es nach!“  
 Sprach es, und die Saiten rauschten,  
 Wie der Sturm den Hain durchsaut.  
 Schiff und Fluth und Ufer lauschten,  
 Da der Hochgesang entbraust.

Schamroth sah'n die Helben nieder,  
 Da der Mann im Sturm der Lieder  
 Höchste Schönheit offenbart;  
 Denn er sang, wie einst die Sonnen,  
 Aus der Urnacht Schooß entronnen,  
 Wie sich Stern zu Stern geschaart;  
 Sang vom großen Weltgetriebe,  
 Das kein Sterblicher noch sah,  
 Und von dir, o heil'ge Liebe,  
 Himmlische Urania!

Und er sang von alten Sagen:  
 Wie die Götter einst geschlagen  
 Mit der Riesen roher Macht,  
 Sang vom Kampfe der Giganten,

Die zum kühnsten Sturme raunten,  
 Sang von der Titanenschlacht.  
 Dann erklang das Lob der Götter  
 Und der Weisheit Ruhm erklang;  
 Und des Vaterlandes Retter  
 Ward erhoben im Gesang.

Aber mit den reichsten Löhnen  
 Pries der Held den Griechenöhnen  
 Dich, der Tugend goldnes Fließ,  
 Alles lehrt er eher missen,  
 Selbst Athene's hohes Wissen  
 Und Kronion's Macht, als dies.  
 Doch des Sängers Lied verhallte,  
 Da er so die Tugend pries,  
 Denn der Helden Ruf erschallte:  
 Schwerter aus! das gold'ne Fließ!

~~~~~

An die Nacht.

Komm' du Stab der Müden,
 Komm' in dunkler Pracht,
 Reich an Trost und Frieden,
 Komm', o süße Nacht!
 Wirf den Sternenschleier
 Ueber mein Gemüth,
 Das in stiller Feier
 Dir entgegen glüht.

Komm' auf gold'ner Brücke
 Durch der Dämm'ring Thor,
 Und die matten Blicke
 Zieh dorthin empor,
 Wo in tausend Sonnen
 Eine Sonne strahlt,
 Wo aus Glanz gesponnen
 Gottes Schrift sich malt.

Gräber nur und Thränen
 Gibt die Spanne Zeit;
 Dort verstummt das Sehnen.
 Quillet Seligkeit.
 Dort zerfließt die Klage,
 Die das Herz verzehrt,
 Wo zum lichten Tage
 Sich die Nacht verflärt.

Dort, in Gottes Garten,
 Werden hochbeglückt
 Mein die Lieben warten,
 Die der Tod gepfückt.
 Daß ich jetzt schon bringe
 In ihr Lichtgefäß,
 Komm' o Nacht! und bringe
 Mir im Traum ihr Bild.

Des Klausners Nachtgesang an die Erde.

Ich trete vor mein enges Zellenfenster,
 Und blick' hinaus, in's stille Dunkel hin.
 Was träumst du, Erde, still und feierlich?
 Was schlummerst du so wunderbar und leise?
 Dich hat die Mutter, die für Alle sorgt,
 Die heil'ge Vorsicht hat dich eingemiegt
 Zum süßen Schlaf. Sie zog den dunkeln Schleier
 In großen Fogen über deine Wiege,
 Daß nicht der höhern Sonne Licht dich blende.
 Sie legte dich so sanft in's weiche Bettlein,
 Und wach mit Sternenaugen über dir,
 Mit ihrer Liebe sanften Augensternen.
 Du athmest noch in leisen Abendlüften,
 Als schwebten bange Träume über dir.
 Es rauscht und schlägt wie raschbewegte Pulse
 In allen Adern deiner Bäch' und Ströme.
 Was schlägt dein Puls so stark? Erseufest du,

Weil über dir, der Friedlichlieblichen,
Die Menschenkinder haßentflammet wandeln?
Wie, oder klagst du, daß sie sich von dir
Zu Unnatur und Erug und Arglist wenden? —

Vergiß die Menschen, gute Tellus, sieh',
Auch sie bezwingt der Friedespender Schlaf,
Und auf und neben dir schlägt manches Herz,
Das lieblich träumend herben Gram vergißt.

O schlumm're, gute Erde, schlumm're fort,
Erwecke nicht mit deiner Stimme Donner
Den Armen, der von Seligkeiten träumt,
Den Kranken, der nach hangburchächstem Tag
Mit dir den Schlummer fand. O jag' ihn nicht
Mit deines Odems Brausen aus den Fluren
Des Glücks, die er so lang entbehrte!

Wie schön, o Erde, ist dein sanfter Schlaf,
Ich küsse deine Stirn', nun, gute Nacht:
Auch mich umfasse nun der Vorsicht Arm.
Ich lege mich in ihre Wiege nieder,
Um halb mit dir, o Erde! aufzustehn,
Wenn's dämmert auf den morgengrünen Hügeln,
Und dann die Mutter sichtbar wieder kommt,
Das schöne Licht in ihrer Hand, und fröhlich
Die Kinder weckt. — Wenn dann die Blumen alle
Die Augen wieder öffnen, dann erwache
Auch ich aus meinen Träumen, hebe Aug'
Und Hand empor zum gottgesandten Licht,
Und spreche: Heil der großen heil'gen Mutter,
Der weisen Vorsicht, die zur rechten Stunde
Die Kindlein allesammt zu Bette bringt,
Und wieder sie zum muntern Spiele ruft!
Ihr will ich folgen, wie die Sterne folgen,
Bescheiden, still, doch unermüdet wandelnd,
Und lieblich glänzend um die Brudersterne.
Und wenn sie mich zum letzten Schlafe ruft.
Es sei! ich folg' auch dann der Gütlichen;
Der letzte Schlaf ist ja kein ewiger,
Ist ja nur Schlummer vor dem ew'gen Tag.

Die Insel.

Mit goldner Abendgluth begossen,
 Vom Wogenkranze rings umflossen
 Wie schwimmst du, Insel sanft dahin!
 O du, gleich frommen Eremiten
 Vom Weltgewühle abgeschnitten,
 Des Sees stille Klausnerin!

Es mag im Glanze deiner Auen
 Nicht satt das frohe Aug' sich schauen,
 Nicht satt in deinem Blüthenschnee.
 O schöner Kranz' von Frucht und Reben,
 Von Hügeln, die sich sanft erheben,
 Von rosenarb'nem Wiesenflee!

Daß ich auf dir ein Hüttchen fände,
 Du lachendfreundliches Gelände,
 Und einen Freund im niedern Dach!
 Da flössen uns dahin die Stunden,
 Zu Seeleneinklang eng verbunden.
 So lieblich wie der Silberbach.

An deinen Ufern wollt' ich träumen,
 Wollt' ich sinnen unter deinen Bäumen,
 In seliger Vergessenheit!
 Ach wär's vom Schicksal mir beschieden,
 Wie lebt ich ruhig und zufrieden,
 Von Sorge fern und fern von Neid!

Und löf'te sich mein Lebensstempel,
 So baute mir der Freund am Hügel
 Ein Mal am selbstgepflanzten Baum.
 Dort würbe sich die Grabchrift heben:
 „Hier lebt' er ein beglücktes Leben,
 Hier träumt er auch den Tobestraum.“



Stilles Wirken.

Blumen blühen
 Und verbühen,
 Sterben, sinken hin;
 Ach, es welken
 Rosen, Nelken,
 Tulpen schnell dahin.

Schnell verbühen,
 Dann entfliehen
 In der Zeiten Schooß,
 Ist das alte,
 Tödtlich kalte,
 Ist der Schönheit Loos.

So verbühet
 Und entfliehet
 Manche gute That,
 Hingefüet,
 Weitverwehet
 Nach des Himmels Rath.

Doch an stillen
 Samenhüllen
 Lebt die Zeit ihr Recht,
 Vielgestaltig,
 Hundertfaltig
 Blüht ein neu Geschlecht.

In entseelten
 Blumenwelken
 Darf Nichts untergehn,
 Und der Thaten
 Geisterstaaten
 Sollten nicht erstehn!

Sie sind bleibend,
 Knospentreibend
 In der Zeiten Flucht,

Denn ihr Leben
 Und ihr Streben
 Zeuget Himmelsfrucht.

Selig die Barmherzigen.

Qualdurchdrungen, schuldbeladen
 Sant die Gebrecherin
 Vor dem reichen Quell der Gnaden,
 Vor dem Seelenretter hin.
 Mit des Schlangengefühles Beben
 Wagt sie nicht den Blick zu heben,
 Und vom Keueschwert durchbohrt
 Ahnt sie schon des Richters Wort

Aber aus des Richters Munde
 Tönt nur Gnad' und Vaterhuld.
 O der göttlich schönen Stunde
 Da Er tilgte solche Schuld:
 Da Er so verzeihen lehrte,
 Da Er's durch die That bewährte:
 Opfer habt ihr Mir geweiht,
 Doch ich will Barmherzigkeit!

Ja Barmherzigkeit und Milde
 Macht uns den Engeln gleich,
 Bildet uns nach Gottes Bilde,
 Macht durch frohes Geben reich:
 Ja zum Höchsten, dessen Sonne
 Auch den Hösen spendet Wärme,
 Saget, wer verzeihen kann,
 Uebermenschlich groß hinan.

Phokas, der Gärtner.

Er stand in seinem Garten,
 Ein stiller frommer Greis,
 Der Blumen treu zu warten
 Und stuzend manches Reis.

Der Herbstwind spielt im Laube,
 Und weht vom Hügel her,
 Dort glüht die Purpurtraube
 Von süßem Nektar schwer.

Da bricht in sanfte Klage
 Der graue Gärtner aus:
 „Wie kurz sind jetzt die Tage?
 Die Vögel zieh'n nach Haus,
 Der Schmutz entsinkt den Bäumen,
 Es stirbt die Rose art,
 Kein Blümchen will mehr keimen,
 Das Blut der Erde starrt.“

„Und ich, was soll ich Alter
 Noch auf der Erde thun?
 Ein Nordwind mahnt, ein kalter,
 Im Kämmerlein zu ruhn.
 O wären meine Glieder,
 Des Martertodes werth!
 I sänt' ich wie die Bräuber
 Von des Verfolgers Schwert!“

Und horch, da schallen Tritte,
 Unfern der Weierei,
 Es naht im raschen Schritte
 Ein Reiterpaar herbei.
 „Du sollst uns heut bewirthen,
 Grauhaariger Gesell,
 Weil wir hieher verirrtten,“ –
 Begann der Eine schnell.

Der fromme Gärtner nickte
 Und trat in's kleine Haus,
 Und sich zum Kochen schickte;
 Gar einfach war der Schmaus
 Doch war der Wirth so heiter,
 So lieb und gut gesaunt,
 Daß selbst die rohen Reiter
 Ob seinem Thun erstaunt.

Des Greises heit're Mienen
 Geboten ihm zu traun'n,
 Und einer sprach aus ihnen:
 „Nör' Gärtner, im Vertran'n,
 Wir wurden ausgefendet
 Zu einem Phokas hin,
 Der lebt als Christ verblendet,
 Sein Fang bringt uns Gewinn.“

„Den will ich bald euch bringen,“
 Sprach Phokas still erfreut;
 Sein Fang muß mir gelingen;
 Nur gönnt mir kurze Zeit.“
 „Topp,“ riefen froh die Knechte,
 Als das der Greis versprach,
 Und boten ihm die Rechte:
 „Den Christen Lob und Schmach!“

Sankt Phokas aber eilte
 In's stille Kämmerlein,
 Wo betend er verweilte
 Durch Nacht und Tag allein.
 Er theilt die kleine Habe
 In Gil' den Armen aus,
 Und wählste sich zum Grabe
 Ein Plätzchen nah' dem Haus.

Und als die Sonne wieder
 Hinabgesunken war,
 Da stieg er fröhlich nieder,
 Stellt sich den Schergen dar:
 „Da habt ihr, den ihr suchet,
 Der reif zum Tode ist,
 Der euern Göttern fluchet,
 Phokas bin ich, der Christ.“

Wie stannen jetzt die Reiter,
 Wie wird ihr Herz erweicht,

Als Phokas sanft und heiter
 Die Hand den Ketten reicht!
 Von Scham durchglüh't wandte
 Sich weg ihr Angesicht,
 Doch Phokas selbst ermahnte:
 „Erfüllet eure Pflicht.“

So fand das schönste Ende
 Des Weises Lebenslauf,
 Er gab in Gottes Hände
 Den Geist so ruhig auf;
 Und eilte in den Garten
 Wo keine Stürme weh'n,
 Und Blumen aller Arten
 Am Thron des Höchsten seh'n.

~~~~~

### Der Goldschmid

„Da habt ihr Gold und Edelstein;  
 Nun, Meister, fertigt mir recht fein  
 Ein schönes Kreuzifix daraus,  
 Zur Zierde meinem Marmorhaus.“  
 Der Reiche sprach's, der Goldschmid nimmt  
 Den Auftrag an, wie sich's geziemt.  
 „Was ihr begehrt, das soll gescheh'n;  
 Ein Meisterstück, ihr werdet seh'n,  
 Ein Wunder an Gestalt und Pracht.“  
 Der Reiche ging, der Meister dachte:  
 Mein Bursche ist geschickt und treu,  
 Er führt, wie schwer das Werk auch sei,  
 Es immerdar nach Wunsch mir aus;  
 „He Bursche, komm geschwind heraus,  
 Da hast du Gold und Edelstein,  
 Draus fertige ein Kreuzbild fein.“  
 Der Bursche nickt bescheidenlich,  
 Und schickte schnell zur Arbeit sich.  
 Nun als er all das Gold geschaut,

Hat sich der Jüngling sehr erbaut,  
 Und dachte: „Dieser fromme Mann  
 Hat viel zu Gottes Ehr' gethan;  
 Und ich, ein armer Lehrling, ach  
 Ich bin so elend, arm und schwach —  
 Doch ob ich auch ein Bettler sei,  
 Mein kleines Schärlein leg' ich bei.“  
 Er sprach's und legte zu dem Gold  
 Den Rest von seinem Monatslohn,  
 Und bilbet dann zu Gottes Preis  
 Das Kreuzifix mit großem Fleiß.  
 Die Arbeit macht das Herz ihm groß,  
 Daß oft das Aug' ihm überfloß,  
 Wenn er mit frommem Geiste sann,  
 Wie viel der Herr für ihn gethan.  
 Das schwebt ihm vor wohl Tag und Nacht;  
 So hat er bald zu Stand gebracht,  
 Was ihm der Meister auftrug. —  
 Nun kommt der reiche Herr und wägt  
 Des Burschen Arbeit, ob ihr nicht  
 Etwas gebreche am Gewicht.  
 Und wie er nun mit Sorgfalt späht,  
 Wie seiner Waage Jünglein steht,  
 Da ward ihm alsbald offenbar  
 Daß das Gewicht zu groß nur war.  
 Rasch fuhr der Herr den Meister an:  
 „Das, Falschet, hast du mir gethan!“  
 Der Meister aber wandte sich  
 Und sprach zum Burschen fürchterlich:  
 „Bekenne, schändlicher Gesell,  
 Bekenn' es laut und auf der Stell'.  
 Wie dieser Mann durch Hinterlist  
 Von dir betrogen worden ist.“  
 Der Jüngling sprach erschrocken nun:  
 „Ach Herr, was könnt' ich Bessers thun?  
 Ich hab aus meinem kleinen Gold  
 Vermehret euer Opfergold,  
 Damit mein Heiland am Gericht

Ein gnädig Urtheil für mich spricht "  
 Daß hört erstaunt der reiche Herr  
 Und fordert dessen die Gewähr.  
 Der Jüngling schwur bei Gottes Ehren,  
 Daß Alles laut're Wahrheit sei.  
 Der Meister selbst belobte nun  
 Des Bursch'n christlich frommes Thun.  
 Da sprach der Herr: „Wohlan, zum Lohn  
 So schöner That sei du mein Sohn.  
 Will du im Stillen das gethan,  
 Zah Gott in Huld dein Tzifer an,  
 Und auch das meine wird bezahlt,  
 Ich war ja kinderlos und alt,  
 Nun wird mir noch ein Sohn besichert.  
 Der Herr sei ewiglich geehrt!

### Deutscher Dichterwald.

„Singe, wem Gesang gegeben  
 In dem deutschen Dichterwald:  
 Das ist Freude, das ist Leben,  
 Wenn's von allen Zweigen schallt.“

Seit der Mei er das gesungen,  
 Freute sich der Zänger Schaar,  
 Einer wandert von den Jungen  
 In den Wald hinaus sogar:

Predigt dort den Vögelschaaren,  
 Predigt recht mit Herzensdrang,  
 Was der Meister wohlterfahren  
 In besagten Versen sang.

Und sein Wort fiel nicht dau:ben,  
 Nam den Vögeln eben recht:  
 Mir ist auch Gesang gegeben,  
 Nachten Sperber, Hink und Specht.

Da kam Freude, da kam Leben  
 Zu den deutschen Dichterwald,  
 Als die Vögel sich erheben,  
 Und ihr aller Lied erschallt.

Rufst, groß in den Eadensen,  
 Keim untrüglich in dem Keim,  
 Staubt mit diesem Keim zu glänzen,  
 Süß und hell wie Honigseim.

Spaz, mit selbstzufriednen Blicken,  
 Zwitschert laut durch Hain und Flu,  
 Allen Spaken zum Entzücken:  
 Späpchen, Schäschen, Späpchen nur.

Und der Storch auf hohen Stelzen  
 Hat mit seines Schnabels Wucht,  
 Pracht und Anmut zu verschmelzen  
 Nest zum erstenmal versucht.

Doch des Hahnes lautes Krähen  
 Krächt: wir sind für Freiheit reif;  
 Stolz wie ihre Fahnen wehen,  
 Weht dabei sein buntes Schweif.

Uhu tief im Burgeschatten,  
 Mit gelehrtem Angesicht,  
 Heult ein Epos mit Citaten  
 Von Muspillis Weltgericht.

Hänfling, Heißig, Wachtel singen,  
 Selten Lerchen zwischenein;  
 Swar ein Krähen, Klappern, Klingen  
 Durch den ganzen Dichterhain.

Weider bei dem lauten Schallen,  
 Das von allen Seiten gellt,  
 Haben nur die Nachtigallen  
 Ihre Lieber eingestellt.



Jetzt erschrock' sogar der Meister,  
 Der den Zauberspruch gethan,  
 Und die losgelassenen Geister  
 Nimmermehr beschwören kann.

Jeder Vogel noch zur Stunde  
 Um des Liebes Vorbeer wirbt;  
 Sang und Unfang macht die Kunde,  
 Bis der letzte Vogel stirbt.

### An einen jungen Dichter.

Dein Liederbuch hab' ich gelesen,  
 Da ist's mir gewesen,  
 Als seh' ich die Phaläne im Gedicht  
 Wie sie nach Licht,  
 Nach Luft und Wärme sich sehnt,  
 Wie sie die Hülle bricht,  
 Die zarten Glieder dehnt.  
 Das ist ein Ringen, ein Winden,  
 Die rechte Form zu finden!  
 Schon zittern kleine Flügel,  
 Schon dehnen sie sich aus;  
 Jetzt aus der Puppe Haus  
 Weh't's auf den grünen Hügel.  
 Dort in der Blumen Heiligthum  
 Wie schwirrt und schwärmt  
 Das junge Ding herum,  
 Von Sonnenstrahl erwärmt,  
 Von Honigseim berauscht!  
 Das hab' ich heute b'lauscht  
 Und mich gefragt!  
 Wie hat der Schmetterling gewagt  
 Den frühen Flug,  
 Der ihn so weit schon trug? —  
 Der innere Trieb, die Gotteskraft,  
 Die ist's, wie oft ein Wunder schafft.

Daß aus der Puppenhülle  
 Der Schmetterling sich reißt,  
 Und daß sich regt ein junger Dichtergeist.  
 Das fügt derselbe Wille.  
 Mir aber möcht es grauen,  
 Fast klingt's wie Todtenlage,  
 In längstverschwundene Tage  
 Zurückzuschauen,  
 Wo noch in jugendlichem Flug  
 Auch mich ein starker Flügel trug  
 Schon röthen sich die Blätter,  
 Verstummt ist das Weschmetter  
 Der Sängers in dem Hain.  
 Mir ist's ich steh' allein  
 Und bald sei's an Gefungen.  
 Wohl mir, es lebt in den Jungen;  
 Schon rauschet ihr Gesieder,  
 Ein Keim für bessere Lieder.  
 Was singen wir noch länger?  
 Fahr hin, ergrauter Sängers!  
 Nach höhern Ruhm mag ringen  
 Ein jüngeres Gedicht  
 Das mit gewaltigen Schwingen  
 Sich Bahn zum Himmel bricht.

### Das schlummernde Kind.

Schlaf wohl im Mutterarme.  
 Du Knabe trant und süß;  
 Noch träumst du, frei vom Harne,  
 Dein Kindheitsparadies.

Ach Kind, du wirst erwach'n.  
 Dein Träumen wird vergeh'n,  
 Die Augen, die dir lachen,  
 Du wirst sie weinen seh'n.

Est wird die Welt dich schlütteln  
 In Sturm und Wogendrang,  
 Wird dich wie Fischen rütteln;  
 Doch, Knabe, sei nicht bang.

Wenn dann die Stürme toben,  
 So thu' wie Mutter thut'  
 Erheb' den Blick nach oben,  
 Dein Gott ist mild und gut.

Wird ewig nicht verlassen,  
 Wer fest auf Ihn vertraut.  
 Wie kann der Schöpfer hassen,  
 Was seine Hand gebaut?

Du schläfst bereinigt ja wieder  
 Im kalten Lobtenschein,  
 Ginst lullen Grabeslieder  
 Zum letzten Schlaf dich ein.

Ruhst dann so still verborgen,  
 Vom Erdenbett bedeckt,  
 Und träumst bis dich am Morgen  
 Dein lieber Vater weckt.

### Der Magnet und sein Pole.

So hart es klingt,  
 So unbedingt  
 Ist doch das Wort zu fassen;  
 Wer lieben will, muß hassen.  
 Sucht einmal der Magnet den Norden.  
 So ist er Feind des Südens worden.

### Diamant.

Von reinster Einfalt nur wird Gott erkannt,  
 Nur reinster Kohlenstoff wird Diamant.

### Urkunde für Gottes Dasein.

In seinem Herzen spricht der Thor:  
 Es ist kein Gott! — Den Blick empor!  
 Der Brief ist aufgeschlagen  
 Die Wahrheit dir zu sagen,  
 Die Schrift glänzt in der Sterne Lauf,  
 Die Sonne flammt als Siegel d'rauf.

### „Der Dichter wird geboren.“

Das heißt nur, daß Natur  
 Den Dichter zeugen soll;  
 Jedoch genügt das wohl?  
 Lenkt nicht Verstand den Lauf des Schiffes?  
 Bedarf der rohe Demant nicht des Schwifes?

### Deutsche Poesie.

Ein Treibhaus künstlich angelegt,  
 Von Kunstbesessenen gepflegt,  
 Drein alle Zonen Pflanzen liefern,  
 Jedoch nur selten Eichen, Kiefern.  
 Was Deutschland deutsch hervorgebracht  
 Ist oft gar rauh und ungeschlacht.

### Kunst und Glaube.

Der Kunststümm wandert wie der Glaube  
 Und wird der Barbarei zum Raube.  
 Wird je für Kunst auf Erden  
 Nur eine Kirche werden?

### Kunstrichter.

Von Können stammt die Kunst,  
 Drum ist wie blauer Dunst,  
 Wenn Leute, die das Können missen,  
 So viel von Kunst zu reden wissen.

### Schauspiel.

Denk- und Sinnspiel war's den Allen:  
 Doch die Epigonen halten  
 Sich am Ausdruck, dem genauem;  
 Schauspiel dient allein dem Schauen.

### Das Wunder der Schöpfung.

Schon war der Bau der Welten fast vollendet,  
 Die Sonnen rollten rasch auf sichern Bahnen,  
 Die Ströme brauseten und die Blumen blühten,  
 Der Vogel schwang sich singend durch die Luft,  
 Im Brautgewande lachte schon die Erde.

Da rief Jehova seiner Engel Ernte  
 Vor seinen Thron. Sie kamen rasch gehorchend,  
 Verneigten sich, das Antlitz still verhüllend,  
 Und also sprach Jehova:

„Al' die Wunder,

Die meine Hand erschuf, habt ihr gesehn.  
 Was soll ich Bess'res noch und Größ' res schaffen  
 Als meines Werkes Preis und höchste Krone?“

Da hob das Haupt der Engel der Gewässer,  
 Und seine Stimme rauscht' wie Wasserbäche:  
 „Der Wunder viel, o Herr! hast du geschaffen  
 In deinen Wassern ohne Maß und Zahl,  
 In deinen Strömen, die die Länder tränken,  
 Und Quell und Meer und Bach lobt deinen Namen;  
 Doch tobt sind die Gewässer, und die Quelle

Vertrocknet oft, und dem Gebot der Schwere  
 Dient knechtisch jede Fluth. Erschaffe noch  
 Den Quell, der aus sich selbst die Cäfte sprudelt,  
 Die nie versiegend, lebenhauchend strömen  
 In Tiefen wie in Höhn, in Au'n und Wüsten,  
 In Millionen Betten lustig rinnen;  
 Den springquell der sich selbst erzeugt sich selbst  
 Bewegt und wie ein flammend Sonnenrad  
 Die Lebensfluth nach allen Enden gießt. —  
 So sprach der Engel der Gewässer.

Drauf

Erhob der Sonnenengel seine Augen,  
 In ihren Glanz vermag kein Mensch zu schauen,  
 Doch vor dem Wigen erblickten sie.  
 Er sprach in Flammenworten: „Herr des Lichtes,  
 Du hast in deiner Schöpfung weitem Saale  
 Des Lichtes wunderbaren Herd gegründet,  
 Mit Kraft und Wärme Alles zu durchbringen;  
 Doch mit dem Tage kämpft die dunkle Nacht,  
 Dem warmen Sommer folgt der eis'ge Winter,  
 Und von der Sonne bettelt Alles Wärme.  
 Weiß deine Flammen in ein Erdgefäße,  
 Das nicht erkaltet, wenn auch Sonnen schwinden  
 Das auch im starren Eisgebirge glüht,  
 Und das von keiner Fluth gelöscht, vielmehr  
 Die Fluthen selbst mit rother Gluth entflammt.“ —  
 Er sprach's und schwieg.

Nun nahte sich voll Ehrfurcht

Der Erde Engel — eilend sprach er also:  
 „Der Wunder ohne Zahl hast du in Höhlen,  
 In dunkeln Kammern deiner heil'gen Berge  
 Den Engeln zum Entzücken aufgehäuft  
 Hast dir die heil'gen Tempel selbst errichtet,

Mit Ehrensäulen selber sie gestützt  
 Und Edelsteine rings um sie gelegt.  
 Doch todt und starr und fühllos sind die Höhlen,  
 Kein Laut des Lebens schallt in diesen Kammern.

Erbau' uns eine Höhle die du lebst,  
 Und froh und unerschlaft in ihrer Wölbung  
 Die Kammern selber öffnend und verschließend,  
 Mit wunderbaren Tönen unaufhörlich  
 Zu deinem Ruhm sich reget und bewegt.“  
 Der Erde Engel neigte sich und schwieg.

Da klangen goldbefaltet Himmelscharfen,  
 Und sieh, der Engel Erster hob das Haupt  
 In schöner Majestät; mit Abendröthen  
 War seines Kleides Saum gewirkt. Er sprach:  
 „Die Himmel all' erfühlen deine Ehre,  
 Der Schöpfung tausend Riesenharfen klingen  
 Und jeder Stein und jede Blume wird  
 Zur Saite die von deinem Lobe singt.  
 Herr, eine Wunderharfe bauest Du;  
 Doch ach, sie selbst versteht ihr Loblied nicht.  
 Und Weiser müssen ihre Saiten schlagen;  
 Denn fühllos in sie für des Höchsten Ehre,  
 Gefühllos für die himmlischen Gefühle,  
 Die beim Gedanken Deiner sanft sich regen.  
 So baue denn aus Ihon dir eine Leier,  
 Die selbst erzittert, wenn dein Hauch sie rühret,  
 Die jeden Laut der Schöpfung wiederklingt,  
 Wenn er an ihre Saiten rührt, die Dank  
 Und Liebe, Mitgefühl in Schmerz und Freude  
 Und alles Schöne aus sich selber halt.  
 Das wird der Schöpfung höchstes Wunder sein.“  
 Raum war das Wort gesprochen, da durchzuckte  
 Ein Lichtstrahl alle Himmel, alle Weiser —  
 Die Schöpfung schwieg die Cherubim verstummten.  
 Jehova sprach. — Sein Wort vermöchte nicht  
 Ein Mensch zu hören und sein Leben retten. —  
 Er sprach: „Wohlan, was ihr begehrt, soll alles  
 In Einem Wunderwerk vollendet sein.“  
 Und Gott der Herr erschuf das Menschenherz,  
 Noch springt sein Lebensquell in tausend Andern,  
 Noch strömt es Muthen selbst in Eisgebirgen,  
 Noch zittern seine Kammern, seine Höhlen,

Noch klingt es, wie die Keilscharfe klingt,  
 Vom Hauch des tausendfachen Geists erregt,  
 Der Schöpfung allerhöchstes Wunderwerk.

### Drei Engel.

Drei Engel einst zusammen kamen,  
 Wohl Mancher hörte ihre Namen,  
 Doch Wenige verstehen sie;  
 Sie heißen Glaube, Hoffnung, Liebe  
 Und wenn ich tausend Bücher schriebe,  
 Ihr Lob erschöpft' ich dennoch nie!

Der Glaube sprach: „Die Menschen haben  
 Verachtet meine Himmelsgaben,  
 Verschmäht mein alldurchbringlich Licht!  
 Begreifen wollt ich ihre Binden,  
 Da schmähten mich die Ewigblinden:  
 Wir brauchen deiner Leuchte nicht!“

Die Hoffnung sprach: „An meinem Stabe  
 Stützt ich die Armen selbst am Grabe;  
 Den Stab zerbrach der Erbensohn.  
 Er wollte nichts von Hoffnung wissen,  
 Des Himmels Burgrecht ward zerrissen,  
 Nun buhlt er nur um Erbensohn.“

Die Liebe sprach: „Verhöhnt, vertrieben  
 Hat mich die Menschheit, die nicht lieben,  
 Nur hassen, freveln, fluchen kann.  
 Mein Blut hab' ich für sie vergossen;  
 Doch sie, sie hat mich weggeschossen,  
 Hohnlachend als mein Herzblood rann.“

Da sprach der Glaube: „Nun, die Thoren,  
 So seien sie in Nacht verloren,  
 Die nie ein Himmelsstrahl durchbricht!“



Mein Licht sie wollten's nicht ertragen,  
 So soll's denn einstens schrecklich tagen,  
 Wenn Engel rufen zum Gericht."

Dann sprach die Hoffnung: „Das Verbrechen  
 Der Hoffnungslosen streng zu rächen,  
 Sag' ich mich heut von ihnen los;  
 Doch sie, die nun so hoch sich tragen,  
 Sie werden in der Noth verzagen,  
 Denn finster ist des Crabes Schooß."

Jetzt sprach die Liebe: „Mag des Armen  
 Sich Glaub' und Hoffnung nicht erbarmen,  
 Die Liebe bleibt ihm ewig treu!  
 Ich kann den Irrenden nicht hassen,  
 Nicht seinem Loos ihn überlassen,  
 Denn meine Treu' ist ewig neu."

Ich stieg für ihn vom Himmel nieder,  
 Dem Sklaven gab ich Freiheit wieder,  
 Zum Himmel zeigt' ich ihm den Lauf,  
 Er bleibt mein Sohn, wenn auch verloren,  
 Mit Schmerzen hab' ich ihn geboren,  
 Und such' ihn noch mit Schmerzen auf."

Und find' ich ihn, den Langverlorenen,  
 In Schmerzen abermal Gebornen,  
 So führ' ich euch ihn wieder zu.  
 Ich lehr' ihn wieder glauben, hoffen:  
 Und steht ihm eini' der Himmel offen,  
 So folg' ich ihm zur ew'gen Ruh."

### Wie drei Bursche sich zurecht fanden.

Es führen drei Bursche durch Waldesnacht,  
 Die hatten den Tag wohl vieles gelacht.

Jetzt wurden sie still und forchten sich sehr,  
 Denn sie fanden den Weg und den Steg nicht mehr.

Da plötzlich von fern ein rettendes Licht  
Durch dicht bewach'nes Gesträuch bricht.

Und freier athmen die Pirsche nun auf  
Und richten dem Licht entgegen den Lauf.

Der Leuchthurm ist's, wie der Älteste meint,  
Der im Sturm zum Troste der Schiffer erscheint.

Der Andere spricht: „Der Magister wird's sein,  
Der studirt was Rechtes beim Lampenschein.“

Der Dritte meint: „Das Licht ist so fern.  
Am End' ist's gar nur der Abendstern.“

Oder ist's Frau Martha, die Tag und Nacht  
An der Wiege des kranken Kindleins wacht?“

Jetzt traten sie endlich durch Nacht und Graus  
Mit erleichteter Brust in's Freie hinaus

Da haben sie gleich das Kirchlein erkannt,  
Zu welchem das ewige Licht hat gebrannt.

Das Licht, das so spät noch der lustigen Schaar  
Durch gefährliches Dunkel ein Führer war.

Tief ward betroffen des Ältesten Herz,  
Er sprach: „Fürwahr durch die Seele mir fährt's.“

Wir ist, ich sollte das Räthsel verstehn,  
Wir haben wohl alle ein andres gesehn;

Wir haben gefaselt von mancherlei Licht,  
Und das rechte, das Eine erkannten wir nicht.

Und doch dies Eine der Leuchthurm ist,  
Der leuchtet im Sturme zu jeder Frist;

Und die Lampe des weisen Meisters blinkt,  
Die aus Nebel und Nacht zur Erkenntniß winkt.

Und der Stern ist's, der über der Erde hängt,  
Zu dem sich des Menschen Gemüth hindrängt;

Es ist die Mutter, die über der Wiege der Welt  
In den Armen die franke Menschheit hält."

Jetzt flackert die Lampe im Heiligthum  
Und die Lustigen werden ernst und stumm,

Und treten aus Nebel und Nacht hinein  
Zu das Kirchlein voll lieblichem Kampenschein.

### Das werdende.

Nicht das Fertige, das Reife  
Ist es, was ich gern ergreife,  
Weil ich der Verwesung nah  
Stets die reifsten Früchte sah.

Gebt mir jugendliches Währen,  
Das sich eist muß brausend klären,  
Gebt mir frisches Morgenroth,  
Dem zunächst nur Mittag droht.

Fertiges taugt nicht auf Erden,  
Alles muß hienieden werden,  
Keimen, sich entfalten, blühen,  
Zehrend glühen, und vergähen.

Alles Leben ist ein Wachsen,  
Ist ein Wechseln, um die Achsen  
Dreht sich, was in's Auge fällt,  
So Natur als Geisteswelt.

Wohl besteht das Wandellose,  
Nimmst wechselnd wie die Rose,  
Wie der Stern am Firmament;  
Doch wer ist's der's, ganz erkennt?

Was nur Ein's und unvergänglich,  
 Bleibt dem Sinne unzugänglich,  
 Der am Erdenstaube klebt  
 Und in stetem Wechsel lebt.

Doch in wandelnden Gestalten  
 Wird ihm kund der Gottheit Walten,  
 Weisen wird ihm durch den Schein,  
 Und im Werden blüht das Sein.

Nur der Wandelkreis beschreibet,  
 Was da ewig ist und bleibet.  
 In bewegter Wogen Nacht  
 Fühlen wir des Meeres Macht.

Mag es d'rum ein Fischen stürmen;  
 Wie sich auch die Wogen thürmen,  
 Steure fest dem Hafen zu,  
 Nach dem Sturme kommt die Ruh.

### Der Baum.

Schlage als kräftiger Baum in den Boden die Wurzel der Demuth,  
 Dann erst schwinde dich auf gegen das Himmelsgewölb.  
 So nur wirst du ein Stamm, an welchen der Schwache sich anlehnt:  
 Frucht und Schatten zugleich spendet der gastliche Zweig,

### Der Bagende.

Wo wir auch sind im Erdenraum,  
 Wir wandeln über Todtengrüfte,  
 Ein Sargbett wächst in jedem Baum.  
 Als Todesseufzer weh'n die Lüfte,  
 Und jeder Glocke Stundenschlag  
 Verkündet uns den letzten Tag,  
 Und wo ein Stern durch Wolken bricht,  
 Ist's unser stilles Todtentlicht.

### Der Hoffende.

Kein — wo wir geh'n im Erdenraum,  
 Sproßt überall ein reiches Leben,  
 Es wächst ein Kreuz in jedem Baum,  
 Zur Hoffnung unser Herz zu heben,  
 Und jeder Kirchenglocke Klang  
 Ist froher Auferstehungsang,  
 Und jeder Stern am Himmelszelt  
 Beleuchtet eine bessere Welt.

### Aussicht von der Höhe.

Wer ganz die Zeit will übersehen,  
 Und sie im tiefsten Grund verstehen,  
 Muß auf des Wissens Gipfel gehen.  
 Nur von den höchsten Geisteshöhen  
 Gewinnt das Einzel den Gehalt,  
 Gewinnt das Ganze die Gestalt.

### Aus den „Alpenstimmen.“

. . . . Zum Glück, als eben monoton und herzlos  
 Von Herz das neuje Stück geklimpert wurde,  
 Entschlief ich sanft und sank in's Reich der Träume.  
 Ich träumte, und das werd' ich nie vergessen,  
 Ein holder Engel packte mich am Haar  
 Und zog mich rasch empor, hinaus in's Dunkel.  
 Es ging der Flug dem Alpgebirge zu.  
 Da stellte mich der Engel auf ein Felsloch,  
 Das schwarz aus mondesbleichem Schneefeld aufstarrt,  
 Das war ein and'res Schau'n, ein and'res Dufteu.  
 Ich trank mir erst so recht die Lunge voll,  
 Trank einen Rausch von Alpenluft mir an.  
 Das Auge schweifte gierig hin und her  
 Und folgte droben schwarzen Wolkenzügen

Und unten den zerriss'nen Wolkenschatten:  
 Da sprach der Genius: „Nun merke auf!  
 Vernimm mit rechter Lust die Alpenstimmen,  
 Die sich zur Riesenharmone vereinen.“

Er schwieg; ich lauschte. Da begann's zu brummen  
 Im tiefen Bass, wie wenn ferne Donner rollen.  
 Die Lawe war's die niederdonnerte,  
 Daß weit an Füh'n das Echo wiederhalte.  
 Dann immer schwärzer ward der Himmel;  
 Der Höhn begann sein grelles Lied zu blasen;  
 Das pfliff gewaltig durch die starren Firnen.

Dann wieder dumpfes Brausen, ein Gestöhn  
 Wie Hilferuf Versunkner in den Klüften.  
 Zum Lawensturz gestellt sich ferner Donner  
 Und tiefes Tosen des empörten Waldbachs.  
 Ein Orgelsturm auf Gottes Alpenorgel,  
 Ein Pfiff dazwischen, 's war ein Murrelthier,  
 Das seinen Wächter auf den Grat gestellt,  
 Ein Schrei, es war der Schrei des Lämmergeiers,  
 Der hungernd über mir im Kreise flog;  
 Nun wieder plötzlich ein gewaltig Krachen,  
 Als würde jach der Firnen Grund gespalten,  
 Der Gletscher war es, der dem Katarakt  
 Der Lawe und dem Donner Antwort gab.

Mir schwoll das Herz von übersel'ger Lust,  
 Und von dem rohen Widerstreit der Töne  
 Lauscht' ich hinauf zur Harmonie der Sterne,  
 Wo, rein von Mißton, auf den goldnen Saiten  
 Der Sternenharfe Gott sein Weltlied singt.  
 „Ich trag's nicht mehr.“ sprach ich zu meinem Führer,  
 „Mich drückt der Alpen Donnerklang zu Boden.“  
 „So komm!“, erwiederte darauf der Engel,  
 „Du wirst noch and're Alpenstimmen hören.“  
 Dann ging es niedwärts von den höchsten Firnen,  
 Hinab, wo weiches Grün die Höhen schmückt.  
 Die Alpenrose an den Felsen saugt  
 Und müßig sich der Zweig der Tanne spreizt.  
 Dann ging's auf grüne Matten, neben Bächen,

Die ringsum lustig neben Rensen sprudeln.  
 Da weilten wir am Fuß der Wettertanne.  
 Die Sonne war indessen aufgegangen,  
 Die Scheitel des Gebirgs mit Rosen kränzend.  
 Da sang der Alpengeist ein sanft'rez Lied.  
 Von naher Fluß vernahm ich frohes Tobeln  
 Im Wechsel mit des Alphorns Melodie.  
 Die süßen Töne meiner Heimat hör' ich,  
 Und bald darauf den Klang der Heerdenglocken.  
 Das Kind, nach frischen Morgenlüften schnuppernd  
 Ruht auch sein Lied, begleitet von der Ziege,  
 Die meckernd über Stock und Steine hüpfet.  
 Dazwischen rieselten die hundert Bächlein.  
 Der Urbahn balzt, die Vöglein flöten;  
 Es war ein wunderschönes Pastorale.  
 Und als ich so den Stimmen allen lauschte,  
 Echoll oben von dem Kirchlein bei der Klausen.  
 Das Glöcklein hell zu mir herab und unten  
 Vom nahen Thaldorf Morgenglockenklang  
 Herauf. Da sank ich betend auf die Kniee,  
 Auch meine Stimme ist dies Lied zu mengen,  
 Und ich vermocht' es nicht; — nur stilles Ahnen  
 Von bessrer schweizerischer Harmonie,  
 Von frisch urkräftigem und ächtem Sang,  
 Ergriff mich, — als ein ungestümes Klatschen  
 Mich aus dem wunderschönen Traume weckte.  
 Das Klatschen galt der neusten Fantasie  
 Der fadeften und leersten Caloustimmen.



## Vogel von Glarus.

Jakob Vogel wurde den 11. Dez. 1816 zu Glarus geboren, woselbst er auch gegenwärtig als Buchdruckereibesitzer lebt. Er besuchte die dortige Gemeindefchule. Sein Jugendtraum, sich zum Schullehrer auszubilden, wurde bald vernichtet, da der Vater den Knaben schon in seinem achten Jahre aus der Schule nahm und ihn in die Fabrik schickte. Die tiefgemüthliche Mutter tröstete mit der Zukunft und so las denn Vogel in seinen Freistunden im „Bachofen“, im Göttinger-Musenalmnach (Jahrgang 1787) und in der Bibel, — den einzigen Büchern, die ihm damals zur Verfügung standen. Zwei Winter hindurch besuchte er eine Abendschule. Zum Rattendrucker befördert, kaufte er aus dem an Zahltagen von seinen Eltern erhaltenen Taschengeld nach und nach Bücher an, so daß er schon in seinem zwanzigsten Jahr eine Bibliothek von 600 Bänden besaß, darunter die Heroen der deutschen Literatur. Schwerlich hatte damals ein zweiter Rattendrucker der Schweiz eine solche Sammlung aufzuweisen. Einundzwanzig Jahre alt durchreiste er zu Fuß die deutsche Schweiz und das mittägliche Frankreich. Heimwehkrank lag er zwischen Bellegard und Lyon unter einem Baum, wo ihm ungeahnt das erste Lied aus dem Busen quoll. Von nun an ließ ihn die Liebe zur Poesie nicht mehr schlafen; er machte auf seinen Spaziergängen Verse, indem er häufig schon Morgens vier Uhr durch Wälder und Felder streifte. Im Jahr 1839 wieder in die Schweiz zurückgekehrt, lernte er in St. Gallen Dr. A. Henne kennen und empfing von demselben manche willkommene Anregung. Nach vielen wechselvollen Schicksalen gründete Vogel 26 Jahre alt, als er sich in Glarus verheirathet hatte, eine Druckerei daselbst. Schwer trat ihn 8 Jahre später der Verlust seiner trefflichen Gattin. Nur die Poesie vermochte seinen Schmerz zu lindern. Vom Jahr 1858 an übernahm Vogel den Verlag des neuen Musenalmanachs „Helvetia“ und hat sich selber seither (auch in geachteten deutschen Journalen) als begabten Lyriker bekannt gemacht.

Erinnerungen an Emil. Von Vogel von Glarus. Glarus, J. Vogel. 1860.

Gedichte von Vogel von Glarus. Dritte, vermehrte Auflage. Glarus, Verlagsbuchhandlung von J. Vogel, 1866.

Zerstreute Gedichte in verschiedenen schweiz. und deutschen Zeitschriften, Festgaben, Almanachen u. a. D.



Vogel's Vorbild und Lieblingsdichter ist Heinrich Heine, mit dem er auch bis auf einen gewissen Grad das Stimmungsvolle, den subjektiven Ton und die ächt lyrische Kürze und Einfachheit gemein hat, ohne jedoch in seine Verirrungen zu verfallen. Die subjektiven Erlebnisse unsers Dichters klingen stark in seinen Gedichten an und es herrscht in vielen derselben das Pathologische vor; allein der Schmerz ist meistens so wahr und schön empfunden, daß einzelne dieser Lieder zu seinen besten gehören. Außerdem hat er eine starke Zahl von Liedern, die ganz der Ausdruck eines heiter gestimmten poetischen Gemüthes sind und einen höchst wohlthuenden Eindruck hinterlassen. Einen besondern Vorzug erhalten Vogel's Lieder auch dadurch, daß der Dichter seine Gefühle und Gedanken in eine reizende Form einzukleiden weiß, was um so mehr Anerkennung verdient, da er zum großen Theil Autodidakt ist und seinen Geschmack beharrlich an großen Vorbildern geläutert hat.

### Meine Lieder.

Die erste Liebeshaar ließ ich im Stüben,  
Durchweht von meiner Seele reinstem Frieden.

Die zweite, wilb von Liebes Schmerz durchdrungen,  
Ist durch Entwendung spurlos mir verflungen.

Die dritte reichte flüchtig ich zusammen  
Und warf sie kalt im Unmuth in die Flammen!

Drauf brach ich achtzig Monden nicht das Schweigen.  
Nun bin ich alt — und neue Lieder steigen,

Kühn, wie Raketen, aus des Herzens Tiefen,  
Wo sie so lange still und friedlich schliefen,

Und drängen rastlos mich an allen Enden:  
Sie ein Mal in die schlimme Welt zu senden.

### Der Winter.

Der Winter schleicht in leichten Socken,  
 Gleichwie ein Dieb, des Nachts herbei  
 Und raubt dem Herbst die bunten Socken  
 Die ihm geschenkt der holde Mai.

Er nimmt dem Hain die süßen Vögel,  
 Stiehlt kühn das letzte Blätterhaus,  
 Und breitet über Alles wieder  
 Den weißen Riesenmantel aus.

### Der Winter hielt das Nädchen.

Der Winter hielt das Nädchen  
 Gefangen in seiner Nacht,  
 Da kam ein kühner Befreier,  
 Der Lenz, mit seiner Macht.

Er sandte aus seinem Gefolge  
 Den mächtigen Jöhn ihm zu —  
 Da regte es wieder die Glieder  
 Und schlängelte fort im Nu.

### Der Mai.

Lächelnd tritt der Blumentönig  
 Mai, der liebliche, hervor!  
 Tausend Stimmen, glockentönig,  
 Einen sich zum Jubelchor!

Denn aus seinem Füllhorn spendet  
 Wonnen er in jedes Haus,  
 Und wohin er sich auch wendet,  
 Er heilt er Blumengröße aus.

### Träumen will ich.

Träumen will ich; meine Schmerzen  
 Finden Linderung im Träumen,  
 Und in dem gebroch'nen Herzen  
 Neue Hoffnungsblüthen keimen.

Und dann tauchet aus der Wildniß  
 Der trüb'sinnigen Gedanken  
 Süß und licht empor Dein Bildniß,  
 Um mich wieder zu umranken!



### Der Herbst.

Der Herbst zerstört die grünen Ranken,  
 Die Blumen, Blüthen, zart und lind,  
 Und streut des Frühling's Hochgedanken  
 Als welke Blätter in den Wind.

Es flattern seine Nebel-Wädhnen  
 Vor meinem Blicke trüb empor,  
 Und leise rinnen meine Thränen  
 Jetzt um den Lenz — den ich verlor!



### Im Herbst.

Die Blätter sinken nieder  
 Rothgelb von Baum und Strauch,  
 Durch die Natur schleicht wieder  
 Der alte trübe Hauch.

Das ist des Herbstes Wehen,  
 Er raubt das letzte Blust.  
 Und wie auf Thal und Höhen,  
 So auch in meiner Brust!



### Die Nacht.

Der Tag verblühet  
 Am Aetherplan;  
 Die Nacht, sie ziehet  
 Zum Thron hinan!  
 Im Sternentalare  
 Tritt sie herfür,  
 Den Mond im Haare  
 Als Kronenzier!

Die Vög'lein schweigen,  
 Kein Lüftchen geht,  
 Nur aus den Zweigen —  
 Wie ein Gebet —  
 Tönt noch der Grille  
 Lied durch die Flur,  
 Sonst ringsum Stille  
 In der Natur!

O Nacht, wie theuer  
 Und süß bist Du:  
 Mit Deinem Schleier  
 Deckst Du uns zu;  
 Du führst den Müden  
 Zum Lagerfaum  
 Und lächelst Frieden  
 Ihm zu im Traum.

---

### An mein älteres Töchterlein.

Du bist mein liebes Kindlein  
 Und blicdest mich an so hold  
 Mit Deinen Weischaugen  
 Und Deinen Locken wie Gold!

Du gleichst der entschlummerten Rose,  
 Die ewig mein Herz erfüllt;  
 Du hast der Mutter Lächeln,  
 Du bist ihr Engelbild!

Du streckst die kleinen Hände,  
 Wie sie einst, zu mir heran  
 Und willst in kindlicher Liebe  
 Den treuen Vater umfah'n!

Du hast ihre klaren Augen,  
 Die Wangen Zug um Zug,  
 Ihr Herz, das einst so innig  
 Und heilig für mich schlug!

Du hast ihre Rosenlippen,  
 Die Stimme, so hell und mild:  
 Ja, Du bist der seligen Gattin  
 Getreuestes Ebenbild! —

Die Zeiten sind vorüber,  
 Erinnerung bleibt mir allein,  
 Und Wehmuth, unendliche Wehmuth  
 Schleicht mir in's Herz hinein!

Du gleichst der entschlummerten Rose,  
 Die ewig mein Herz erfüllt:  
 Du hast der Mutter Lächeln,  
 Bist ganz ihr Engelbild! —

~~~~~

Es naht mit silbernem Haare.

Es naht mit silbernem Haare
 Der Winter nun allerwärts
 Und legt sich im Perlentafel
 Der Mutter Erbe an's Herz;

Umfängt sie mit seinen Armen
 Und lullet sie ein zur Ruh' —
 O spende auch mir Erbarmen,
 Du tröstender Winter, Du!

Umschlinge mich auch so minnig
 Und lösche die lodernde Gluth
 Im Herzen, wo tief und innig
 Die quälende Liebe ruht!
 O, führe mit Deinen Armen,
 Den eisigen, mich zur Ruh' —
 Und spende auch mir Erbarmen,
 Du tröstender Winter, Du!

~~~~~  
**Der Tag verblüht.**

Der Tag verblüht  
 Und in der heil'gen Stille  
 Stirbt hin das Lieb,  
 Das klagende, der Grille!

Kein Lüftchen geht;  
 Das Büchlein murmelt leise  
 Im Kieselbett  
 Die alte Wanderweise!

Die Höh'n verglüh'n  
 Und es fängt an zu dunkeln —  
 Am Himmel blüh'n  
 Die Sterne auf mit Funckeln!

Ruh', ringsum Ruh'!  
 Ja, Alles athmet Frieden:  
 O, gib ihn Du,  
 Natur, auch mir, dem Müden!

~~~~~

Es wird die schlafende Lawine.

Es wird die schlafende Lawine
 Leis wachgeküßt vom Sonnenmund
 Und donnernd stürzt sie sich, die kühne,
 Vom Fessengrat zum Thalesgrund.

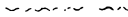
Da liegt sie, überragt von Erlen,
 Bleich auf der Matte jungem Grün,
 Und weint befruchtend ihre Perlen,
 Allmählig sterbend, drüber hin.



Freundschaft.

Freundschaft war es, die allmählig
 Mich am innigsten umschlungen:
 Und sie lächelt mir noch selig
 In den Rückerinnerungen!

Denn an ihrem Herzen glühte
 Mir ein wundervoller Himmel,
 Und es blühte mein Gemüthe
 Träumend auf im Weltgetimmel!



Des Berges Bächlein erstehet.

Des Berges Bächlein erstehet
 Aus seinem Wintergrab
 Und hüpfet, von Lüftchen umwehet,
 Die Blumenhalbe hinab.

Es schlängelt geheimnißleise,
 Voll Wanderlust, einher
 Und murmelt die alte Weise
 Vom ewigen Muttermeer.



Am Abend.

Von den Schultern des Tages ziehet
Den Purpurmantel die Nacht
Und ihr schwärmerisch Auge glühet
Noch von der verlobenden Pracht.

Und lächelnd tauchen die Sterne
Am Aetherfaume empor
Und erinnern mich aus der Ferne
An die Lieben, die ich verlor!

Thräne und Thau.

In Deinen Augen glänzen
Die Thränen mild und rein —
Gleichwie im Kelch der Rose
Die Perlen am Morgenschein.

Nur steigen die Perlen lächelnd
Empor zum Sonnensaal —
Und Deine Thränen rollen
Abwärts in's trüb'ge Thal.

König Lenz.

Ha, wie schön! Kein König schreitet
Je so majestätisch her!
Gibt's ein Herz, das sich nicht weitet
Abwärts in dem Jubelmeer?

Jedem Bettler reicht er Kränze,
Blumen sind ja Aller Lohn —
Dreimal Heil dem Herrscher Lenz
Auf dem gold'nen Maienthron!

Mild regiert er! Menschen beugen,
Herzen brechen kennt er nicht —
Ich will mich dem König neigen,
Der aus Blumen Ketten flieht!

Erinnerungen an Emil.

I.

Den 5. April 1859.

Du lehnest Dein Lockenköpfchen
 Gar traurig an mein Herz;
 Dein leidverklärtes Gesichtchen
 Erfüllet mich mit Schmerz.

Ich meine Tage und Nächte
 Die milben Augen wund,
 Und bete zu Gott frommünnig,
 Bis wieder Du gesund!

II.

Den 9. April 1859.

Du bist gesund! Der Vater zittert
 Vor Lust, der jüngst noch schmerzerfüllt
 Und tief, unendlich tief erschüttert
 Dich herzte als ein Leidenbild!

Wie freundlich blickst Du! Welche Wonne!
 Ich darf mich wieder Deiner freu'n!
 Und lächelst mir, wie eine Sonne,
 Süßselig in das Herz hinein!

III.

Den 2. Dezember 1860.

Schon wieder krank! Mein Herz, es bebt,
 Erfüllt von unnennbarem Bangen!
 Das Roth der Rosen — es entschwebt
 Allmählig von des Liebings Wangen!

Da liegt er kämpfend, matt und bleich,
 Das Engelantlitz leidumflossen;
 Ein letzter Blick noch — und das Reich
 Des Himmels ist ihm aufgeschlossen!

IV.

Den 3. Dezember 1860.

Umjost! Dich rufen keine Klagen
Zurück — Du lebst in höherm Licht;
Und treue Seraphschwüngen tragen
Dich nun vor Gottes Angesicht!

Er rinnet leiser, meine Thränen,
Es lächelt dort ein Wiederseh'n!
Und selig trägt mich einst das Sehnen
Zu Dir nach jenen Sternenhöh'n!

V.

„Engeln komm und mach' mich fromm,
„Daß ich in den Himmel komm'!“

So hast Du gestern noch gebetet —
Das Engelantlitz halb geröthet!

Und heute bist Du dem Gewimmel
Der Welt enttrickt — und lebst im Himmel —

Befreit von allen Erdenmühen;
Umspielt von Seraphsmelodien!

Dir ist ein schönes Loos beschieden,
Dir blüht der reinste Himmelsfrieden!

Du blickst von jenen Sternenhöhen
Sanft lächelnd auf das Thal der Wehen,

Und tröstest uns in diesen Gründen
Mit einem ewigen Wiederfinden!

VI.

Den 5. Dezember 1860.

So bist Du denn mir ganz entschwinden
 Und kehrest nimmermehr zurück,
 Frost gießend tief in meine Wunden
 Mit Deinem Lächeln, Deinem Blick?

Ich suche Dich in allen Zimmern
 Und rufe Dir mit bangem Sinn —
 Umsonst!... Des Himmels Sterne schimmern
 Auf Deinen Grabeshügel hin.

VII.

Den 5. Dezember 1860.

Wie bin ich müde worden,
 Es zittert meine Hand! . . .
 Nach diesen Schmerzafforden
 Die Laute an die Wand!

Mein Herz klagt um den Kleinen,
 Und blutet gar zu sehr:
 Ich kann jetzt nur noch weinen,
 Doch singen nimmermehr! —

Der Bergsee.

Mit süßem, maienheiterm Blinken
 Ruht, unberührt vom Erdenweh,
 Umragt von grauen Felsenzinken,
 Auf hoher Alp ein Silbersee.

Der Frühling hat ihn wunderniedlich
 Mit frischen Blumen rings umsäumt —
 Er aber schlummert hold und frieblich
 Am Bergesbusen fort und träumt.

Neuer Frühling.

Und ist es rings auch Winter worden,
 Wenn's nur in meinem Füssen mait:
 In süßen, heiligen Afforden
 Durchdrömt es mich wie Zeitigkeit!

Zeit ich Dein Bild im Herzen trage
 Ist neu der Frühling mir genaht
 Und schüttelt treu mit jedem Tage
 Mir Wiederblüthen auf den Pfad!

Wenn Dich ein tiefes Leid umfängen.

Wenn Dich ein tiefes Leid umfängen,
 Das Auge trüb in Thränen steht,
 Dann richte Du in Deinem Bangen
 Die Seele gläubig zum Gebet —

Und leise jähst Du Dich gehoben,
 Es fliehet des Kummers letzte Spur:
 Ein Seraph trägt Dich fromm nach Oben,
 Zur wundervollen Sternenspur.

Die Lieder sind mein Leben.

Die Lieder sind mein Leben
 Und machen stets mich jung;
 Mag auch das Herz umweben
 Die tiefste Dämmerung —

Sie heben fromm und minnig
 Zur Sonne mich empor
 Und zieh'n vom Herzen innig
 Hinweg den Nebelflor!

Mit den Siedern.

Ich weiße alle meine Lieder
Nur Dir — sie sind ja längst schon Dein,
Sind Küsse, die Du hin und wieder
Dem Sänger gabst beim Sternenschein.

Du warst es, die vor allen Dingen
Der Zitherpieler sich erkor,
Und ihn auf wundervollen Schwingen
Zur Sonnenhöhe trug empor.

Du warst es, die mit treuem Walten
Ihn sanft und tröstend stets umschlang,
Wenn ihn in mancherlei Gestalten
Das Weh' der Erde kalt durchdrang!

Wie heilig schlug Dein Herz und tränfte
Ihm Balsam in die wunde Brust,
Wenn es mit ihm durch Welten schweifte,
Verachtend jede schänd'ge Lust! —

Du warst bei ihm auf alle Weise,
Mit Deiner Liebe, fromm und rein,
Und betend schloß er Dich und leise
In seinen Lieberhimmel ein!

D hüte Dich.

D hüte Dich, mit mir zu spielen,
Du unenträthselbare Maid,
Auf's Neue wieder aufzumühlen
Das alte, tiefbegrab'ne Leid!

Mein Herz es ist wie eine Harfe:
Ein süßer Blick von Dir ein Lieb,
Ein kaltes Wort der schneidend scharfe
Rißton, der durch die Saiten zieht!

Einem Dichter.

Hinaus aus Deinem düstern Zimmer,
 Damit der Geist sich neu erhebt
 Und in des Lenzes Strahlenschein
 Hoch über diese Erde schwebt!

Hinaus! Dann wogen die Gefühle
 Gar wunderbar in Deiner Brust,
 Und Deinem gold'nen Saitenspiele
 Entquillen wieder sel'ger Lust!

Hinaus zum kühlen Tannenhaine,
 Zur bunten, thaugeschmückten Flur,
 Und wirf im Frühlingsmorgenscheine
 Dich an den Busen der Natur!

Kannst da Du nicht die Welt vergessen,
 Die so viel Trübes Dir schon gab:
 Dann harre aus — bis die Cypressen
 Sich wölben über Deinem Grab.

Der Friedhof.

Nach dem großen Brand in Glarus.

Er war geschmückt so sinnig,
 Denn wieder blühte der Mai,
 Und die Sehnsucht zog so innig
 Man's trauerndes Herz herbei.

Dort spielte im Weh'n der Blüte
 Ein thränenbethauter Kranz,
 Und Weilchen sandten die Düste
 Empor zum Sternenglanz!

Und freundliches Grün umrankte
 Die heiligen Gräberreih'n —
 Da nahte die Flamme und langte
 In ihren Frieden hinein!

Und eilte mit der Zerstörung,
 Bis Blumen und Grün dahin -
 Doch wird aus der Verheerung
 Ein neuer Frühling erblick'n!

Epigramme.

An einen Dichterling.

1.

Im Wahn, die holden Musen haben dir gerufen,
 Flogst rückwärts du zu Hippokrene's Rand, -
 Den Zaum nicht eines Flügelpferd's mit gold'nen Hufen, -
 Den Schwanz von einem Esel in der Hand!

2.

Mit Vorbeer kann ich dich nicht kränzen,
 Vergib, du kühner Sänger, mir -
 Feindlustend Ziegerkraut mag dir
 Dein edles Musenhaupt umglänzen!

An einen Lügner.

Wenn bei jeder Lüge, die als reine Wahrheit du beschwörest,
 Jedesmal du nur ein Zehntelsquintchen schwerer worden wärest,
 Könnte keine Macht der Erde je dich von der Stelle heben,
 Und als Älgenpyramide würdest ewigfort du leben!

Einem Abhängigen.

Sei nicht so stolz und neidisch, weil das Glück
 Sich blindlings hing an deine dumme Ferse;
 Denn träte nur ein Mann von dir zurück,
 Es würde mehr als klanglos deine Börse.



Leonhard Widmer.

Leonhard Widmer von Meilen, Kt. Zürich, wurde daselbst im Jahr 1808 geboren, besuchte das zürcherische Landknabeninstitut, nahm später fördernden Privatunterricht und besuchte zugleich die historischen Vorlesungen des Carolinum's. In den Jahren 1829 und 1830 war er Reallehrer in der französischen Schweiz, später Privatlehrer der französischen Sprache in Zürich, dann Commis und Lithograph und lebt gegenwärtig als Land- und Gesellschaftswirth im „schönen Grund“ bei Zürich. Seine poetischen Erzeugnisse sind fast ausschließlich lyrisch-musikalisch; im Vaterlandslieb hat er einen reinen und vollen Ton angeschlagen und zeichnet sich vortheilhaft durch eine edle, volksthümliche Einfachheit aus.

Mozart's Requiem.

Das Tageslicht erloich an Salzburgs Hügel,
Und stiller ward's in der bewegten Welt;
Da setzte sich der Meister an den Flügel,
Weil manches Bild vor seinen Geist sich stellt.
Wie sich der Quell dem Becken erst entwindet,
Dann freiern Laues sich ein Bette grünbet,
Und immer rascher seine Pahn durchzieht:
So Mozart's Spiel aus innerstem Gemüth.

Und immer tiefer dringt der große Meister
In's inn're Heiligthum der Harmonie'n,
Die von dem Staube zu dem Reich der Geister
Mit Seraphschwüngen seine Seele zieh'n.
Die Stunden flieh'n verwandelt in Minuten;
Schon zeigen sich des Tages erste Muthen,
Doch festgezaubert von der Töne Macht,
Hat er sein Werk noch immer nicht vollbracht.

So sind der Tonkunst alle seine Kräfte,
Sein ganzes Denken jederzeit geweiht,
So opfert achtlos er des Lebens Säfte
Dem stillen Wirken für die Ewigkeit

Er gleicht der schummerlosen Phisomele,
Die unersättlich ihre Zauberlehle
In des Gesanges reiche Fluthen taucht,
Bis sie im Tod ihr letztes Lied verhaucht

Kaum fängt es in dem Thale an zu tagen,
Da sprengen vor das Haus, bedeckt mit Schweiß,
Zwei Rappen, und dem flügel schnellen Wagen
Entsteigt ein ernster, hochbetagter Greis.
Und gleich als kennt' er hier schon jede Stelle,
Beschreitet sicher er des Hauses Schwelle,
Durchwandert Hof und Flur, der Wänge Reih'n,
Und tritt als Fremder bei dem Künstler ein.

„Sei mir begrüßt, du würdiger der Meister!
Weit komm' ich her, zu suchen deine Kunst;
Sie gilt dem Freund und Gönner edler Geister,
Wirßt du ihm dienen wohl mit deiner Kunst?
Er trauert um ein heißgeliebtes Wejen,
Und macht Ein Trost sein wundes Herz genesen,
So ist's des Seelenamtes Diadem,
Ein feierliches, frommes Requiem!“

„Ein Requiem? Wer ist's, der zu dem Werke,
Dem heilig ernsten, meiner Kunst begehrt?
Erlaubt, daß ich den edeln Mann mir merke,
Der so die Seinigen im Tode ehrt.“
Der Fremde spricht: „Ihr mögt es mir vergönnen,
Ich gab mein Wort, den Sender nicht zu nennen,
Doch fordert für die Arbeit ohne Schen';
Wann glaubt Ihr wohl, daß sie vollendet sei?“

„Die Kunst braucht Zeit, sie läßt sich nimmer zügelu!“
„So gebt ihr einen unbeschränkten Kreis.“
„Wohl kann der eig'ne Trieb das Werk besflügelu,
Und ein erprobter, ungetheilter Fleiß,
Und wenn mich nicht die eig'nen Kräfte trügen
So dürfte hier ein Monat wohl genügen.“
Der Fremde: „Wohl! Woll' lohne Euer Mü'h'u!“
Und ging geheimnißvoll, wie er erschien, dahin.

Den Künstler aber faßt ein seltsam Grauen,
 Und Ahnungen durchziehen sein Gemüth;
 Doch auf den Höchsten setzt er sein Vertrauen
 Der nie dem Frommen seine Hand entzieht;
 Entschlummert sanft und träumt von Himmelsmonne,
 Bis tief am Aether steht die Abendsonne;
 Dann wacht er auf mit neugefählter Kraft
 Und sammelt sich zum ernstern Werk und schafft.

Denn was er selbst und feierlich versprochen,
 Will er als Mann und Künstler auch vollzieh'n;
 So sieht er nicht, wie Stunden, Tage, Wochen
 Ihm ungezählt und ruhelos entflieh'n.
 Wohl hält' ein And'rer längt' das Werk geendet,
 Doch will er Göttliches als göttlich auch vollendet.
 Und immer zieht des frommen Dichters Wort
 Zu höhern Sternen seine Seele fort.

Und lichter fülhlt er's in der Seele tagen, —
 Da sprengen vor das Haus, bedeckt mit Schweiß
 Zwei Kappen, und dem sügelleichten Wagen
 Entsteigt der ernste, hochbetagte Greis.
 Der Komponist tritt seinem Gast entgegen
 Und spricht: „Ihr seht mich, hoher Herr, verlegen,
 Die Zeit war kurz, mein Studium nicht klein,
 Das Werk bezeugt's, wird es vollendet sein!“

Der Fremde: „Ruhm sei Euerm edlen Streben!
 Der Sklave nur nützt sflavisch seine Zeit.
 Drum will ich gern Euch noch vier Wochen geben,
 Doch dann — so will's der Freund — dann seid bereit!“
 Und stärker drängt's den Künstler, es zu wagen:
 „Darf ich Euch nur um seinen Namen fragen?“
 „Der Name frommt zur Stunde Euch noch nicht,
 Bald aber wird Euch über Alles Licht.“

Weg ist der Greis, und Mozart wähnt den Schleier
 Nun ganz enthüllt, der bisher ihn umgab;
 Im Tonwerk steht er seine Lobtenfeier,
 Und in der Frist sein naheß, frühes Grab.

Den Fremden aber hält er für ein Wesen
 Zum Scheidegruß vom Himmel ihm erlesen.
 So will er denn dem Ewigen sich weih'n
 Und seiner Kunst den letzten Weihrauch streu'n.

Sie soll sein Innerstes zumal umfassen,
 Pflügeln ihn zum lichten Morgenroth,
 Wenn vor dem Blick die Sterne all' erblaffen.
 Und ausgerungen hat das Herz im Tod;
 Sein Kunstwerk soll's den fernsten Zeiten sagen:
 In Mozart hat ein großes Herz geschlagen,
 Bewundert werden kann er nie genug
 In dieser Schöpfung unerreichtem Flug.

Der Geist erschläft, des Körpers Kräfte schwinden,
 Die Gattin steht, — kann er ihr widersteh'n?
 In der Natur soll er Erholung finden,
 Nochmals die Welt in ihrem Zauber seh'n;
 Und was er oft im Stillen sich ersehnte,
 Die Lieben, die von ihm die Ferne trennte,
 Die oft den Ernst des Lebens ihm verflücht, —
 Sie hat er auf der Reise froh begrüßt.

Und nochmals taucht mit ihren blassen Muthen
 Des Lebens Fackel in dem Künstler auf,
 Doch gleich dem Scheine, der in Stromesfluthen
 Erlöschet mit der Abendsonne Lauf.
 Denn eh' sich noch die vierte Woche endet,
 Hat er das Werk und seine Bahn vollendet, —
 An seinem Lager knie't ein Greis noch lang.
 Und spricht: — „Leb' wohl, — es war dein Schwanensang.“

Schweizerpsalm.

Tritt'st im Morgenroth daher,
 Seh' ich dich im Strahlenmeer
 Dich, du Hoherhabener, Herrlicher!
 Wenn der Alpen Firn sich röthet,
 Betet, freie Schweizer betet!
 Eure fromme Seele ahnt
 Gott im hehren Vaterland.

Kommt im Abendglüh'n daher,
 Find' ich dich im Sternenhöer.
 Dich du Menschenfreundlicher, Liebender!
 In des Himmels lichten Räumen
 Kann ich froh und selig träumen;
 Denn die fromme Seele ahnt
 Gott im hehren Vaterland.

Ziehst im Nebelstod daher, —
 Such' ich dich im Volkunmeer,
 Dich du Unergründlicher, Ewiger!
 Aus dem grauen Luftgebilde
 Bricht die Sonne klar und milde,
 Und die fromme Seele ahnt
 Gott im hehren Vaterland.

Führt im wilden Sturm daher,
 Bist du selbst uns Hort und Wehr,
 Du, allmächtig Waktender, Rettender:
 In Gewitternacht und Grauen
 Laßt uns kindlich ihm vertrauen!
 Ja, die fromme Seele ahnt
 Gott im hehren Vaterland.

Alpenleben.

Wo Berge sich erheben, zum hohen Himmelszelt,
 Da ist ein freies Leben, da ist die Alpenwelt.
 Es grauet da kein Morgen, es dämmert keine Nacht
 Dem Auge unverkorgen, das Licht des Himmels lacht.

Da droben thront der Friede, ob die Lawine kracht,
 Der Fels hat als Regide, die Hütte überdacht.
 Schallt Kriegsgeschrei vom Thale, der Nelspler d'rob erwacht
 Er steigt vom hohen Walle und stürzt sich in die Schlacht.

O freies Alpenleben! o schöne Gotteswelt!
 Ein Kar in Lüften schweben, so nah' dem Sternenzelt,
 Dem Nelspler nehmt die Berge, wohin mag er noch zieh'n?
 Paläste sind ihm Särge, d'rin muß er fern verblüh'n.

Das heutige Vaterland.

Das schöne Land, das Land so hoch gepriesen,
 Ist, bieb'rer Schweizer, noch dein Vaterland!
 Noch stehen fest die himmelhohen Riesen,
 Noch thürmt ihr Eis emper die Gletscherwand.
 Die Quellen rauschen freudig noch hernieder,
 Und Strom um Strom entfluthet ihrem Vorn:
 Frei schwingt der Kar das mächtige Gefieder
 Und von den Flühen tönt das Alpenhorn.
 Dem Vaterland so schön, dem Vaterland so frei,
 O Sohn, dein Alles, freudig weih'!

Noch lebt der Väter ruhmgekrönter Name,
 Ob ihr Gebein die heil'ge Erde deckt:
 Noch glänzt im Auge hell die alte Flamme,
 Wenn Tyrannie der Söhne Rache weckt.
 Noch wallen Schweizer zu den Schlachtgefilben,
 Und schwören Treue ihrem Helbenthum,
 Noch wollen sie zum ernsten Kampf sich bilden,
 Und keines freien Mannes Wort ist stumm.
 Dem Vaterland so schön, dem Vaterland so frei,
 O Sohn, dein Alles, Alles freudig weih'!

Das Land ist dein, vom Rheine bis zur Rhone,
 Stehst du für deine Ehre tapfer ein. —
 Zerreiß, o Sohn, die Schranken der Kantone,
 Und laß uns Alle einmal Brüder sein.
 Daß Schwert im Arm, das gute Recht zur Seite,
 Steh' an den Märgen, wenn Gefahr uns droht:
 Dann ist dein Volk ein Helbenvolk noch heute,
 Dann ist dein Tod der Ahnen Helbentod.
 Dem Vaterland so schön, dem Vaterland so frei,
 O Sohn, dein Alles, Alles freudig weih'!



Jakob Stutz.

Jakob Stutz, wurde den 27. Nov. 1801 in Nifon, einem Dörflein der Gemeinde Pittnau, Kt. Zürich, geboren. Er verlor seine Mutter, eine leutselige Frau in seinem 12. Jahre und bald darauf auch seinen Vater. Nach dem Tode der Eltern wurde er „Männbub“ (Gehülfe beim Pflügen) dann in Balchenstall Mühlenknechtlein und „Männbub“ zugleich. Beim Pflug dichtete er im Jahr 1817 sein erstes aus 25 Strophen bestehendes Lied auf die damalige Hungersnoth und die nothwendige Bekehrung der Christen. Da dasselbe in seiner nächsten Umgebung großen Eindruck machte, und häufig abgeschrieben wurde, so vermehrte dies seine Lust zum Dichten und in kurzer Zeit hatte er eine ganze Sammlung Lieder beisammen, deren Grundgedanke seiner eigenen Stimmung entsprechend (Stutz verlebte eine sehr traurige Jugend und litt innerlich viel, denn er war ein tiefführender und geistig lebendiger Knabe) die Trübseligkeit des zeitlichen Lebens, Sünde, Tod, Ewigkeit u. dgl. ausmachte. Naturschönheiten mochte er nicht beschreiben, weil ihn der schöne Frühling jedes Mal wieder an den Pflug rief, die Sonne ihm zum verschmachten auf den Kopf brannte, die leisen Morgenwinde, der perlende Thau ihn tropfnass, schlottern und frieren machten, duftendes Gras und blumiger Klee ihn oft als Bürden auf dem Rücken fast in den Erdboden hineindrückten. Nur der innerlich Glückliche fühlt ja auch die Reize der Natur. Ein im Jahr 1818 nach einer Feuersbrunst geschriebenes neues Lied von 22 Strophen, das gedruckt wurde, machte den Pfarrer seines Wohnorts auf ihn aufmerksam; Stutz erhielt von demselben Unterricht, machte aber wenig Fortschritte und setzte sich, um seinen weitem Unterhalt zu verdienen, an's Spinnrad und später an den Webstuhl. Um nicht in den Militärdienst treten zu müssen, (Stutz war Herrnhuter gemorden) wird er im Herbst 1821 Hausknecht in Zürich. Als unterdessen der Vogt unsers Dichters starb, kehrte dieser in die Heimat zurück, fand an der Lektüre von Christoph Schmid's „Ostereiern“ und „Heinrich von Eichensfels“ u. s. w. großen Gefallen und wurde dadurch von der Lektüre der Basler Traktätchen abgelenkt. Im Jahr 1823 wurde er mit Pfarrer S. Tobler im Sternenberg (Verfasser der „Onkel Winkelrieds“) bekannt, und von diesem wohlwollend aufgemuntert. Stutz entschloß sich jetzt, den Webstuhl, an dem er wieder saß, aufzugeben, nach Sternenberg überzusiedeln und dort bei Pfarrer und Schulmeister Unterricht zu nehmen, um selber Schulmeister zu wer-

den. Durch Hebel's alemann'sche Gedichte veranlaßt, fing er an, eigene Versuche in mundartlicher Dichtung zu machen. Im Jahr 1827 erhielt er einen Ruf als Arbeitslehrer in die Blindenanstalt in Zürich, woselbst Scherr damals Oberlehrer war, kam hier in bessere Verhältnisse und schrieb seine ersten „Gemälde aus dem Volksleben“, die 1830 erschienen und sich großen Beifalls erfreuten. 1832 gab Stuk eine neue Sammlung heraus, die ebenso günstig aufgenommen wurde. Im März 1836 erschien „der Brand von Uster“ als dritter Band. Die Jahre 1836 bis 1841 brachte der Dichter als Lehrer im Appenzellerlande zu; 1840 war ein viertes Bändchen von „Gemälden“ erschienen, außerdem mehrere andere Schriften.

Im Spätherbst 1841 zog Stuk zu seiner verwitweten Schwester nach Matt, G. Sternenberg, legte hier die Finsterelei „Kafob-Zell“ an, wo er seine Tage in Abgeschiedenheit verbringen wollte und förmlich als Klausner lebte, sich mit aufgestellten Todtenköpfen umgab und einen Kreis von jüngeren Freunden um sich sammelte, die sich gegenseitige Bildung und Beförderung des Volkswohls zur Aufgabe machten.

Wir übergehen Stuk's weitere Lebensschicksale. Seine großen Verirrungen hat dieser merkwürdige Mann geführt, — weitere Andeutungen gehören nicht in den Bereich dieser Skizze.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stuk, erster Theil, zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1830. Fr. Schultheß und Sal. Höhr.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stuk, zweiter Theil, zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1832. Fr. Schultheß und Sal. Höhr.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stuk, dritter Theil, zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1836. Fr. Schultheß und Sal. Höhr.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stuk, vierter Theil, zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1840. Fr. Schultheß und Sal. Höhr.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stuk, fünfter Theil, zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1843. Fr. Schultheß und Sal. Höhr.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stutz, sechster Theil, zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1853. 3r Schultheß und Sal. Höhr.

Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben. Als Beitrag zur nähern Kenntniß des Volkes von Jakob Stutz. Pfiffikon, Rt. Zürich, Druck und Verlag von K. U. Zwingli, 1853.

Lieder, Erzählungen, Briefe theatralische Bearbeitungen (im Dialekt und in der Schriftsprache) für das Volk u. s. w.

Wenn die ächte Poesie in phantasievoller Vertiefung und Erklärung der Natur und des Lebens besteht, so darf Stutz kaum ein Dichter genannt werden. Der Name wurde ihm auch beim Erscheinen des ersten Bandes seiner „Gemälde“ von A. E. Kröhlich bestritten, und in der That bewegt sich Stutz auf jener Grenzschiede der Poesie, wo diese auf den Seitenwegen der Satyre und der Didaktik in's wirkliche Leben und seine sittlichen und sozialen Bedürfnisse sich zurückverliert. Stutz entbehrt ebensowohl einer höhern Bildung, wie einer schöpferischen Phantasie. Er hat es in seinem Leben nie zum Bruch mit der naiven Weltanschauung seiner ersten heimatischen Umgebung gebracht; er war ein Feind aller Methode; er wollte das geistige Leben überall unmittelbar, nicht durch Bildung und Reflexion haben; er hatte sich so in die letzten Heimlichkeiten des Weibsvolkes am Hörnli und am Bachtel, dem er selbst angehörte, eingelebt, daß Keiner so wie er im Stande war, Sitte und Unsitte dieses Landesheiltes zu beschreiben. Stutz idealisirt nirgends; er photographirt das Leben in der oft harmlosen, oft widrigen Beschränktheit, worin es sich ihm zeigt. Seine Sitten- und Seelengemälde sind bis auf den letzten Strich ungeschminkte Wahrheit, Fleisch und Bein aus einer Zeit, wo die kalten Streiflichter der beginnenden Aufklärung die umhüllenden Nebel des Aberglaubens, des Vorurtheils und der „guten“ alten Sitte noch nicht durchbrochen haben. Diese „Photographien“ waren ebensoviele getreue Spiegel davon, wie das Volk lebte und dachte; sie galten darum bei den Originalien, die dazu gesehen und die besser zu sein meinten, als sie waren, für Karrikaturen, bei Männern dagegen, welche das Volk aus seinem Schlafe herausheben und zum Selbstbewußtsein wecken woll'en (wie bei Scherr und Joh. Kasp. v. Drelli) als heilsame Satyren, wo nicht gar als idyllische Kunstwerke. Um den Vorwurf des hämischen Satyrikers von sich abzuwälzen, schilderte Stutz auch die Manieren und Gebräuche der Stadtbewohner (im „Storchenegg-Anneli“) aber übertrieben und nicht so wahr wie die Sitten seiner „Birgler“. Im „Brand von Uster“ hat er mit großer psychologischer Wahrheit,

wenn auch etwas breit und eintönig, die gewaltigen sozialen Störungen und Umwälzungen gezeichnet, welche die Einführung der mechanischen Web- und Spinnmaschinen in seiner eugern Heimat heraufbeschwor.

Die Erzeugnisse aus Stubsens späterer literarischer Thätigkeit stehen denen seiner ersten Periode bedeutend nach. Sie wiederholen und variiren theils das schon früher bearbeitete Material, theils neben sie (seit Stubs Schulmeisterstudien gemacht) den Dialekt nicht mehr so rein, theils sinken sie, was bei diesem Genre nicht anders zu erwarten ist, (weil das ideale Pathos fehlt) zum Trivialen und zum Gemeinen herab. Was Stub vollends unter dem Namen „Briefe“, „theatralische Bearbeitungen“ u. s. w. geliefert hat, ist theils Umschreibung früherer Stücke, theils so unbedeutend, daß es sich nicht über das Mittelmäßige erhebt. Das Beste, was Stub geschrieben hat, ist wohl „Die neidische Ehlefe“; auch die Szenen aus der „Spinnstube“ sind von unübertrefflicher und bisweilen fast erschreckender Objektivität. Ein solcher Realismus oder Naturalismus, wenn man lieber will, interessiert durch seine nackte Wahrheit, aber er zieht uns durch das Erdige seiner Stoffwelt aus dem Aether der Poesie in die trübe Prosa des Lebens herab! —

Die neidische Ehlefe.

Ehlefe.

E fälscheneri Frau chönnt 's doch keini ge,
 As wie die alt Nagleri ist;
 Mi Lebzig hä-n-ih keini so gsch.
 Sie lügt sicher meh, as sie frist;
 Und mag doch gwüß nüd se wenig uff 's Mol,
 Ghäuet de ganz Tag noh und hät de Schnabel voll.
 Ih wött sie doch amig möge verriße-n-und verzehre,
 Wenn sie aie-n-is 's Ehegaumers ue schwänzlet,
 Und wenn sie mit der Frau redt, umetänzlet,
 Und lachet, daß mä sie uff ene Stund mit möcht ghöre.
 Sie lruüt de ganz Tag im Dorf umenand,
 Lügt über d' Lüt und seit allerhand.
 Kei Menich hät so en Lärme gmacht, as sie,
 Daß ih a'Abot emol is Weßgers ue bi.

Babe.

Wie chast du jetz auh eismols so
 Uff die alt Nagleri cho?

Seb ist mi Seel kei leidi Frau,
 Das sägeb noh viel Lüt;
 Sie werchet und hufet ämol auh;
 Und z' Leid thuet sie gwüß kein Mensche nüt.
 Sie händ ihri Sach gwüß nüd im Schlaf übercho;
 Sie händ öppis müeße däsür usstoh.

Chlefe.

Na, sie händ denn en Hochmueth, das f' e Chuch chönnd ha,
 Und de groß Bueb so viel verdiene cha.
 Ae bhüet is Gott! ih wött euferi Sach glich noh lieber, seb wött ih,
 Und wenn ih gwüß noh minder hätti,
 As miß edeweg z' ploge-n-und z' strofe.

Babe.

Die sebe Lüt händ gwüß scho mängi Nacht nie gschloffe,
 Und gwerchet wie die arme Hünd;
 Es ist sih nüd z' verwundre, wenn f' scho zue öppis cho siud.

Chlefe.

Die Rare! 's ist i hundert Jahre glich, seb isch.
 Esterli, jag auh bei d' Chaz ab em Tisch;
 Lueg, lueg, sie frißet vo 's Chindlis Brod.
 Hau ere brav, bis sie abe goht!
 Ja ja — sie weret doch nüd rich, seb werdet f';
 Die chäkers Rare cheret 's
 Denn mängs mol doch verzwislet ungeschickt a;
 Viel lieber wött ih gar nüt, as so es Lebe ha.

Babe.

Sie händ doch öppis chönne-n-erhufe.
 Chlefe.
 Se heiet f'! Zotebli, fauk auh 's Hienli uje!
 Zotebli.

Muetter! d' Nagleri chunnt dort vorne füre
 Mit em e Zeindli volle Birc.

Chlefe.

Ja gwüß! sie chunnt do hindre mit;
 Bi aber guet sicher, sic git
 Gwüß niem'rem öppis davo.
 Stille! — sch! — sie ist scho do.

Nagleri
 (ruft aus der Thüre).

Chörst, Chlefe! chönnt gschwind use cho?

G h l e f e
(geht).

Herr Zeger Gott! bist du do, Frau?

M a g l e r i.

Gott grüßi! ja, do hä der auh

U Paar vo-n-eufre-n-Eglescher-Bire-n; er händ jo lei.

G h l e f e

(erstaunt).

Nei, nei, nei!

Was häst auh denkt? — U ganzes Ghörbli volle!

Dant der Gott, z' tüsig hundert mole!

De Herr Gott wöll der 's zehfach wieder ge!

M a g l e r i.

Ach schwig doch auh! es ist gern gisch.

G h l e f e.

Ghumm gwüß auh noh e chli i d' Stube-n-ie;

Es wor miß doch freue, de glaubsch nüß wie.

Ih hä scho mängs mol d' Langwil gha noh der;

Denn i hä scho lang leis Wort meh ghört vo der.

M a g l e r i.

Gheßt, ih chumme die ganz Wuche niene hi.

G h l e f e.

Gell niene hi.

M a g l e r i.

We mä halt z'werche hät, so mueß mä — —

G h l e f e.

Hilßig si.

Ih weiß wohl; de bist di nüß gwönnt müeßig z'goh,

Wie mängi andre Frau in Hüfre-n-ume z' stoh.

Ih hä grad zu der Babe müeße säge:

Ih wött nu auh din Geiß möge.

De chast denn alles so guet irichte-n-und mache,

Sei 's auh, was 's wöll in alle Sache.

M a g l e r i.

Ach, min Gott! 's lehrt ein scho.

G h l e f e.

Gell, we mä will — — —

Nagleri.

Nei, we mä denkt mit Ehre dure z' cho,
 Und wenn mä-n-es Schulde — —
 Ehlefe.

Güetli hät.

Nagleri.

Und we mä-n-auch ab. — —
 Ehlefe.

fergge sött.

Nagleri.

Und mängs mel nu kein Schilling und kein — —
 Ehlefe.

Kappe hät.

Nagleri.

Ach, min Gott! was mir scho händ müesse lide,
 Ach und min Ma, uff alle Site!
 Eis Ehrüz um 's ander und eis Glend
 Hät is troffe, sit mer Hochsig gha händ.
 Denk nu wie lang 's Anneti — — —
 Ehlefe.

Ghrant gü ist.

Nagleri.

Und mir nüt hind'r is und nüt vor is gwüßt.
 Es hät viel hundert mol grochset im Bett,
 Wenn 's nu auch e chli guete Wi hätt'!
 Aber mir händ ehm keine chöne ge;
 Wo hätteb mer 's Geld däreue wölle neh?
 Ein Stillstand hätteb mer nüt dörfe säge dävo;
 Wer wäred in e grusamiqs Gfäg ie cho.
 Ah hä mängsmol Noth gha mit mim Ma;
 Denn hät er gsait: 's mueß mer das niemer ufha;
 Ah will miß z' erst mehre-n-uff Lebe-n-und Tod;
 De Herr Gott hilft is z' letzt doch us der Noth.
 Uff das hät er miß amig vertröst;
 Und de Herr Gott hät is us allem erlöst.
 Keß hä mer 's allweg besser, as dävor,
 Und 's goht is eifig besser vo Johr z' Johr.
 Wier händ jeh äfange-n-e Ghuch;
 Ist alles gfund, thüe mer uff 's Johr — —

Ghefe.

Noch eini zu.

Ragleri.

Ja uff der Welt freut eine nüt äso,
 As we mä mit Mueh und Ehre hät chönne zu öppis cho.
 Selber verdienets Brod und eige Milch und Ante
 Freut ein, daß mä Gott nüd gnueg cha danke.
 Und wenn is öppis wächst, das ander Yüt nüd händ;
 Und bsunders will mer so viel Bire-n-überchönd,
 Cha-n-ih nüd anderst, as ehne ge.

Ghefe.

Ach min Gott! ja das mueß ih ebe gseh.

Ragleri.

Für chömmer de Zeis us de Bire-n-und Depfle ge -- --

Ghefe.

F' glaub es gwüß, ge.
 Ih mag der 's doch vo Herze gunne, daß er's e beweg händ;
 Bin eus ist eißig nu Kommer und Glend.
 Doch es ist z' letst alles nu Welt;
 De Rich mueß sterbe und hätt' er all (Häst: voll Geld,
 Wie-n-ich, und hä doch gwüß kein Schillig meh.
 Ja nu, 's wird wieder öppis ge;
 Mä lot miy weder hunger sterbe, noch nackig goh.

Ragleri.

Ja, ja! mä denkt mängs mol äso;
 Aber wer sih nüd selber helse cha,
 Ach, min Gott! Ghefe,-n-ist übel dra.
 Wer sih uff Menschehülf nu mueß verlo,
 Hät sicher en schwere (Hrüzweg z' goh.
 Mä git wol gern, das weiß ih wohl;
 Aber nüd eißig; d' Moosß wird z' letst voll.
 „Heime mi,
 „Wis cha besser si!“
 Hät min Netti selig viel hundred mol gseit.
 Ihr tuisige Ghinde! „Nät und Arbeit
 „Sind zwo Ware,
 „Sie lönd weder Mangel noch Armueth dure!“

(Ghefe
 (verlegen).

Ja, ja, seb wohl!

Mä denkt halt gar allerhand, mäns mol.
 Chumm jeh auh noh e chli i d' Stube-n-ic!

Nagleri.

En anders mol denn.

Chlefe.

Ach, de Chunnst nic.

Nagleri.

Ich mueß gwüß noh ge-n-Depfel gänne.

Chlefe.

Und ich sött noh mi Side-n-uisspinne.

Ich dank der für die Bire z' tusig mole.

Nagleri.

De Gast denn z' Obig noh 'chli Depfel hote.

Chlefe.

Nei, 's ist doch emig auh nüd z' thue!

Nagleri.

Wo woll, Chumm denn nu ne!

(geht.)

Babe.

Ischi furt? Nei, du häst auh Bire!

Chlefe.

Ja, sie springt grad dört durfüre.

Jä poß Tusig die Frau ist doch nüd se leid;

's Git wenig bräver, mit und breit.

Schöner Bire hä-n-ih noh nüd bald gseh.

Und denk nu! sie wott mer noh Depfel ge — —

Seh, versuech auh eini dävo!

Allweg will ih denn z' Obig geh.

Prächtig Bire-n-! e bravi Frau —!

Sie git be-n-arme Lüte-n-emäl auh.

Babe.

Wer sust auh beweg redt und thuet!

Jeh häst erst noh tho, as wär sie i kein Schueh ie meh guet.

Dere worist doch, mein ih, d' Stimm ge,

Wenn sie d' Hebammestell wött überneh.

Das Chunnst mer prezis so vor,

Wie, wo mä de Umcin damme gmacht hät vor eme Johr.

Chlefe.

Hei jo, es thuet mer emäl sterbesweh,

Wenn ih bei ander Lüt mueß gseh,
 Daß f' ase nu chönnd ha, was f' wend,
 Und ich cha hocke do i mim Elend,
 Mueß Tag und Nacht lägeret und ploget si,
 Und bring es doch niene hi.
 Gsehst, 's Brühle chunnt miß eidlich a,
 Daß mer 's 's ganz Nohr e beweg müend ha.
 Allweg sött mä-n-eis schlo, wie en Hund
 Wenn 's beweg wie-n-ich zum Vorfchi chunnt,
 Und so früeh und unwüßed Hochsig hät.

Babe.

Mach 's nu wie die alt Nagleri; arbeit und bätl'

Schreden und Verwirrung.

Ma.

Es ist e Broust! Es brünt — es brünt — !
 Um Gottes wille! stöhnd auh uf!
 Ghörst Frau! lueg wie 's e Rötthi ist
 Dört obe-n-über 's Eichholz ic.
 Mä gseht 's grad do zum Feister us;
 's Ist mein ih 's alte Friedlis Hus.

Frau.

Herr Jeger Gott! wie thuest du auh;
 Was denkst auh so en Lerne z' ha.

Ma.

Es ist e Broust! — verstohst miß nüd? —
 Wo sind mi Hose? — groöki Strof!
 Ih hä f' doch nächt a d' Bestte ghäntt.
 Sind f' ächt in Bode-n-abc geheit? —
 Ja — do sind f'. Wie ist mir se-n-Angst!

Frau.

Ah, min Gott! — ja — es ist e Broust.
 Los nu, ih mein' mä rüef „Fürijo!“

Ma.

Und goht denn noh de Wind äso.

Frau.

Stöhnd uf, ihr Ghinde! 's ist e Broust!

Ghinder.

Was git 's auh Mutter —?

Frau.

's ist e Broust!

Ghinder.

's Wird doch auh nüd im Dörfli si?

Frau.

Nei, nei! 's ist über 's Eichholz ic;
Wä geht 's schier do zum Keister us,
's Ist allweg 's Alte-Friedlis Hus.

Ein Ghind.

Ghörst Mutter, wo ist auh mis Hemp?

Ein Anderes.

Ich weiß nüd, wo mi Röckli ist.

Frau.

Und ich cha nüd i d' Füppe-n-ic,
Die ufloth's Häfte chregeb auh.

Ma.

E Strof, was das für Hufe sind;
Denn wie-n-ih schlüf und wie-n-ih zich,
Se Humm ih nu i d' Fletteri ic.

Frau.

's Wird eifzig heit'rer, min Herr Gott!
Wie wird 's auh bene Lüte si.
Wec auh de Heiri und de Groß;
Es schlofed noh beedsamme do.
Ghörst, ist mis Brusttuch nüd bei zue?

Ma.

Schwig! ich hä mit mir selber z' thue.
Ihr tüfels Hufe! grocki Strof!
Verzieh mer Gott mi schweri Sünd'.
Nei Humm ich ächt auh nüd drin ic —
Jez fahr ih aber gmüß nu dri,
Und chömm 's wo 's wöll, 's ist nüd viel hi.

Frau.

Ach, leg nü gschwind die neue-n-a.

Ma.

Se gi mer s' bei zum Chaste-n-us.
 Ih hä-n-a dene alls verzerrt,
 Und bring es nu schier nümme-n-ab.
 Zeh hä-n-ih d' Fuetteri do am Bei,
 Und denn der Ueberzug allei.
 Seh, gieb die Hofe-n-auch emol.

Frau.

Ih triffe 's Schlüsselloch schier nüß.
 Wie ist das auch e schröcklihs Für!
 Wie schint 's nüß dort dur Tanne dur.

Ma.

Bringst auch de Chaste noh nüß uf!
 Wie lang mueß ih noh warte druf!

Frau.

Wo wohl, 's ist richtig; seh do häsch;
 Leg s' hurtig a. Wie zittre-n-ich!

Ma.

Das ist di Schlutte, lueg auch do! —
 Du bist denn gar wie lek im Chopf.

Frau.

Sind 's das?

Ma.

Nei, die sind auch nüß mi;
 Es sind em chline Bilebli si.

Frau.

Ih find' es gwüß nüß, große Strof!
 Es wird jo heit'rer allwil;
 Mä gsächt Geld z' zähle-n-uff em Tisch.
 Hans! gang und rüef auch 's Faggels gschwind;
 Mer wölleb mit enand're geh.

Heiri.

Hörst Metti! 's ist jo nu de Mo. —

Ma.

Was seist? — es wird doch auch nüß si —

Ja gwüß, ih gseh, es ist äso.
 Wer rüefet denn aber auh „Fürio“?

Hei r l.

Ah, de Nachteuel isch es gsi.

Frau.

Do häst du recht; das cha-n-jeh si.

Ma.

Nei — hät is ächt auh öpper ghört?
 Mer hämed in Kolender ie.

Frau.

Es ist mer jeh noh himmelangst.

Ma.

Und ich bi-n-ase wegem Mo
 So um mi Werchtighose cha.
 Ja nul 's ist besser as e Broust;
 Sie sind kein halbe Gulbi werth.

Frau.

Sust händ mer auh en Verne gha:
 Ich mueß jeh mäger lache drab.

Ma.

Und we mä 's z'lest auh scho erfahrt, —
 De Schi trügt gar uff mängi Art.

Der Unzufriedene.

Es hät's doch auh lei Mensch e so
 Uff dere Welt, wie'n ich;
 Ich hä's scho allweg z'Hande gno,
 Und wirde doch nid rich.

Und meine doch, ih huñ auh
 Se viel ih immer cha,
 Und was ih gseh, sind d'Kind und d'Frau,
 Bim Grülle bständig dra, —

Und wot's nitd ge und wot's nitd ge;
 Was das auz tusigs sei?
 Wie mueß ih's denn auch z'Hande neh?
 's Jit doch kei Hererei.

Wie mängem alls am Schnüerli goht!
 Und ich, ihr liebe Pitt,
 Mueß huse, werche, frileh und spot,
 Und Humme doch zu nit.

Ach, 's Große Warr, de hät jetz scho
 En Stier und zwo, drei Ghileh,
 Und ich zwei Geißli — Jeger o!
 Auz gar keis öppevie.

Und's Vigersch Heiri uff der Hof
 Hät gwüß scho Säck voll Gelb.
 Nei 's ist doch auz e großt Stroß
 Daß so ist uff der Welt.

Daß mänge dumm eifältig Tropf,
 Dei cha zu öppis cho,
 Und mänge gschide witzig Chopf
 Mueß hinne'n abe goh.

Und 's Friedlis Hans im Mätteli
 Hät gester Hauptmä ge;
 Und ich bi nu de Besedi,
 Mi Frau 's Chliheiriz Bree.

Ach, daß ih auz so ungschickt bi,
 Und nit so mache cha;
 Mueß ich denn auz mi Lebzig si
 E so en gströste Ma.

Doch fang ih wieder neuu a,
 Will huse frileh und spot,
 Und alli Ditzli idme ha,
 Daß doch nit z' niste goht.

Denn git's es scho, es Käpli Chorn
 Macht z'lets e Viertel us,
 Es Käppli hüt, es Käppli morn,
 Git z'lets en Gulbi drus.

Denn gib ih noh en rühe Ma,
 Wenn 's affe goht wie's sött;
 Denn wot ih alles schöner ha,
 Ach, wenn ih's nu scho hätt.

Aus dem „Brand von Uster.“

Die Spinnstube.

(Um's Jahr 1812.)

Zweiter Auftritt.

Schulmeister.

Will emäl auh es Bützli züen i cho.
 Es hät doch en grusame Schnee.
 Bi do bim Steihoffelse zue in e
 Windwechtele-n-ie cho, hä gemeint,
 Ih chömm mi Lebzig nümme drus.

Großmutter und Mutter.

Sä lieg bei uff der Ofen-ue, er ist
 Füllrheiß. mer händ hüt zwei Mol gheizt.

Schulmeister.

Ih nimm es a, und liege-n-ue.

(Er steigt hinauf).

Ne, 's ist doch niene-n-Gim so wohl, as wenn
 Wä-n-uff em warme-n-Ofen-obe lit.

Großmutter.

Dä häsch präzis wie-n-ich. Ih glaube, wenn
 Ih be nüß hätt, wär nümme do.

Schulmeister.

De ist doch jekt prezis wie-n-er mueß si.
Nüd z' heiß, nüd z' halt, grad wie 's sih ghört.

Großmutter.

Dä machst mich schier gar z' gluste; mein ih wöll
Auh grad es Augenblickli zue der ue.
Es früürt mich ase fast a d' Bei.

Schulmeister.

Sä chumm nu har, häst noh Platz guueg.

(Sie geht.)

Die Kinder.

Schuelmeister! wäger jing is auh es Lieb,
Mer händ fürwohr scho fast de Schlof.

Schulmeister.

Ah, ich cha nümme singe. Na wo-n-ich
Noh jung gi bi, do hä-n-ih keine gfücht.
Ja — wemmä-n-äsa geg de-n-Ahze ruet —
Sä-n-abet's scho — poh tusig Rad!

Mutter.

Dä hasch es jekig noh; stimm nu Eis a.

Schulmeister.

Ja nu, es ist mer mede glich.
Großmuetter du singst auh, häsch ghört
Es fällt mer grad en Psalme-n-i, de gheißt:

„Hilf Gott wie geht es immer zue.

Daß alles Volk so grimmet.

Fürsten und Künig all gemein u. s. w.“

Kinder.

Ja ja, d' Großmuetter hät is de do glehrt.

Schulmeister.

(Er räuspert sich.)

Nu denn, sä stimmed a, und finged auh
Recht noh de Worte-n-und recht noh der Not.
Bi „Volk“ gend Achtig, denn do chiit's
Mängmol e Bißli trurig; händ er's ghört? —

Bi „Hilf“, do goht's erstuhndlich langsam; aber
 Bi „grimmet“, lauft's halt zum e-n-Erdewunder gschwind,
 Bi „Könige“-n-und „Fürste“ goht 's
 Ganz trurig, trurig; — merket das!
 Und wenn er dänn zu bene chönd,
 Sä haueb mer f' recht use; denket dra!

N ö g g l i.

Mer wänd f' scho uschaue, wenn 's agoh't.

Schulmeister

(stimmt an).

Achäf aha gee, jaha jäff.

(Alle singen.)

„Sihihilf Sonitte wieni geht jesi jeimмери zuä
 Danis allei Volkenei soni gärimmet.
 Hörseni jundi Künigeni alle gemein“ u. s. w.

N ö g g l i.

Händ still, händ still! ich ghöre-n-Depper lache.
 Juhce, hee! eufri Liechter chönd!

Britter Auftritt.

Ghliann, Babel, Trynel, Beetli treten mit ihren Spinnrädchen herein.

Babel.

Boß Chäker, wie goht 's do scho lustig zue!
 Nei lueget auh hört uff der Dse-n-ue,
 Die beede-n-alte Mensch, nei, nei!
 Schuelmeister, wenn 's der nu nüd z' warm wird bei
 Bim Urscheli zue, heb mer Sorg,
 Es ist erst Achtesiebehgi.

Schulmeister.

De Babel ist doch eifig volle Späff.

Babel.

Jä hinächt wemmer aber auh
 En alti Nacht ha, 's ist mer drum.
 De Heiggel und de Ruedli chönd dänn noh.

Und die müend is bi Gost en Schoppe Bränz
 Und e nübaches Bröbli zahle, bstimmt!
 Das söll ehne verheisse si.
 Dänn wird de Friedli auh noch cho,
 De Trynel freut sih jeh scho druf.

Mutter.

Aha! jeh weiß ih scho worum.

Trynel.

De Babel gheht e gwüß sä gern as ich.

Babel.

Dä häst nüb übel gschosse. Gsehst, ich hä
 Die subre Lüt mi Lebzig lieber gseh
 As müest; ih hä 's i dem wie ander Lüt.

„Subri Schächli gsehn ih gern,
 Für noch lieber weder jern“

Schulmeister.

Wenn doch de Babel nümme spasse mag,
 Dänn stoht 's fürwohr schlimm i der Welt.

Babel.

Ich mag bim Hell kei Trübsal bloße, nei,
 Do wär ih auh en Nar! Es wird
 Glich Nacht und Tag, lach ich dänn oder grin.
 Und j' lang 's en Base j' Loh gitt, chann
 Ich alle Tag verbiene was
 Ich nöthig ha. Drum hei ha ha.

(Sie singt.)

„Rustig will ih jung noch bi,
 Fröhlich si in Ehre!
 Waie-n: isch nu's Johr e mol
 D' Zyte thüend sih chehre.“

„Es gyget en Gyger,
 Es tanzet en Schwob,
 Spring ume, spring ume,
 Du fule Spitzboh!“

„Gygeligupf und Schwobegäsi,
 Alti Wyber und Ente.
 Siebezig Ghilch und achzig Ghalb
 Gend e grozi Sente.“

Seh! singed Alli mit enand noh Eis;
 Mer wend jeh auh recht lustig si.
 Cho! do chömmet i' scho, die Zwec!

Vierter Auftritt.

Heiggel und Ruedli kommen mit ihren Spinnrädern herein.

Alle.

Gottwillche, Heiggel, Ruedli, mit enand!

Heiggel und Ruedli.

Mer sind nüd frönd, mer sind nüd frönd.
 Nu furt gmacht Babel, 's chit e goppel schön,
 Mer händ bih sicher ghört bim Brunne=n-unc.

Mutter.

Nu spinnet Ghinde, spinnet, und händ Ernst!

Babel.

Sä allo! agstimmt! Alli mit enand.
 's Mueß hiide bis a d'Wulche=n-uc.
 Ihr Mannedölcher singed dänn de Bas.
 Schuelmeister, ab em Ofen abe, gschwind!
 Wenn d' nüd grad chunnst, sä stell bih uff de Chopf.
 Chumm abe=n-Ursch! Du singst dänn de höch Alt.

Heiggel und Ruedeli.

Jä so, händ sih die Zwec a d' Wärmi gmacht?

Schulmeister.

Ih Humme scho, händ nu Geduld,
 Ih bi gwüß nüd de Letzt bim Gsang.

(Er steigt hinab.)

Babel.

Jeh leit sih d'Ursch erst noh recht zweg.
 Wotst obe=n-aben=n-ober nüd? —

Großmutter.

Ich säge Babel heb jech Ruch,
 Ich singe hinächt gwüß kei Not.
 Und gohne-n-auch nüd abem Dfe-n-abe,
 Bis 's uff die Müni gwaruet hät.
 Chann vuh do obe singe, wenn 's mueß si.

Babel.

Sä sing vom Dfe-n-abe, wenn 's nu chiit.
 Mer wend das: „Anneli, wo bist gester gsi?“
 Es gilt!

Schulmeister.

Ich mueß noh z'erst en Priese neh.
 Jech fanget a, und rodet i auch recht.

(Sie singen.)

„Anneli, wo bist gester gsi?
 Hind'r em Hus im Gärtli.
 Säg, was hät im Gärtli tho?
 Rösli pflüct und Majero,
 Hind'r em Hus im Gärtli.“

„Anneli, wer ist bei der gsi,
 Hind'r em Hus im Gärtli?
 Denk, myn Schatz, myn liebe Schatz,
 O, wie gern gieb ich ihm Platz
 Hind'r em Hus im Gärtli.“

„Anneli säg, was händ er grebt,
 Hind'r em Hus im Gärtli?
 Gang und frög du d' Röseli,
 D' Ilge-n-und de Rosmari,
 Hind'r em Hus im Gärtli.“

„Anneli, find er alli Tag
 Hind'r em Hus im Gärtli?
 Ach myn Schatz chunnt nümme meh,
 Wird ehni schwerlich wieder gseh
 Hind'r em Hus im Gärtli.“

„Dent, hät müeße furt in Ghrieg
 Ach, mis Lieb so zärtlich!
 Darum ich so trurig bi,
 Gha wol nitinne fröhlich sy
 Hind'r em Hus im Gättli.“

Großmutter.

Es hät brav lide. Jä, de Babel hät
 E Stimm, es gitt nüß alls voll so.

Babel.

Jetz hä-n-ih aber bald en ruuche Hals.
 Heiggel und Ruebli neßed a!

Ruebli.

(Er zieht eine Branntweinflasche aus der Tasche.)

Es söll nüß fehle; lueget do!
 Wo händ er Gläser? — schenket i!

Heiggel.

Und do ist Brod, 's brennt noh wie Föür.

Großmutter.

Ihr tuffigs Burst, was stellet ihr auh a!
 Jä, wenn 's e beweg goht, sä will
 Ich ab em Dse-n-abe cho.

Ruebli.

D' Großmuetter, die mueß z' erste ha,
 Sie wird dänn auh chli lustig drab.

(Er überreicht ihr ein Gläschen.)

Babel.

Nu singet, 's mueß auh recht zue goh.

„Trink aus, sauf aus! trink aus, sauf aus!
 Es lebe das ganze Helvetische Haus.“

Röggli.

Schuelmeister, was ist ächt auh das: „helvetisch“?

Schulmeister.

Wo wött ich wüßte was helv tisch wär.

Babel.

Du chähli's Wunderchelle du!
Was hämmer vo helvetisch. Trint us, Ursch!
Und lönd helvetisch lo helvetisch si.

Großmutter.

Nä, das ist weger herrlihs Bränz.
Do händ er 's Gläsli wieder. Große Dank!

Ruebli.

Wenn Ali gha händ, trinkt mä das bänn z' letst.

Heiggel.

's Händ Ali gha, stell 's nu bei zue.

Babel.

Und wenn er abegschluckt händ, singt mä wieder.
So isch mer noh nüd bald um finge gsi.
Das: „Breeneli ab em Guggischberg“.

Chliann.

Ich hä do noh en Moche Brod im Mul.

Babel.

Sing dänn wenn d' 's dunne häst, mir fanged a.

(Sie singen.)

„Breeneli ab em Guggischberg,
Mäbete vo Schaffhuse,
's Wott en halte Winter cho,
Laß der nüd drab gruse,
La la la, la la la
Laß der nüd drab gruse.“

Speck und Rebe sind my Spys,
Von es nüd grad fahre,
Und wer de Verstand verlürt
Wird halt zum e Nare.
La la u. s. w.

Fischli schwümmet i dem See,
Schreibli i de Bäche,

Styg mer uff kein dürrer-n-Ast,
 Ghönnst es Bei abbrech.
 La la u. s. w.

Beeri wachsed a der Staud,
 Trube-n-a de Rebe.
 Und wer nüt vom Sterbe weißt,
 Weißt auz nüt vom Lebe.
 La la u. s. w.

Zürich ist e großi Stadt
 Winterthur e Chlini.
 Und wer Geld im Chaste hät,
 Ruegi, daß nüß schwini.
 La la u. s. w.

Deffel, die sind chugelrund,
 Dörnli, die sind spizig,
 Denk, wenn dich de Zorn asicht,
 Spizig ist nüß wüzig.
 La la u. s. w.

Anlebrut und Hung druff uc,
 Das ist währlich z' esse,
 Gäßt e mol en Fehler gmacht.
 Thue ehn nüß vergesse.
 La la u. s. w.

Rebe bschnide-n-ist de Bruch,
 Kuebli thuet mä schabe,
 Und wer z' höch ue stige will,
 Fallt z'leit ob-e-n-abe.
 La la u. s. w.

Zusle-n-ab der Gierbrächt.
 Bis mer frumm und sittlig;
 Wenn die Hüener gstorbe sind,
 Sä gitt be Gügge en Wittlig.
 La la u. s. w.

Rösli in dem Garte stöhub,
 Blüemli uff de Haide,
 Tag und Nacht bim Schätzli z' si,
 Thät mer nüd verleide.
 La la u. s. w.

Ghabisbüch und Chriestitel,
 Bruucht mä nüd zum Schrybe.
 Nare chönned mängsmol auh
 wischyde d' Zyt vertrybe.
 La la u. s. w.

Schulmeister.

Jez ist doch das bim Tüsig 's Schönst',
 Das ich mi Lebzig scho gehört hä.
 Das Lehr ih bstimmt auh noch, und wenn ih gwüß
 Dra z' Lehre hätt bis zum Neujohr.

Madlee.

Jez wemmer auh enand noch z' rothe ge.

Babel.

Ja, seh Schulmeister, gib is' Deppis uf.

Schulmeister.

Roth mer i, roth mer a, was ist das?

„s' Sigt Deppis am Rainli,
 Es geschauet ihm sis eige Beinli;
 So Angst und Roth
 Wird ihm sis Ghöppli süürzünbetroth.“

Wer 's nüd errothe cha de mueß
 En Ghämmiwegge zahle, und das bstimmt.

Trynel.

Das macht mir heiß, ich cha 's gwüß nüd errothe.

Babel.

Ich rothe grad und glaube bstimmt ih hai's.
 's Ist, wemä mueß ge z' Gvatter neh.

Heiggel.

Und ich: wenn Eine-n-um es Nentli chunnt.

Kuebli.

Und ich: wenn Eine nümme zahle cha.

Beetli.

Nei, wenn de Pfarrer i der Predig bsteckt.

Madlee.

Ich roth, wenn Gim en Lug us Hunnt.

Röggli.

Nei, wemä bösi Füßli hät.

Babel.

Aech rothet doch aue nümme, 's ist
Mi See nüt Anders as en Gvatterma.

Schulmeister.

Es hät 's von allesamme Reis. Es ist
Es Erdberi, ihr Nare-n-ih.

Alle.

Nei, daß mer jeß aue das nüd z' Si cho ist!

Breeneli.

Mir ist de Si dra cho, emol,
Hä-n-aber gmeint, es sei nüd recht.

Babel.

Ich will i jeß aue Gis usge:
Noth mer i, roth mer a, was ist das?

„Pfnidere, pfnädere Pfiand,

Es hät e fei Verstand,

Pfnidere, pfnädere pfnai,

Nüd goh chaß und hät doch Bei.

Schnittere, schnättere schni,

Wer 's errothe cha, der ist mi.“

Jeß, ihr zwee Chnabe, rothet brav.

Trynel.

Ne bhüet is Gott! das ist e Liechts!
Hä 's scho errothe; 's ist de Junker Hans,
De seb cha nümme goh, und hät doch Bei.

Babel.

Du hälis Nar! nei, 's ist en Gällebock.

Alle.

Jä so—! ja gwüß, en Gällerbod — prezis.

Schulmeister.

„Höck oben e Lyreglogg.

Es chunnt en Wind und wehet sie,

Es chunnt en Schnegg und fähet sie,

Es chunnt en Wygering,

Und friffet de Schnegg und sie.“

Alle.

Das wüßtet mer scho lang; es ist e Dir.

Schulmeister.

Es chunnt mer noh 'Eis z' Si. Seh chönnd er das?

Roth mer i, roth mer a, was ist das?

„Fuchseschwan; und Chagebei,

Säg mer was der Underscheid sei,

Zwüßchet einer Mur

Und einem schlechten Richter?

Jä gellert, das ist jek en andre Gspañ.

Ne bhüet iz Gott! wie gitt i das auh z' thue,

Und ist doch gwüß kein Biße schwer.

Babel.

Ich weiß bi Gott kein Underscheid.

Alle.

Und ich weiß keine=und ich nüb.

Schulmeister.

Er händ 's errothe, schwyged nu Es ist

Kein Underscheid; denn Beedi lönd sich bsteche.

Mutter.

Wött lieber, wenn er wieder Deppis moret singe.

Das Rothmeri und Rothmera

Versuumt Ein, daß 's e Weinig ist.

Alle.

Häst recht, 's ist aber gwüß auh woht.

Nöggli.

D' Großmuetter chann e=n-ebig subers Lieb.

Hörst, wäger sing 's jech auß. Weist das
Do, wo dem böse, böse Heer?

Babel.

Ich säge-n-Urschel sing, wenn d' Ceppis chast.

Großmutter.

Ach, 's ist halt gar en ebig großes Lieb,
Sä lang schier, as de Tag im Summer. Nu,
Es ist z' letst Gis, ih will is z' Gfalle thue.

(Sie singt:)

„Es stoht ein Hus i der Eite;
Der Heer hat frönde Gäste.

Hat frönde Gäste vielerlei;
Ein Heer us Mailand war auch dabei.

Des Heeren Töchterli hübsch und fyn,
Es chochet und brotet und holet den Wynn.

Das Anneli hät Neugli so Glor wie der Stern,
Die gseht der Heer wo Mailand so gern.

Hät Bäggli wie-n-es Röseli roth,
Wenn 's früeh im Maie-n-im Garte ufgoht.

Drei Tag blybt de Heer is Heere Hus.
Goht mit dem Anneli wol in-n-und us.

Goht mit ihm im Garte uf und ab,
Sie brechet bim Mooschii Röseli ab.

Nud 's Anneli chlagt ihm auch dabei,
Wie böß und streng syn Vater sei.

Es Thränli wie Chrijtal so rein,
Fällt ihm us synem Augelein.

Do, wo de Heer furt gfi ist, wähet 's müd lang,
Sä wird 's dem Anneli angst und bang.

Es wünsch, wenn nu de Heer bald chäm,
Und ihns auh zum e Brüttli nähm.

Am Obet spot, de Morge früeh
Lueget 's dur Thräne geg' Mailand ie.

Und d' Heereni gseht 's und froget 's mängsmol:
Mis Anneli! wo seht 's ber, ist der nild wohl? —

Aber mis Anneli seit kein Wort;
Luegt trurig uff 's Schööpli und wandlet fort.

Es mol an 're Nacht, do was söll gseh,
Wird 's eisnols dem Anneli sterbesweh.

Es chlopjet der Maqd, sie söll zue ehm cho,
Und wo sie chunnt, liit es Ghindli do.

Das Ghindli schreit, und druf gar glih
Chunnt scho de Heer und d' Heereni herbi.

Und de Heer, er schnirschet und stamp'et und schlot,
Und rüest: „Du häst verdienet den Tod.

Dir wird in dreien Tagen
Der Hünker den Chopf abschlagen.

Dis Ghindli wird man ertränken,
In tüse See versenken.

Alle.

Das ist e groÿi, groÿi Strof!

Heiggel.

Groÿmuetter seh, do häst es Gläsli Bränz;
's Ist wol e Halbmoos werth das Lied; trint 's us.

(Sie trinkt.)

Groÿmutter

(fährt fort).

„Und 's Anneli sint i, es wird ehm weh,
's Wird todtebleich und wiip wie Schne.

*

Wo 's wieder erwachet, sä-n-isch es allein,
Und süßz noh sym Heeren in Mailand ein.

Es will ihm ein Brieflein schrybe thue,
Ach aber es hat kein Dinten darzue.

Das Anneli uf, mit frischem Mueth,
Es haut sih in Finger und schrybt mit Bluet.

Es schrybt ihm mit ziltrete Händen,
In drei Tage müß 's Leben es enden.

Und erst am zweiten Obed spot
Bringt das Briefli dem Heere-n-ein ylige Bot.

Er list — wird bleich, sym Angst wird groß;
Er lauft und sattlet wohl selber das Ros.

„Jez will ich ryte Nacht und Tag,
Das ich mys Lieb errette mag.“

Und er rytet und rytet verwege und fed,
Im größten Galopp über Stude und Sted.

Und wo die drei Tag sind umme gsi,
So führet me zum Sterbe 's schön Anneli.

Es treit syß schön lieb Ghindli im Arm,
Und küßt 's und druckt 's, das Gott Erbarm!

Es neht ehm mit Thräne die Wägglein roth,
„Erbarm dich unser, seit 's, liebe Herr Gott!“

Es betet und süßzget an Himmel ue,
Es lueget mit Thränen nach Mailand zue.“

Alle.

Gha 's Grine nümme-n-überhebe, nei.
(Allgemeines Schluchzen.)

Habel.

De Heer hätt mä halt sölle schlo, bis das
Er gwüß en Rügge gha hätt wie-n-e Zwetschg.

Großmutter

(fährt fort).

„Zeh stohlt 's höch uff der Hauptgrueb scho,
Und seit zum Hänker: „Ach wart auh noh!“

„Ich gsehne dört uße-n-uff wyter Stroß
„En Rüter chummt z' ryte wol uff eme Roß“

Chuum zwo Minuten so ist er scho,
Grad wie en Bliß bi der Hauptgrueb acho.

Und als er unter das Volch ie trat,
Da wünscht er Allen ein gueter Tag.

Dem Hänker ein süeßer Morge:
„Wer wänd ihr so früeh scho versorge?“

„O Anneli, Anneli syge Herab!
Ich bin dyn Helfer, chumm, sitz uff myn Rapp.“

„Ich führ dich zum Hochsig, zum Brutaltor,
Chum har, die Brullüt warte scho.“

„Wo häst bis Ghindli, 's ist hohe Zyt,
Mer ryled, mer ryled nach Mailand wyt.“

Und Alles rüeft lut, daß 's chringlet im Wald:
„O, 's Anneli mueß leben! erlöset 's nu bald“

Und Mutter und Ghind errett' er vom Tod,
Er bringt sie nach Mailand und danket Gott.

Alle.

Gott Lob und Dank daß 's beweg g'gange-n-ist.

Babel.

Was ist ächt do em Heere gscheh, dem Schölm?

Großmutter.

„Zeh Johr druf lüt en Bettler am Hus;
Der Heer, der lueget zum Feister us.“

„Ach Anneli, chumm! dyn Vater is ba,
Chumm, schütt em heißes Wasser a.“

Babel.

Brav, brav! o wenn 's ehm doch nu auh
Es Lollechessi vollen=n-agheit hät!

Großmutter.

„Ich schütt ihm kei heißes Wasser ah,
Ich hab ihm verziegen und denk nümme dra.“

Babel.

Ich hätt-e tauf bi Gott, ich hätt-e tauf,
Und hätt mer müesse gheiße — Tod.

Großmutter.

„Uff das springt 's Anneli und öffnet Thür,
Und tot syn arme Vater herfür.“

Und do erkennt er 's und fallt ehm an Hals,
Und betet und grint: „Verzieh mer A's!“

Er süßget noch drümol: „Gott, Herr Gott!
Zit still - wo mä lueget -- so ist er — todt.“

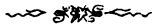
Gott Lob und Dank daß 's fertig ist!
Ich hätt kein Heer g'ge, nei fürwohr. & Strof!
Wie mir de Hals weh thuet im Rache hinne.

Ruedli.

Das ist jeh sust en Vater gsi, daß er
Sis eige Chind hät wölle chöpfe lo.

Schulmeister.

Ja 's hät doch amig groözi Wunder g'ge!
's Git neime hütigs Tags nüt derigs meh.



K. Keller.

Augustin Keller wurde den 11. Nov. 1805 in Sarmenstorf im Freiamt, Kt. Aargau, geboren. Früh schon ungewöhnliche Gaben verrathend blieb er doch bis zum 16. Jahr im väterlichen Hause, besuchte die Dorfschule und genoß etwas Lateinunterricht bei Kaplan Meier. Neben dem Unterricht mußte er dem Vater das Heimwesen bestellen helfen, wurde dadurch mit allen landwirthschaftlichen Arbeiten vertraut und erwarb sich dabei jene seltene Kenntniß des Volkslebens, die ihm in seinen spätern Wirkungskreisen so nützlich wurde. Seine wissenschaftlichen Studien begann er in einem Privatinstitut in Liebigen, Kt. St. Gallen, kam sodann an das Gymnasium in Aarau, an welchem Rauchenstein, Follen und Trorzler lehrten und bezog 1827 die Universität Breslau, unter Behörden, Lehrern und Mitschülern weitgehende Erwartungen zurücklassend, da er mit seinen eminenten Talenten einen ebenso ungewöhnlichen Arbeitsfleiß verband und bei allem Feuer seiner phantasiereichen Natur und seiner patriotischen Begeisterung doch schon so etwas Ernstes, Gelegtes und Männliches in seinem Wesen hatte, daß ihm seine Kommilitonen den Cerevisnamen „Magister“ gaben. In Breslau widmete er sich der alten Philologie, besuchte aber auch philosophische, theologische und staatswissenschaftliche Kollegien. Er machte das philologische Seminar durch, war zu gleicher Zeit Hofmeister im Hause des Grafen Henkel und schrieb mehrere Preisschriften, die gedrönt wurden. Die Ferien benutzte er zu größern Reisen. Im Jahr 1830 kehrte er, nachdem er sich noch längere Zeit in Berlin und Wien aufgehalten hatte, nach der Heimat zurück, wurde Professor an dem regenerirten Gymnasium in Luzern und erfreute sich trotz manchen Vorurtheilen, die ihm entgegenstanden, um des Reichthums seiner Kenntnisse, seiner Leutseligkeit und seines geraden Charakters willen bald einer großen Popularität. Seine Berufung zum Seminaradministrator des paritätischen Kantons Aargau im Jahr 1834 sicherte ihm für die Entfaltung einer vielseitigen Wirksamkeit einen günstigen Boden. Im folgenden Jahr ist Keller schon Schul-, Kirchen- und Kantonsrath und benutzte von nun an seine einflußreiche Stellung für die Entwicklung des Schulwesens und insbesondere des Lehrerseminars, welches 1835 von Aarau nach Lenzburg und 1843 nach dem Kloster Wettingen verlegt wurde. Die wichtige und eigenthümlichste Verbesserung, die er dem Seminar gab,

ist die Verbindung der Landwirthschaft mit demselben. Er bezweckte damit wohlfeilere Lehrerbildung, bessere Disziplin, Erziehung der Lehrer zu einer ihren künftigen Verhältnissen entsprechenden Lebensweise und innigere Verbindung der Volksschule mit dem praktischen Leben. Dieser Zweck wurde vornämlich dadurch erreicht, daß Keller das, was er von dem Volksschullehrer forderte, nämlich daß er Feder und Karst nebeneinander führe, lehre und arbeite, Kopf, Herz und Hand ausbilde, — als Direktor selber vormachte. Und dieses Leben war ihm nach und nach so lieb geworden, daß er, nachdem der Große Rath ihn wiederholt in die Regierung berufen hatte, endlich nur mit widerstrebenden Herzen dem Rufe Folge leistete.

Die höchst einflußreiche staatsmännische Wirksamkeit Augustin Keller's als Regierungsrath und Landammann des Kantons Aargau zu zeichnen, liegt nicht in unserer Aufgabe. Keller hat als Volksmann im besten Sinn des Wortes um seiner politischen Entschiedenheit willen zeitweise heftige Anfeindungen erlitten; aber sein frischer, kräftiger Geist, gepaart mit einer unverwüßlichen Arbeitskraft, haben diese Wolken immer wieder zerstreut und die Hemmnisse besiegt, welche der Regeneration seines Heimatkantons, sowie 1847 derjenigen der gesammten Schweiz entgegenstuden. Der Stand Aargau hat die Verdienste Keller's in dieser Richtung dadurch geehrt, daß es den überzeugungstreuen Veteranen seit Einführung der neuen Bundesverfassung bis heute ununterbrochen in den Nationalrath wählte. Keller war unser Wissens mehrere Male Präsident dieser Behörde; sein großes rhetorisches Talent hat er häufig in den schwierigsten Berathungen der eidg. Rätthe glänzend bewährt und nicht selten vermöge der Klarheit, Kraft und Tiefe seiner Rede entscheidende Voten abgegeben.

Als Mitglied der aargauischen Regierung lebt Keller übrigens immer noch hauptsächlich der Volksschule; anderseits hat er als Mitglied des eidgenössischen Schulrathes Gelegenheit gefunden, seine reichen Erfahrungen und seinen sichern Tact auch dem Polytechnikum und seinen Bedürfnissen zuzuwenden. Die Errichtung der Rettungsanstalt für Knaben in Disberg und der landwirthschaftlichen Schule in Muri ist seinen Bemühungen zu verdanken. Kellers hauptsächlichste im Druck erschienenen Schriften sind drei Lesebücher für den Kanton Aargau, sein katechetisches Lehrbuch in zwei Bänden, zunächst für Schullehrerseminarien berechnet; seine biblische Geschichte für katholische Schulen; ferner mehrere Schul- und Staatsreden und Nekrologe, die Denkschrift zur Rechtfertigung der aargauischen

Klosteraushebung, die Denkschrift über das hoheitliche Placet und die Verkündung paritätischer Ehen u. A.

Keller war der Erste, welcher auch der Mundart des Volkes beim deutschen Unterricht Berücksichtigung schenkte. Seine wenigen Dichtungen tragen das Gepräge seines klaren Geistes; sie zeichnen sich aus durch einen körnigen Styl und volksthümlichen Ton und sind in die besten Mustersammlungen für Volksschulen übergegangen.

Auf der Eisfluh.

Fremder.

Was thürmt sich dort in blauer Ferne
Die Riesenschaar im Bogenkreis?
Sie stimmen hell wie Wandelsterne,
Und stehn doch strack und starr wie Eis.

Führer

Da ist von Dichtern hochgepriesen,
Der grauen Alpen altes Heer;
Der Himmel hat den mächt'gen Riesen
Geschmiedet Helm und Schild und Speer,
Drum siehe, blinken sie so sehr.

Fremder.

Was glänzt wie blanke Silberfaden,
Im grünen Grund gewoben, hier;
Worin sich Thal und Hügel baden
Und holen ihre Blumenzier?

Führer.

Das sind die Bäche und die Flüsse,
Die wirken ohne Ruh und Rast;
Dem Lande bringen ihre Güsse
An Gold und Silber schwere Last;
Drum glänzen sie mit solchem Glanz.

Fremder.

Woh ist der reiche, schöne Garten,
 Wo Hügel grün an Hügel schwillt.
 Und Lust und Segen aller Arten,
 In Tiefen und auf Höhen quillt?

Führer.

Das Land gehöret einem Volke,
 Des frohes, freies Schweizerblut
 Bei Sonnenschein und Regenwolke
 In Haus und Felde nimmer ruht;
 D'rum blüht der Garten auch so gut.

Fremder.

So sind das, denk' ich, Schattenhaine
 Die in den Thälen blühend stehn;
 Das Gartenhäuser, wie ich meine,
 Die ringsum ab den Bergen sehn?

Führer.

Nein Dörfer sind's in grünen Bäumen,
 Und frohe Städtchen allzumal,
 Und Burgen das mit öden Räumen;
 Einst hausten Herren d'rin im Saal,
 Nun steh'n die Mauern wüst und kahl,
 Die Herren wohnen jetzt im Thal.

Tango.

(Um 800.)

Im Kloster lebte zu St. Gallen
 Ein Meister vor den Meistern allen.

Er goß, in jedem Ding gewandt,
 Die ersten Glocken auch im Land.

Als Kaiser Karol das vernommen,
Ist er selbst zu ihm in's Kloster kommen.

Er hörte der Glocken vollen Klang;
Sie mußten ihn ziehen jeden Strang.

D'rauf ließ er sich auch eine gießen,
Und einen Zentner Silber fließen.

Doch Tingo verbarg das Silber schnell,
Und mischte Kupfer an dessen Stell'.

Somit ward die Glocke schön vollendet,
Und jede Zeit an sie verschwendet.

Der Meister freut sich still der List,
Hängt sie zur Probe in's Gerüst,

Und steht, sie innen zu beschauen,
Sogleich darunter voll Vertrauen.

Doch steh' er fand d'rin sein Gericht,
Die Krone reißt, und springt und bricht.

Die Glocke stürzt ins Loch zurücke,
Und bricht dem Meister das Genicke.

Da sprach der Abt, er sprach's nicht gern:
„Das Unrecht schlägt den eignen Herrn!“

~~~~~  
**Niklaus Thut.**

Gen Sempach zog für Oestreichs Macht  
Zofingens Fähnlein in die Schlacht,  
Das Fähnlein aber trug mit Muth  
Voran der Schultheiß Niklaus Thut.  
Bald war mit Schwert und Hellebart  
Ihr Harst um Leopold geschaart,

Bald standen sie zum heißen Streit  
 In grünem Wiesengrund gereiht.  
 Bald brachte aus des Waldes Nacht  
 Der Feind die wilde Männerschlacht.  
 Bald schien dem Adel, felsgefeilt,  
 Glorreich schon gar der Sieg ereilt. –  
 Da kam der Eidgenossen Heil,  
 Struth Winkelried, und brach den Keil,  
 Er sprang in Oestreichs Speerwald ein,  
 Und riß den Seinen Bahn darein.  
 Und wie ein Blitzschlag fuhr sogleich  
 Der Tod ins Herz von Oesterreich,  
 Und Eich' auf Eiche schlug er hin,  
 Kein Schild, kein Panzer hemmte ihn;  
 Und selbst der Herzog hochgemuth  
 Sant sterbend in sein junges Blut.  
 Doch in des Kanipfes höchster Bluth  
 Stand immer noch der Schultheiß Thut.  
 Er stand als wie ein Riesenthurm,  
 Und hielt sein Fähnlein fest im Sturm.  
 Und um ihn, trogend der Gefahr,  
 Stritt Leu'n gleich seine treue Schaar.  
 Doch Alles schwankt zuletzt und fällt;  
 Er steht von Allen los geschält.  
 Da trifft der graue Tod auch ihn:  
 Er stöhnt und stürzt auf's Fähnlein hin;  
 Und röchelnd reißt er's noch vom Schaft,  
 Zu retten es der Bürgerschaft.  
 Tags d'rauf da zieht man klagend aus,  
 Holt seine Todten still nach Haus.  
 Man fand die ganze treue Schaar  
 Gefällt, wo sie gestanden war.  
 Der Schultheiß lag im Blut gesumpft,  
 Das Schwert bis an die Faust gestumpft,  
 Und in der Linken hielt, mit Kraft  
 Gefaustet, er des Panners Schaft:  
 Allein das Banner mißte man,  
 Und fand dafür sein Blut daran.

So werden sie nach Haus geführt,  
 Und schlicht mit Kreuz und Kranz geziert.  
 Man trägt mit Sang und Glockenlang  
 Sie Mann für Mann die Stadt entlang.  
 Man stellt sie All' in's Todtenhaus  
 Zu öffentlichen Ehren aus;  
 Und klagend widerhallt's im Chor,  
 Daß Haupt und Banner man verlör.  
 D'rauf hielt der Weibel treu die Nacht  
 Bei seinem Schultheiß Leichenwacht:  
 Der schlief auf seiner Todtenbahr  
 So schön in seinem grauen Haar.  
 Er sah den Herren weinend an,  
 Von dem er einst so viel empfahn;  
 Er strich den Bart ihm aus dem Mund,  
 Auf daß er ihn noch küssen konnt'.  
 Da nahm er, siehe, wunderbar  
 Im blassen Mund ein Lücklein wahr.  
 Er saßt es an, er zieht's hervor,  
 Er schaut es an, er hält's empor;  
 Er ruft, als er das Wappen sah:  
 „Glück auf, das Banner ist noch da!“  
 Gesungen ward's in Spruch und Reim:  
 „Der Schultheiß bracht's im Munde heim!“  
 Sogleich vernahm von Thor zu Thor  
 Die frohe Kunde jedes Ohr,  
 Und staunend lief die Stadt herbei,  
 Und pries des Bannerherrn Treu.  
 Und noch erzählt sich's Jung und Alt,  
 Daß Jeder treu des Amtes walt';  
 Und ob er hoch, ob niedrig steh',  
 Wie Niklaus Thut zum Fähnlein seh'.

### Das Brieflein.

(Um 1430.)

Vom Zugerlande zog daher  
 Ein frischer Knab' von ungefähr;

Er kam nach Zürich kreuz und quer  
Zu einem Gerber in die Lehr'.

Da trat der Meister einst herein:  
„Gefellen, he, wer ist so fein,  
Und schreib mir gleich ein Zeddelein?  
Nach Basel muß geschrieben sein!“

Der Andern konnt' es keiner nicht,  
Sie machten All' ein lang Gesicht;  
Da heischt der Knabe Zeug und Licht,  
Und schreibet, was der Meister spricht.

Er bringt, geschrieben schön und rein,  
Den Brief dem Meister dann hinein;  
Der spricht erstaunt: „Ei, ei, wie fein,  
Du mußt ein Bürgermeister sein!“ —

Und sieh, was Wunder d'rauf geschah!  
Er ward ein Bürgermeister da,  
Wie Zürich nie noch einen sah:  
Der Knabe hieß Hans Waldmann ja.

### Der Meister Hämmerlein.

(Um 1463.)

Der seine Sache kann und fein versteht  
Und jedem Ding auf Grund und Boden geht,  
Der heißt von Nebermann Land aus und ein  
Von Alters her ein Meister Hämmerlein.

Der Chorherr Meister Felir Hämmerlein  
Studirte Tag und Nacht im Kämmerlein;  
Kein Chorherr war in Zürich so gelehrt,  
Und keiner, weit und breit, wie er geehrt.

Im finstern Aberglauben lag das Land,  
 In Lug und Laster tappte jeder Stand,  
 Verdunkelt war das lichte Wort des Herrn,  
 Dem Weisen nur erglänzte noch sein Stern.

Da grub er kühn, trotz Schweiß und Ungemach,  
 Im dunkeln Schacht dem Gold der Wahrheit nach;  
 Er zog es frei, wo er das Kleinod fand,  
 An's Licht, geklärt von Schladen und von Sand.

Die Gule aber liebt die Sonne nicht,  
 Sie schreit und flieht vor ihrem Himmelslicht;  
 Und wer der Welt zu laut die Wahrheit zeigt,  
 Wird mit dem Fiedelbogen traum geschweigt.

Doch wie sich's ziemt dem treuen Schweizermann,  
 Er zeigte sie und lehrte sich nicht dran;  
 Bis mit Verläumdung sie ihn überspion,  
 Als Zauberer und Keger ihn verspion.

Und als er war ein hochbetagter Greis,  
 An Kräften schwach, an Bart und Haaren weiß;  
 Da trat des Bischofs Knecht zu ihm herein,  
 Und band den frommen Meister Hämmerlein.

Gottlieben heißt im Thurigau ein Schloß,  
 D'rin, Gott zu Leid, man Fuß in Fesseln schloß;  
 Da warf man, wo's nach Molch und Leichen roch  
 Auch Hämmerlein ins tiefste Kerkerloch.

Da lag der franke Greis bei Molch und Wurm,  
 Geblockt, auf nassem Stroh im kalten Thurm,  
 Und blieb, der falschen Lehre falsch verklagt,  
 Mit Gott vor seinem Bischof unverzagt.

Er sprach zu ihm: „Die Wahrheit ist nicht mein,  
 Der Welt ist sie, der Ewigkeit gemein;  
 Sie widerrufen kann ich ewig nicht,  
 Nur wieder rufen Jedem ins Gesicht.“

Der Bischof sprach ihn frei, doch war es klar,  
 Daß Hämmerlein kein Freund der Klöster war,  
 Und schickt' ihn abgezehrt auf Haut und Wein,  
 Zur Haft den Mönchen nach Luzern hinein.

Hier saß der arme Meister Hämmerlein  
 Nun lang im engsten Klosterkammerlein.  
 Man gab, zu längern seinen Hungertob,  
 Dem Kranken Wasser nur und schwarzes Brod.

Nun rief er todt schwach einst den Guardian,  
 Und hielt bei ihm um den Gefallen an,  
 Daß er, den Baslern Eintrag nicht zu thun,  
 Die Keuß verbiete jedem Klosterhuhn.

„Es endet mit ihm!“ denkt der Vater gleich,  
 Und tröstet ihn: „Die Keuß stiehlt also reich,  
 Daß wohl ein Hühnlein aus ihr trinken kann,  
 Kein Basler Müller spürt's dem Rheine an!“

„So gnadet,“ bat der Greis, „ein Gleiches mir,  
 Und gönnt von eurer Tafel reicher Zier  
 Mir nur ein Bißlein je, so klein es ist,  
 Das weder Herr noch Knecht bei Tisch vermiszt!“

Da brach des kranken Greises scharfer Scherz  
 Dem Guardian das felsenharte Herz;  
 Er ließ ihm täglich werden ab dem Tisch  
 Zu Brod und Wein nach Wunsche Fleisch und Fisch.

Und ob er ihm auch Fleisch und Fisch nun gab,  
 Kein Mäuslein nahm darum im Kloster ab;  
 Und heut noch trinkt manch Hühnlein aus der Keuß,  
 Wovon kein Basler Müller Etwas weiß.

## Der Hallwyl'ser See.

Da glänzt der alte blaue Spiegel,  
 In den der Hans von Hallwyl sah;  
 Der Held ruht unter Stein und Kiesel,  
 Der Spiegel ist noch immer da.

Und sieh' in ihrer Hauben Glanze  
 Sah'n mit ihm auch die Gletscher drein;  
 Der Held erlag dem Todtentanze,  
 Die Gletscher schau'n noch immer drein.

Was schaut ihr denn so lang hinunter?  
 Korallen find't ihr drinnen nicht,  
 Doch tausend Fischlein froh und munter  
 In stiller Freiheit Luft und Licht.

Die Lier kränzen sich mit Eichen,  
 Und Wasserrosen gelb und weiß;  
 Und was von selbst sie nicht erreichen,  
 Das zwingt des Landmann's treuer Fleiß.

Und höher an den irischen Hügeln,  
 Wie legt sich Kranz auf Kranz im Kreis!  
 Gefilde, Matten, Neben spiegeln  
 Im See, und Fluß an jedem Reis.

Und sieh' im Kranz die mächt'gen Sträucher,  
 Die Dörfer traute im Apfelwald,  
 D'raus je ein Tempel Gott zum Preise,  
 Als gold'ne Immortelle strahlt!

Und nieder, nicht auf hohen Stegen,  
 Da ruht des alten Hallwyl's Schloß;  
 Da schliff er still den guten Degen  
 Und trankte still am Bach sein Roß.

D'rum glänze, alter blauer Spiegel,  
 In den der Held von Murten sah!  
 Erbrich des Grabes morschen Kiesel,  
 Und bring' sein Bild uns wieder nah'!



## Th. Meyer-Merian.

Theodor Meyer-Merian ist 1818 in Basel geboren. Er studirte daselbst und dann in Freiburg und Berlin Medizin, promovirte 1842, war bis 1846 Assistenzarzt im Spital in Basel, wurde Privatdozent an der heimathlichen Universität und ist seit 1851 Direktor des Bürgerospitals.

- Abalbert Meyer. Drama in 5 Akten. Schweighauser, Basel, 1846.  
 Der verlorne Sohn, eine Handwerker Geschichte. Berlin, J. Springer, 1853.  
 Kienjeppi, oder Almosen und Wohlthaten. Ebenbaselbit, 1855.  
 Neues Thiergärtlein. Schweighauser, Basel, 1855.  
 Die Lichtfreunde. Thierkomödie. J. Springer, Berlin, 1856.  
 Der Strauß. Idyll. Schweighauser, Basel, 1856.  
 Wintermaeli. Gedichte in alemannischer Mundart. Schweighauser, Basel, 1857.  
 Us der Heimet, oder zweites Buecheli Wintermaeli. Basel, Georg, 1860.  
 Marelli, oder das Bettelmädchen. J. J. Weber, Leipzig, 1860.  
 Johanna. J. J. Weber, Leipzig, 1860.  
 Arnold von Winkelried. Drama in 5 Akten. G. Rüde, Winterthur, 1861.  
 Alte und neue Liebe. Drama in 3 Akten. Haller, Bern, 1862.  
 Die Nachbarn. Idyll. Basel, Detloff, 1864.  
 Dienen und Verdienen. Leipzig, J. J. Weber, 1865.  
 Zerstreute Gedichte und Erzählungen in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern. Geschichtliche, medizinische und Volks-Schriften.

Theodor Meyer ist eine jener Naturen, die wie Virginius mit ihren poetischen Schriften häufig einen praktischen Zweck verbinden, damit in's soziale Leben und seine Schäden und Gebrechen hineingreifen und hierin als ächte Volksschriftsteller sich kennzeichnen, daß sie die poetische Form mehr als ein willkommenes Kleid für ihre Gedanken, denn als einen schönen, organisch sich anschließenden Leib irgend welcher Idee betrachten. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Richtungen ist kein absoluter, da auch die Poesie ihren Stoff aus dem wirklichen Leben zu nehmen hat; allein er ist bedeutend genug, um aus ihm immer wieder die (relative) Selbstständigkeit aller Kunst gegenüber der Tendenz auf praktische Erfolge zu erkennen und zu begründen. Der Uebergang der Poesie in die Didaktik und umgekehrt wird nie ein scharf begrenzter, sondern stets ein fließender bleiben. Es ist dies schon daraus zu erschen, daß häufig beide Gebiete, na-



mentlich in einem Lande, wo ein reges, öffentliches und soziales Leben nicht bloß erträumt, sondern wirklich vorhanden ist, mit Erfolg je von einem einzelnen Schriftsteller angebauet werden. Dies ist der Fall bei Th. Meyer.

Seine lyrischen Erzeugnisse und idyllischen Dichtungen sind nicht selten ächt poetische Gebilde voller Innigkeit und Wahrheit. Die Erzählungen vertreten bei ihm am meisten das tendenziöse Gebiet, aber, müssen wir sofort hinzufügen, fast durchgehend in einem Geiste, der zwar durch die ewigen Wahrheiten des Christenthums geläutert und gereift ist, aber zugleich eine Frische und Gesundheit sich erhalten hat, die ihn streng zwischen Religion und Heuchelei, zwischen Menschentliebe und Pharisäismus, zwischen der Schale des Dogma's und seinem wahren Kerne unterscheiden lehren. Mit welcher Fülle von äußern Beobachtungen und philosophischen Erfahrungen, mit welchem Freimuth und mit welcher rücksichtslosen Schärfe hat Meyer z. B. im „Kienseppli“ den Unterschied zwischen dem pharisäischen Almosengeben gewisser Vereine und ächt christlicher Wohlthätigkeit aufgedeckt. Es ist nicht alles poetisch, was in diesem Buche vorkommt; mehrere Nebencharaktere (z. B. das „Känzlein“, mit dem besondern Zwecke, die Bestrebungen der Thierschutzvereine zu rechtfertigen) sind übertrieben und vielleicht sogar psychologisch unwahr; einzelne Schilderungen sind bisweilen unklar und der Styl wie bei Bizius, häufig breit und etwas nachlässig; aber der Inhalt des Ganzen ist eine große und tief zu beherzigende, mit Menschenkenntniß durchgeführte, erschütternde Wahrheit. Wie klein erscheinen gegenüber solchen Büchern, die das Leben in seinem innersten Grund packen und ausbecken, die Novellen und Thierzeichnungen gewisser literarischer „Berühmtheiten“, die mit glatter Zunge Alles sagen können, aber Nichts zu sagen haben, weil sie innerlich Nichts erleben; die freilich nicht didaktisch sind, aber auch nie eine Ahnung von der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ gehabt haben, wie sie Lessing auf künstlerischem und selbst auf kritischem Boden zu seiner eigenen Beseeligung als ewiges Ideal festgehalten hat! —

In dem Trauerspiel „Adalbert Meyer“, seiner ersten und frischesten dramatischen Leistung, hat Meyer mit viel Geschick einen ähnlichen Stoff behandelt; er hielt sich aber im Ausgang des Stückes zu sehr an die nackte Fabel der Chronik, so daß es ihm nicht möglich war, das Ganze mit der erschütternden und reinigenden Gewalt eines großen tragischen Konfliktes abzuschließen. Weniger gelungen ist sein „Arnold von Winkelried“. Da Winkelried kein dramatischer Stoff ist, so konnte der Dichter auch nicht mehr geben, als

ein mit lyrischen und epischen Bestandtheilen verwobenes, dialogifirtes Sittenbild seiner Zeit, nicht ohne Einmischung von didaktischen Elementen, nicht ohne Einstreuung von großen politischen Gedanken, aber auch mit all jenen Mängeln in der Technik, welche wir bisher bei den dramatischen Schriftstellern der Schweiz gefunden haben und die unsomehr hervortreten müssen, je weniger der Stoff geeignet ist, der dramatischen Form entgegen zu kommen.

### So ganz alleine.

Ich ging so ganz alleine  
Dahin beim Sonnenscheine  
Im heitern Thalesgrund.  
Und freute still mich dessen  
Ich hatt der Welt vergessen  
Wohl manche liebe Stund'.

Ich dachte nicht der Sorgen,  
An gestern nicht und morgen,  
Ich sah nur rings umher  
Die sanften grünen Matten  
Der Bäume milden Schatten,  
Den Himmel drüber her.

Da ward es mir so sonnig  
Im Herzen drin, und wonnig  
Erschloß es sich, wie weit!  
So weit, daß Gott voll Güte  
Noch' einzieh'n in's Gemüthe  
Mit seiner Herrlichkeit.

### Nachts.

Ueber'n See in finst'rer Nacht  
Schlummernd sich die Weibe neiget,  
Nicht ein Sternlein oben wacht,  
Drunten All's schläft und schweiget.

Da mit einem Male bricht  
Aus den Wolken Mondeshelle,  
Durch die Zweige zuckt es licht,  
Blinket auf der dunkeln Welle.

Und es neiget sich das Rohr,  
Wie ein Flüstern kint's und säuselt,  
An den morschen Rahn' empor  
Schlägt die Welle, leicht gekräuselt.

Wieder lücht der helle Schein,  
Still das Flüstern und das Schwanfen,  
— Leise durch die Nacht allein  
Zog dahin ein Traumgebanken.

### Die Schildwache.

Die Bäume stehen all entlaubt,  
Nur seufzend wiegt die Ficht' ihr Haupt,  
Als wie im tiefsten Keime wurd,  
Dieweil den harten, weißen Grund  
Gefrorener Schnee und Reifen  
Im Nachtwind rieselnd streifen.

Die Schildwach' schreitet hin und her  
Am Thor im Arme das Gewehr,  
In tiefster Ruhe liegt die Stadt,  
Der Bursche nickt, als wär er matt,  
Und lehnt sich, — still ist Alles —  
Sacht' an das Bord des Balles.

Er schaut in die Dezembernacht:  
Orions Gürtel blüht voll Pracht,  
Durchsichtig blau der Himmel hängt,  
Das kleinste letzte Sternlein drängt  
Sich in den Kranz der Sterne  
Aus seiner tiefsten Ferne.

Und ob die Glieder müd' und schwer,  
Die Seele schweift durch's blaue Meer  
Der stillen Nacht, so weit, so frei,  
An tausend Sternen rasch vorbei;  
Tief unten liegt entschwunden  
Die Welt vom Tod gebunden.

Die Nacht entfloß, der Tag brach an  
Und lautes Treiben rings begann;  
Es haucht der Bürger sich die Hand,  
Das Tagblatt kam und drinnen stand:  
Heut Nacht sei an den Thoren  
Eine Schildwach' erfroren. —

### E voll Herz.

Nich der dy Herzli voll Freud und weisch nit  
Wo de wilt use u ane dermit,  
Weinisch, es möcht 's Uebergewicht eppe befo:  
Kaug nur a z'singe, es lichteret scho.

Wilt aber singen und weisch de nit was?  
Lueg nur durch's Fenster: Wie grün ist nit 's Gras'  
D'Bänkli voll Blätter und d'Blümli voll Pracht  
Lühend der's scho sagen, u d'Sunne, wo lacht.

Schymt aber d'Sunne nit, lyt duße Schnee,  
Siehst e kei Käubli, kei Blüemeli meh;  
He so mach d'Nuge zu, suchzge druf zu!  
Für e voll Herz isch e Suchzger scho guu.

Aus „Adalbert Meyer.“<sup>1)</sup>

## Dweiter Akt.

## Zweite Scene.

(Ein dunkler Kerker, an den Wänden sind Folterinstrumente aufgehängt.)

(Meister Iselin der Scharrichter — Ephraim.)

Iselin.

Na, Jud', wie geht's mit deiner Gliedersucht?  
Scheinst mir noch müde von den Anstrengungen,  
Die beim Bekennen du gemacht! —  
Willst du nicht sprechen? Ei, verflucht!  
Ich löse dir wohl deine Zungen  
Hier mit der Zange, hab' nur Acht!

(Ergreift eine Zange.)

Ephraim.

Laßt mich! gebt mir zu trinken.

Iselin.

Gelt, das Schwitzen

Hat dir so Durst gemacht? Allein der Wein,  
Den wir im Gasthaus hier besitzen,  
Der ist nicht koscher.

Ephraim.

So laßt mich allein,

Und quält mich nicht.

<sup>1)</sup> Die Fabel zu diesem Drama hat Meyer-Merian aus einer ungebrachten Chronik entlehnt, welche Folgendes berichtet:

„Zu Basel war ein Bürger von einem alten, berühmten Geschlecht: Adalbert Meyer. Dieser war für einen der reichsten Bürgeren gehalten. Er kam hernach in das Regiment und nahm eine reiche Wittve zur Ehe, welche hernach vorgab, der Meyer ihr Ehemann sei ein Schwarzkünstler; daher sie sich von ihm scheiden ließ. Er aber wollte ihr nichts herausgeben, bis man ihm seinen Hausrath angefangen zu verganten. Er wurde darauf, weil er krank war, in einem Sessel auf das Rheinthor getragen; also war ihm von seinem zeitlichen Gut nichts übergeblieben. Inzwischen ist auch durch einen Juden erwiesen worden, daß er einen Spiegel habe, in welchem er alle seine Mißgünstige sehen könne. Kurz hernach ist er in der kleinen Stadt in ein Haus verbannt worden, worüber er für großen Kummer ganz grau geworden. Einer seiner Söhne wurde über seinen kläglichen Zustand ganz jämmerlich, der andere verdarb. Sein Tochtermann und seine Tochter wurden auch für Schwarzkünstler gehalten.“ —

Iselin.

Nein, sonst versauerst du;  
 Ich muß dich unterhalten. Doch wozu  
 Ich eigentlich hieher gekommen bin,  
 So wollt' ich gerne deinen Hals beschn.

(Besieht ihn.)

Er ist hübsch lang, es wird vortrefflich geh'n!  
 Nur Schad', hier steckt ein kleiner Kröpf darin;  
 Doch fürchte nichts, der hindert nicht.

Ephraim.

Was gehet denn mein Hals euch an?

Iselin.

Der geht mich freilich an, du Wicht;  
 Er geht mich an, indem er dir geht ab —  
 Wenn ich dich köpfe.

Ephraim.

Köpfen mich? was hab'  
 Ich denn gethan? Ist hier kein Recht zu Haus?

Iselin.

Was? Recht und Jude? — Recht ist Alles hier  
 Bei euch, ihr Christusmörder! — Aber schier  
 Fürcht' ich, es werd' am Ende doch nichts draus:  
 Die Herren von der Regierung schicken nur  
 Durch Feuer noch dem Teufel jezt retour,  
 Was sein gehört. Nun tröste dich! dein Bart  
 Macht sich gewiß auch ganz appart,  
 Wenn er zu knistern anfängt.

Ephraim.

Gott, au wai!

Ich bin unschuldig!

Iselin.

Laß doch dein Geschrei  
 Und glaub' das nicht! Ein wenig nur Geduld,  
 Und wieder frag' ich dich und habe dann  
 All meine Säckelchen bei mir, da kann  
 Ich mit dir spielen und du wirst gewiß  
 Mir im Vertrau'n gestehen das und dies  
 Und selber widerrufen, was du jezt

Von Unschuld dir in deinen Kopf gesetzt.  
 Auch sollst du g'nug bekommen, daß du nicht  
 Mehr über Darben klagest, armer Wicht:  
 Sieh' nur hier diesen Hasen! kommt erst der,  
 (er laugt das Frotterwerkzeug herunter)

Weißt du dich nicht zu fassen mehr.  
 Zwar ist er stark gespißt, indeß die Noth  
 Kennt auch für Juden kein Gebot,  
 Er wird dir dennoch trefflich schmecken,  
 Du wirst darnach die Finger lecken;  
 Schau her, wie appetitlich!

Ephraim.

Ach, das halt'  
 Ich nimmer aus, mir wird schon heiß und kalt  
 Blick' ich's nur an.

Iselin.

Und wie ein Cavalier  
 Erscheinst du dann, nicht wie ein Jude, der  
 Dem Teufel schon verfallen, hast du hier  
 Den Kragen nur erst um. So sieh doch her!  
 (zeigt ihm die verschiedenen Marterinstrumente)

Und da die Stiefeln! für 'nen Spanier dann  
 Sieht wahrlich alle Welt dich an.  
 Du wirst dich wie der Großtür' strecken  
 Und auf der Leiter dehnen und recken,  
 Vor lauter Wollust hin und wieder,  
 Wann wir dir kneten deine Glieder.  
 Bei Gott! was du von meiner Herrlichkeit  
 Bis jetzt geseh'n war eitel Lumperei:  
 Mit Daumenstock und Fußband hält zur Zeit  
 Man halb jedweden Bettelbuben frei.

Ephraim.

Ihr seid ein Unmensch, ein Barbar!

Iselin.

Du Thier!  
 Schweigst du! ich zwicke dich mit glüh'nden Zangen  
 Schon jetzt, mir extra zum Pläsier,  
 Eh' das Verhör noch angefangen.

Ephraim.

Errette, Gott, vor den Verfolgern mich!  
 Erhebe gegen deine Feinde dich,  
 Die ohne Ursach nach dem Leben  
 Blutgierig mir mit Reß und Gruben streben!

(Vorige — Pfarrer Kyff.)

Kyff.

Bist du nun wohl in dich gegangen,  
 Verstockter Sünder? oder hält  
 Dich noch des Teufels List gefangen  
 Und läugnest frech vor Gott und Welt  
 Dein sündhaft und verrucht Vergeh'n?

Ephraim.

Hab' kein Verbrechen zu gesteh'n.

Kyff.

Du lügst!

Iselin.

Ei, Herr, verschärste Folter bringt  
 Zu Tag, was der Ermahnung nicht gelingt.

Ephraim.

Ich bin ein schwacher Mann und halt's nicht aus,  
 Ertrug ja kaum der ersten Marter Graus;  
 Was wollt' ihr denn?

Kyff.

Du sollst gestehn!

Hast du den Rathsherrn Meyer oft gesehn  
 Und kennst ihn wohl?

Ephraim.

Ich kenn' ihn, ja.

Kyff.

Ihr standet euch wohl beide nah?

Ephraim.

Ich war einmal in seinem Haus  
 Und kramt' ihm alte Schriften aus.

Kyff.

Nun weiter!

Ephraim.

Weiß sonst nichts.



Ryff.

Er kennt

Die schwarze Kunst wohl aus dem Fundament?  
Triebt ihr zusammen eure Zauberei?

Ephraim.

Was denket ihr! der Herr?

Ryff.

Was wär' dabei?

Ephraim.

Beim Barte Jakobs! fremd' ist mir sein Wandel,  
Trieb, wie gesagt, mit ihm nur Bücherhandel.

Ryff.

Dein Leugnen hilft dir nichts, gedenke  
An Gottes Straf' und daß ich dir,  
Wenn du getreulich Alles mir  
Bekennst, für dein Verbrechen Gnade schenke.

Ephraim.

Von keinem Christen will ich Gnade,  
Gebt mir mein Recht!

Ryff.

Du wolltest lästern? du?

Iselin.

(Der unterdessen in einem Koblbecken eine Zange gegläht hat.)  
Die Zange, würd'ger Herr, ist heiß im Nu,  
Gebraucht sie, denn sonst wär' es Schade.

Ephraim.

Au wai! o haltet ein!

Ryff.

Bekenne noch

Was du von Meyern weißt.

Ephraim.

So fragt ihn selber doch,

Ob ich je mehr gehabt mit ihm zu thun,  
Als ich gesagt!

Ryff.

Du höhnest mich? Ei nun,

So mag die Folter dir den Starrsinn brechen.

Ephraim.

Weh mir! — nun ja, so will ich sprechen  
Und euch gesteh'n auf euer Geheiß,  
Was ich von Rathsherrn Meyer weiß.

Ryff.

Gesteh'! doch nur die Wahrheit lege dar  
Und minder nicht und auch nicht mehr, als wahr:  
Denn nicht aus Hast, der Strafe zu entgehn,  
Sollst etwas anders, als es ist, gestehn;  
Hörst du, mit deiner eignen Seele Heil  
Geh' wohl zu Rath, bedenk' dein bess'res Theil!  
Verstehest du mich?

Ephraim.

Geheh'n. Doch schwöret jetzt mir Freiheit. Ja, ja, es soll

Ryff.

Ich einem Juden schwören? Bist du toll?

Ephraim.

Sonst foltert ihr mich noch dazu.

Ryff.

Schweig', Sünder, und heb' dein Geständniß an!

Nelin.

Nicht schöner mehr die Zunge glühen kann,  
Jetzt wär' die beste Zeit.

Ephraim.

O Gott! es brennt

Mich schon an allen Gliedern! — Hört! — Ich war  
Bei Meyer, ja, noch ist's kein Viertelsjahr,  
Und bracht' ihm zum Verkauf ein Pergament;  
Indessen, was darauf stand, ich kenn't's nicht lesen,  
Es ist in fremder Sprach' gewesen;  
Doch waren auf seltsame Weise  
D'rin Dreieck, Würfel, Sterne, Kreise  
Und weiß nicht was, mir war's zu traus.

Ryff.

Dies war in seinem eigenen Haus?

Ephraim.

In seinem Zimmer war es, ja.

Ryff.

Und nun? was All s sah'st du da?

Ephraim.

Büchsen, Fiegel, Phiolen, Retorten  
 Apparate von allen Sorten  
 Sah' ich auf Tisch und Bänken steh'n  
 Gar wunderjamlich anzusehn.  
 Doch von dem Kuriosen allen,  
 Da ist ein Schrant mir aufgefallen,  
 Ganz ungewöhnlich figurirt,  
 Mit Bild und Reichen reich verziert.  
 Die Thüre d'ran war aufgegangen:  
 D'rin sah' ich einen Spiegel hangen.  
 Den Rathsherrn fragt' ich nun zum Schein,  
 Ob dieses Kästlein sollte käufflich sein?  
 Und nachher wieder, nur so nebenhin,  
 Es sei gewiß was Seltenes d'rin?  
 Zur Antwort gab er mir mit Lachen,  
 D'rin seien wunderbare Sachen,  
 So hab' er einen Spiegel stehn,  
 D'rin könn' er Feind und Reider jehn.

Wie ich ihn d'rauf im Pergamen  
 Vertieft sah, schlich ich an den Kasten,  
 That hin und wieder an den Thürlein tasten,  
 Bis endlich sie geöffnet stehn  
 Und ich hinein konnt' in den Spiegel sehn;  
 Da sah ich . . . .

Ryff.

Nun was denn?

Ephraim.

Nich darf es nicht

Euch rundweg sagen ins Gesicht.

Ryff.

Sprich!

Ephraim.

Nimmermehr! ihr zürntet mir.

Ryff.

Willst du mir's sagen? — Ich befehl' es dir!

Ephraim.

Nun: als ich schaute nach dem Spiegel hin,  
Gewahrt' ich eines Pfarrers Bild darin;  
Ich glaub' das eure.

Ryff.

Meins?

Ephraim.

Wir schien es nur;

Es glich euch sehr, war euere Figur,  
Doch kann ich irren — ja, ich irre sicherlich.

Ryff.

Nein, nein, ich war es ganz gewiß!

(Für sich.)

Als eifrigen Vertreter kennt er mich  
Der Religion, die ihm ein Aergerniß;  
Drum hat er stets mit Haß auf mich gesehn.

(Laut)

Doch sprich, was du noch weiter zu gestehn!

Ephraim.

Er nun, er blickt' empor und sah mich dort  
Und jagte d'rauf mich scheltend fort.  
Nest wißt ihr was ihr wollt; drum laßt mich frei  
Wie ihr verspricht.

Ryff.

Du rechtest? — Nun, es sei

Wenn Alles sich, wie du's gesagt, erwahrt!  
Doch schwörst du mir der Rede Wahrheit zu?

Ephraim.

Er ja doch!

Ryff.

Gut, nun hast du Ruh'

Bis morgen früh, wo ich dich wieder finde.

(Zu Melin.)

Und ihr behandelst ihn indeß gelinde,  
Bringt ihn aus diesem finstern Loch  
Und reicht ihm etwas Trank und Speise noch.

Helin.

Bedenket, daß es nur ein Jude ist.

Ryff.

Ich weiß, warum ich's will.

(Beide ab.)

Ephraim

(allein).

Verfluchter Christ!

Wärst du gestanden so vor mir,  
 Wie ich vor dir, mehr hätt' ich dich gequält,  
 Als du mich quältest, hätte Freiheit dir  
 Versprochen, bis du Alles mir erzählt,  
 Und wenn du dann gemeint sie zu erfassen,  
 Hätt' ich aufs Neue dich verzweifeln lassen.  
 Ich glaube, daß der Rathsherr schuldlos sei,  
 Es war wohl nicht des Pfaffen Conterfei.  
 Das ich im Spiegel drin gesehn;  
 Allein sie wollten an ihn gehn  
 Und mir ist's gleich, ich freut' mich dessen,  
 Denn ledig werd' ich aller Dual,  
 Und Christen sind sie allzumal:  
 Sie mögen sich aus Christenliebe fressen!

Dritte Scene.

Ein Zimmer in Adalb. Meyer's Hause mit allerlei chemischen und physikalischen Apparaten.

(Adalbert und Hermann bei chemischen Arbeiten, später Barbara.)

Adalbert.

Reich' die Phiole dort, zur Hälfte nur  
 Gefüllt mit äzendem Fluidum:  
 Gebunden liegt drin was Natur,  
 Nur Scharfes hegt.

(Gießt davon in eine Schale.)

Sieh das Metall, das stumm  
 Und kalt hier lag, es schäumt voll Hast,  
 Es ahnt die Braut, verborgen in den Säften,  
 Und sprengt die Bande und erfäßt

Sie innig fest mit übermächt'gen Kräften.  
 Wie ihre Geister sich erkennen,  
 In eine Gluth zusammenbrennen,  
 Sind auch verwandelt Beide wunderbar  
 Und dir entwindet, was ein jedes war:  
 Das starre Erz im weichen Schooß zerfloß,  
 Des Rasses, drein es seine Kraft ergoß.

Germann.

Verborgen ist's, in Nichts verzehret scheint,  
 Was sich auf's innigste vereint.

Udalbert.

Unlösbar glaubst du sie verbunden, doch  
 Du irrst: in den Vermählten beiden  
 Schläft eine Liebe, die viel tiefer noch  
 In ihres Lebens Wesen greift und scheidet  
 Kann, was du innig siehst in Eins verbunden,  
 Daß diese erste Liebe scheint verschwunden.  
 Sieh diesen Stahl!

(Nimmt einen Stahl.)

Ich sent' ihn in die Flüssigkeit;  
 Der stärkern Liebe ruf' ich so, — sie wachet  
 Gewaltig auf, und was für alle Zeit  
 Vereinigt schien, das stößt sich ab mit Macht.  
 Hier Dies steht wieder in der Urgestalt,  
 Diemeil mit Liebesallgewalt  
 Der Andre schon den Freund umfaßte, der  
 Die heil'gern Rechte hat vom Ursprunge her:  
 Da schaue hin, mit einem Mal,  
 Wie umgewandelt ist der blanke Stahl.

Germann.

So ließe wohl sich wirklich hoffen,  
 Daß auch aus werthlos rohen Stoffen  
 Die Kunst das edle Gold ausscheiden mag,  
 Das nur verdeckt in schnöden Banden lag?

Udalbert.

Mit solchem thöricht eiteln Streben,  
 Hat Mancher Reichthum, Glück und Leben  
 Umsonst verpufft.

Germann.

Geläng' es nur zu finden

Den Zauberschlüssel, den Talisman,   
 Der jene Kräfte mag entbinden,   
 Die an das Niedrige das Edle fesseln an!   
 Dann trat' in ungetrübtem Scheine   
 Das Gold hervor, es glänzten Edelsteine,   
 Dem Prinzen gleich, den Zauberers Gewalt   
 Auf eine Zeit gebannt in scheußliche Gestalt.

Adalbert.

Verborgnen sind die tiefsten Kräfte, die   
 In der Natur verschloßnem Schachte gähren,   
 Nur das Geschöpf, das sie gebären,   
 Wird offenbar, die Kunst des Schaffens nie:   
 Ein ewig Räthsel bleibt's, was wir erkennen   
 Und stumpf Entstehen und Vergehen nennen.   
 Vergehen? — diesen ungercimten Keim,   
 Der in sich trägt des Lebens tiefsten Keim!   
 Denn was Natur anfänglich je gewebt,   
 Auch fort für alle Ewigkeiten lebt,   
 Es wandelt nach Gesetzen nur, uralten,   
 Den großen Wechselfreis der tausend Erdgestalten

Germann.

Was für Gesetze sind dies?

Adalbert.

**Saß und Liebe**

Regiert die Welt und von dem einen Triebe   
 Zum andern schwanket sie, bald dieser siegt   
 Bald jener, aber nur in beiden liegt   
 Die Götterkraft, das heil'ge Weben,   
 Daraus geboren wird das junge Leben:   
 Es ahnt der Mensch nur die Gesetze, die   
 Hier walten, doch begreift sie nie.

Germann.

Und wär' es einem weisen Meister nicht   
 Durch Zufall oder Forschung je gelungen,   
 Den Schlüssel hier zu finden, daß ihm licht   
 Das Dunkel wurde, das kein Aug' durchbrungen?   
 Vielleicht auch, daß in mitternäch't'ger Stunde   
 Ihm Geister brachten vom Geheimniß Kunde,

Wie's allgemeiner Glaube meint  
Und manche Nachricht zu verbürgen scheint!

Adalbert.

Nur überird'sche Mächte sieht  
Das Volk, wo Mannesweisheit, Mannesmacht,  
Mit Fleiß ein dauernd Glück zu Stande gebracht,  
Wie es den Unentschiednen ewig flieht;  
Gelegenheit und Muth das Glück zu fassen,  
Heißt Zauberei, es nicht zu lassen  
Der Weisen Stein; du aber nütze ungeschent  
Nur, was Natur dir schon bereitet beut.

Germaun.

Fürwahr, ich glaubte, mit Vergunst,  
Ihr hieltet mehr auf die geheime Kunst.

Adalbert.

Die Kunst ist nur geheim dem Ungeweihten  
Und liegt, wie Pergamen aus alten Zeiten,  
Mit reichverzierten Schiffen vor der Welt,  
Die sie nicht lesen kann und drum für Wunder hält.  
Doch wer den Sinn, der liebt und prüft zugleich,  
Mitbringt, dem öffnet sie ihr unbegrenztes Reich:  
Sie ist ein Born, darin als Wellen  
Stets neue Lebensfreuden quellen!

Germaun.

Ja, wenn es ist, wie euch, gelungen,  
Daß er die Kunst so ganz durchdrungen.

Adalbert.

Seit ich des Staates Kampflatz fern  
Und fern dem öffentlichen Leben,  
Ist sie das Feld, darauf sich gern  
Mein Geist ergeht, die für sein Streben  
Ihm bietet immer frische Nahrung,  
Durch reicher Wunder Offenbarung:  
Sie bleibt fortan mein harmlos, einzig Ziel.  
Hab' ich mir doch in mein Asyl  
Die Achtung aller Bürger ganz,  
Sowie den Dank des Vaterlands,  
Als theures Eigenthum gerettet  
Und sie auf ewig fest an mich gefettet!



Ein liebes Weib, das ich mir auferfah,  
Gewährt mir noch dazu in spätern Tagen,  
Wonach vergeblich jung so Viele jagen!  
Nicht wahr, du meine traute Barbara;

(Bietet ihr die Hand.)

Barbara.

Ja, aber doch . .

Udalbert

(fortfahrend)

Fast ist mir nichts geblieben,  
Das noch zu wünschen; Kinder die mich lieben,  
Sie machen voll mein Glück, da sie die Ehren,  
Den Reichthum mit mir theilen und vermehren;  
Indem ich zwiefach so genießen kann,  
Schau ich mein Glück in ihnen wieder an.

Germann.

Ja, ihr seid glücklich, was die Welt  
Nur wünschenswerth und köstlich hält,  
Ihr habt's gehäuft auf euer Haupt:  
O, werd' es niemals euch geraubt.

Udalbert.

Das wird es nicht, ich bin der Schöpfer ja  
All jenes Glücks, das mir verbündet  
Und seine Pfeiler stehen wohlgegründet  
In meiner Bürger Dank und Achtung da,  
Sowie in eurer Liebe und so lange,  
Als die nicht wanken — und sie werden nie, —  
Ist vor des Glückes Einsturz mir nicht bange.

Barbara.

Mein Gott, du redest so vermessen!

Udalbert.

Wie?

Barbara.

(Es möchte Gott für deinen Stolz dich beugen,  
Denn was er dir aus Gnade nur verlieh,  
Als Gnade sollst du dankbar das bezeugen;  
Du aber siehst als eignes Werk es an.

Adalbert.

Wohl hat der Himmel seinen Antheil dran:  
Er gab Gedeihn, allein die Kraft,  
Die Alles dieses mir verschafft,  
Der Trieb in's Innre der Natur zu dringen  
Und unablässig immer fort zu ringen,  
Die quellen doch in mir und sind nur mein.

Barbara

Von oben kommt das Gute stets allein  
Doch du, o laß es mich gestehn,  
Suchst es durch ird'sche Künste und  
Mit unterird'scher Macht im Bund  
Dir zu erzwingen, statt von Gott es zu erflehn.

Adalbert.

Wenn ich erforsche die Natur,  
Gebrauch' ich denn nicht Gottes Gaben nur?

Barbara.

Wohl bessere Wege giebt's fürwahr,  
Des Lebens Weisheit zu gewinnen  
Und zu verstehn die Welt und Alles drinnen,  
Das ist die Religion, die offenbar  
Uns macht, was uns zu wissen gut;  
Nicht Kräfte braucht es, noch Gewalten,  
Die dunkel und verborgen walten,  
Drin sich das Herz verstricken thut  
Und kehret ab von Gott in sünd'gem Muth  
Und kann sein Sehnen doch nicht stillen.

(Dringend.)

O Adalbert, um deiner Seele willen  
Und wenn an meiner Liebe dir gelegen,  
kehr' um, kehr' um von solchen dunkeln Wegen!

Adalbert.

Was soll das wieder? und wozu  
Die steten Klagen? siehe, du  
Verstehst das nicht, drum quäle dich  
Mit solcher Rede nicht, noch mich.

Barbara.

So sprichst du immer, wiesest stets mich ab,

So oft ich dich ermahnet hab':  
 Ich ließ mich durch dein Wort bethören,  
 Statt auf die inn're Stimme nur zu hören.

Adalbert.

Nedweden Vorwurfs magst du dich entschlagen;  
 Nochmals, verschone mich mit deinen Klagen!

Barbara.

Ob du mir zürst, in Gottes Namen, ja  
 Es schmerzt mich, aber ein Gebot ist da  
 Das, mächtiger als Menschenfurcht und Liebe,  
 Verstummen heißt all' andern Triebe,  
 Das mir gebietet, dich zu warnen  
 Vor Satans List und Trug, die dich umgarnen;  
 Denn Recht und Unrecht, diese beiden,  
 Mag auch ein einfach Herze unterscheiden.

Adalbert.

Doch sieht ein solches Gutes oft für schlecht,  
 Und wieder Unrecht an für Recht.

Barbara.

Es sagen's Andre noch, nicht ich allein,  
 Die besser all dies sehen ein.

Adalbert.

Ei wirklich? nun denn, sage Wer  
 Nimmt wohl mein Heil zu Herzen sich so sehr?

Barbara.

Es sagen's viele Fromme.

Adalbert.

Welche?

Barbara.

Nun,

Es sagt's auch unser Pfarrer Nyff.

Adalbert.

Wie? er?

Der Pfaffe? Ei, was hat er hier zu thun?

Barbara.

Er ist mein Seelenhirt; den ersten Segen  
 Des Christenthums that er in's Herz mir legen,

Er reichte mir zum ersten Mal  
Den Kelch des Heils und der Vergebung,  
Er stand mir bei in mancher Qual,  
Auch fand mein schwanker, müder Glauben  
Gar oft in seinem Wort Belebung:  
Du wirfst mich seines Trostes nicht berauben?

Abalbert

Dein Glaube, Weib, ist heilig mir und wichtig,  
Ich tret' ihm nicht zu nah, doch hüte dich,  
Daß nicht von dort dein Pfarrer sich  
Auf ein Gebiet verirrt, das ihm nicht pflichtig!

Barbara.

O Abalbert, wenn du ihn kenntest, wie  
Nur Gottes Ehr' es ist, der Kirche Wohl,  
Sowie das Heil der Seelen, die  
Ihn ganz erfüllen, anders sprächst du wohl  
Und schäutest nicht mißtrauisch Alles an.

Abalbert.

Du kennst ihn wie ein Weib, ich wie ein Mann.  
Kreuz' er mich nie auf meinen Wegen!  
Denn freundlich trät' ich nimmer ihm entgegen.  
Als er in Staatsgeschäfte sich gemengt,  
Hab' ich ihn leichtverweisend weggedrängt,  
Doch wenn er in des Hauses Innre sich  
Einwählen wollte, sicherlich,  
Der Bürger gäb' ihm einen härtern Rath,  
Als der Regierung Abgesandter that!



## Dr. K. R. Hagenbach.

Dr. Karl Rudolf Hagenbach, Sohn des als Botaniker vortheilhaft bekannten Professors der Medizin Karl Friedr. Hagenbach, wurde den 4. März 1801 in Basel geboren. Nachdem er in Bonn und Berlin Theologie studirt, trat er 1823 in seiner Vaterstadt als Dozent auf, wurde außerordentlicher und 1828 ordentlicher

Professor, 1830 Doktor der Theologie und später Mitglied des Kirchen- und Erziehungsrathes. Als Schüler Schleiermachers gilt er für einen der geiegensten Vertreter dieser Richtung. Seine vorzüglichsten Schriften sind die „Encyclopädie und Methodologie der theolog. Wissenschaften“ (6. Auflage, Leipzig, 1861) die „Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz“ (6 Bde., 2. Auflage Leipzig, 1851) sein „Lehrbuch der Dogmengeschichte“ (2 Bde., 2. Aufl., Leipzig, 1837) „Predigten“ (4 Bde.) und die „Vorlesungen über die Kirchengeschichte des Mittelalters“ (2 Thle., Leipzig, 1861).

Gedichte von K. K. Hagenbach. Zweite Auflage. 2 Bde. Basel, Schweighauser'sche Verlagsbandlung, 1863.

Unser Dichter zählt sich in bescheidener Weise nur zu den poetischen Dilettanten; der Zweck seiner Poesie ist Erbauung und Belehrung. Diese Zwecke erreicht er besser als Viele, die sich zu den Kunstgenossen rechnen, durch schlichte Darlegung seiner Empfindungen, die nicht nach hohen Worten und Bildern ringen, durch gewandte Beherrschung der Sprache (in dem Cyclus „Luther und seine Zeit“ ist ihm besonders der naive, treuherzige Ton des alten Hans Sachs gelungen) und durch einen liebenswürdigen Humor, der namentlich seine idyllischen Stücke würzt. Der brausende Most der phantasiervollen Dichtung ist bei Hagenbach zum milben Wein einer Poesie abgellärt, die im Ganzen einen religiösen, parabolischen und quomischen Charakter trägt, aber sich nicht selten auch zu idyllischer Anmuth und zur originellen Charakteristik erhebt.

### Weihnachtshymne.

Wo find' ich ihn, den meine Seele suchet,  
 Der meines Herzens tiefes Sehnen stillt,  
 Wo find' ich ihn?  
 Die Ahnung trägt den Blick nach Himmelsfernen:  
 Wohl leuchtet ihm aus Blumen und aus Sternen  
 Entgegen manches Gott verwaunte Bild,  
 Ihn fand ich nicht.

Den Richter fand ich, der dem Bösen flucht,  
 Der unerbittlich streng die Wage hält,  
 Ihn fand ich wohl;

Doch den Erbarmen, der das Wunde heilet,  
 Der das Verlorne zu suchen eilet,  
 Den großen Retter einer Sündenwelt,  
 Ihn fand ich nicht.

Ich sah im Rath der Weisen dieser Erde,  
 Begierig fragt ich in der Weisen Rath,  
 Wo find' ich ihn?  
 Sie wiesen mir das Ideal der Tugend,  
 Es ward der holde Leitstern meiner Jugend,  
 Ich dürstete nach edler großer That,  
 Ihn fand ich nicht.

Auch an der reinsten Tugend hing die Sünde,  
 Denn auch der Beste war nicht fleckenlos;  
 Wo find' ich ihn,  
 Den Einen, den kein inn'rer Vorwurf störet,  
 Der nie des Irrthums eitler Wahn bethörtet,  
 Der ewig wohnet in der Gottheit Schooß?  
 Wo find' ich ihn?

Da ging ein Stern mir auf im Morgenlande,  
 Er leitete nach Bethlehems Gefäß,  
 Da fand ich ihn.  
 Geboren in des niedern Stalles Krippe,  
 Ein Kindlein, hangend an der Mutterlippe,  
 Fand ich der Gottheit menschlich reines Bild,  
 Anbetungsvoll.

Geboren ist der Held aus Juda's Stamme,  
 Es jauchzet ihm der Engel lichter Chor:  
 Halleluja!  
 Des Himmels Fried' ist auf ihn ausgegossen,  
 Und mächtig unter seinen Tritten sprossen  
 Der Menschheit Blüten edelste hervor,  
 Halleluja!

Den Vater lehret uns der Sohn erkennen,  
 Der ewig wohnet in des Vaters Haus,  
 Das Wort aus Gott!  
 O laß' mich wandeln, Herr! in deinem Lichte,  
 Dann schau' ich in des Schicksals Weltgerichte,  
 Im Sternentanze, wie im Sturmgebräus  
 Des Vaters Will.

### Die Welt und ihre Lust.

„Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den  
 Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.“

1 Joh. 2, 17.

Die Welt vergeht mit ihrer Lust,  
 Doch ewig bleibet Gottes Wille,  
 Des Tags Gewühl, des Abends Stille,  
 Sie hallen's wieder in die Brust,  
 Die Welt vergeht mit ihrer Lust.

Die Welt vergeht mit ihrem Schein  
 Und auch das Schönste hat kein Bleiben,  
 Ermüdet von dem irren Treiben  
 Such' ich die Ruh' bei dir allein,  
 Die Welt vergeht mit ihrem Schein.

Die Welt vergeht mit ihrem Glanz,  
 Drum soll mich keine Größe blenden,  
 Was angefangen muß sich enden,  
 Das Ewige nur bleibt ewig ganz,  
 Die Welt vergeht mit ihrem Glanz.

Die Welt vergeht mit ihrer Pracht,  
 Verbleichen wird des Mondes Schimmer,  
 Erlöschen wird das Sterngeflimmer,  
 Und schaurig tönt es durch die Nacht,  
 Die Welt vergeht mit ihrer Pracht.

Die Welt vergeht mit ihrem Traum,  
 Wenn sich die Blüten matt entfärben,

Die Liebsten mir der Brüder sterben,  
 Ruft's durch des Friedhofs öden Raum,  
 Die Welt vergeht mit ihrem Traum.

Die Welt vergeht mit ihrem Spott,  
 In Demuth will ich deinen Willen  
 Gehorsam als ein Kind erfüllen,  
 Du bist mein Vater, du mein Gott,  
 Die Welt vergeht mit ihrem Spott.

Die Welt vergeht mit ihrem Schmerz,  
 Drum soll mich weder Freud' noch Leiden,  
 Nicht Angst noch Hoffen von dir scheiden,  
 Du stillest das gequälte Herz,  
 Die Welt vergeht mit ihrem Schmerz.

### Der Pathengulden.

Aus dem Eocelus „Luther und seine Zeit“.

Wohl manches Vaterhaus ist mehr  
 Mit Kindern als mit Gut gesegnet,  
 Auch dies ist nicht von ungefähr  
 Dem Doktor Luther so begegnet,  
 Der oft mit Gottes Hülf' und Rath  
 Auch in der Armuth Gutes that.

Frau Käthe sag, wie's oft geschah,  
 Mit einem Kindlein in den Wochen,  
 Und manche Truhe wurde da  
 Und manches Häßchen angestochen,  
 Bis endlich in dem groben Sieb  
 Nur wenig Vorrath überblieb.

Hier fehlt's an Del und dort an Holz,  
 Bald in der Küche, bald im Keller,  
 Und ach! der letzte Thaler schmolt;



Zusammen mit dem letzten Heller;  
 Da kam ein armer Mann in's Haus  
 Und bat sich eine Gabe aus.

Vom großen Haufen ist es leicht  
 Ein winzig Körnlein auszugeben,  
 Doch wer das letzte Scherlein reicht,  
 Der weiß den rechten Schatz zu heben,  
 Den Gott nach milder Vaterart  
 Den Kindern droben aufbewahrt.

Auch dieses Scherlein fehlet jetzt,  
 Leer sind des Doktor Luthers Taschen,  
 Schon manches Pfand ist ihm verjast,  
 So mag er denn in Aushuls waschen  
 Die Händ' und sprechen zu dem Mann:  
 Bei mir nicht, klopf' soust wo an.

So hättest selber du's gemacht,  
 Und mancher Diebemann nicht besser:  
 Doch reifer hat es der bedacht,  
 Den auch im Drange der Gewässer  
 Sein Herrgott nie ertrinken ließ  
 Und stets ihm einen Ausgang wies.

Beschenke nicht am Taufaltar  
 Der Pathe'n Huld das Söhnchen neulich  
 Mit einem Gulden, blank und baar?  
 Und den bewahrt die Mutter treulich:  
 Des ward der Doktor Luther froh,  
 Und zu dem Gulden sprach er so:

„Lang lägest du ein todt' Schatz,  
 Mein Freund, in der verschloßnen Bütse,  
 Wollt'st warten du an diesem Platz,  
 Bis einst heran das Söhnchen wüchse.  
 Auf! trage Früchte, Zins auf Zins,  
 So freuet Gott sich des Gewinns.“

Kwar traurig auf den Gulden blickt  
 Frau Käthe: soll auch dieser wandern?  
 Doch Luther sprach: Wer den geschickt,  
 Kann morgen spenden einen andern;  
 Er gab ihn flugs dem armen Mann,  
 Und damit war es abgethan.

### Des Liedes und der Liebe Macht.

Wo nähm' ich Lust und Ddem her,  
 Wenn nicht die Macht des Liebes wär?  
 Des Liebes Macht,  
 Die Tag und Nacht  
 Zum reinen Quell der Freuden macht.

Wo nähm' ich Trost und Hoffnung her,  
 Wenn keine Macht der Liebe wär?  
 Der Liebe Macht,  
 Die sehnenb macht  
 Vom Himmelboden angefacht.

Wo nähm' ich Lieb' und Lieder her,  
 Wenn nicht ein Gott im Himmel wär,  
 Der Liebeslust  
 Und Liebeslust  
 Beweget in des Menschen Brust?

Drum preis' ich Gott von Herzens Grund,  
 Der mir das Lied giebt in den Mund,  
 Und in das Herz  
 Der Liebe Schmerz,  
 Und heibe lenket himmelwärts.

Drum laß' ich Lieb' und Lieder nicht,  
 Ob alles sonst zusammenbricht,  
 Nach oben zieht  
 Mich Lieb' und Lied  
 Zu dem, der all' mein Sehnen sieht.

Und wenn mein Lieb dereinst verklingt,  
 Die Liebe bleibt, die Liebe singt  
 Mir noch in's Grab  
 Ihr Lieb hinab,  
 Wenn ich schon überwunden hab'.

### Geistliches und Weltliches.

Was soll die Theilung mir, die ältliche,  
 In geistliche Gedicht' und weltliche?  
 Ist nicht die Welt, die tausendheilige,  
 Gehalten durch das eine Heilige?  
 Dieß Eine geistlich-weltlich zu entfalten,  
 Das Niederste ins Höchste zu gestalten,  
 Den Scherz im Ernst, den Ernst im Scherz bewähren,  
 Das Irdische ins Himmlische verklären,  
 Das, Freunde! mein' ich, fühltet ihr's noch nie?  
 Ist Grundgeheimniß aller Poesie.

Das Geistliche, das Ueberschwängliche —  
 Zur Folie wird ihm das Vergängliche;  
 Erscheint dir nicht im Humoristischen  
 Das Ideale wie im Mythischen,  
 Hast du noch nie gelächelt unter Thränen,  
 Fühlst du im Jubel nie der Wehmuth Sehnen,  
 Ist nie dein Ohr zur Tiefe durchgedrungen,  
 Wo sich die Gegensätze ausgeklungen,  
 Ist dir die Welt verschlossen wie der Geist,  
 Dann sage mir was geist- und weltlich heißt!

### Der alte Biethen.

Der König macht' ein großes Mahl,  
 Es war Charfreitag eben;  
 Der König hatt' nen General,  
 Der war ihm treu ergeben.

Wer kennt den tapfern Ziethen nicht  
An seinen grauen Haaren?  
Nicht an den Schmarren im Gesicht  
Den Meister der Husaren?

Der wie er Allen stets voraus,  
Wo Schuß und Hiebe fallen,  
Der soll auch bei dem königsschmaus  
Der erste sein von Allen.

So will's des Königs Majestät:  
Doch also läßt der Ziethen,  
Wie's eben ihm um's Herze steht,  
Dem hohen Wirth entbieten:

„Charfreitag ist's; von seinem Thron  
Hat mich der Gott der Gnaden,  
Mich heute mein Erlöser schon  
Zu seinem Tisch geladen.“ —

Und wieder gab ein großes Mahl  
Der König seinen Degen,  
Und Ziethen auch, der General,  
Ist frisch und froh zugegen.

Der Becher kreist in wilber Luft,  
Die Geister sind im Schwunge,  
Es lästet freier sich die Brust,  
Und leichter wird die Zunge.

Champagner knallt; es schießt der Witz  
Des Königs Witz auf Witz;  
Denn unter Allen leuchtet Friz  
Mit seines Geistes Witz.

Doch wehe! wenn des Witzes Spiel  
In frechen Spott sich endet,  
Doch wehe! wenn des Witzes Ziel  
Sich nach dem Himmel wendet.

„Sieh da! mein frommer General,  
 Ziethen, sei Er willkommen;  
 Wie ist Ihn denn das Abendmahl  
 Von seinem Herrn bekommen?

Und laut erschallt im Königsaal  
 Ein wieherndes Gelächter;  
 Denn auch der Dümme stüßt einmal  
 Sich wüthig als Verächter.

Den alten Ziethen irrt es nicht;  
 Stolz hebt er sich vom Sitze,  
 Den edeln Horn im Angesicht,  
 Im Auge Schlachtenblive.

Und vor den König tritt er hin  
 In seinen grauen Haaren,  
 Herr! daß ich keine Memme bin,  
 Hast du bei Prag erfahren.

Dem Tod hab' ich ins Aug' geschaut  
 Bei Hennersdorf und Leuthen,  
 In deinem Dienst bin ich ergrant;  
 All das will Nichts bedeuten.

Und willst du meinen Kopf, ich leg'  
 Ihn heute dir zu Füßen,  
 Doch Einem wirst in allemweg  
 Auch du dich beugen müssen.

Der ist's, der in dem Schlachtenrang'  
 Mich trug auf Adlersflügeln,  
 Der mir die Siegesfahne schwang  
 Auf blut'gen Leichenhügeln,

Der über Schutt und Tod und Graus  
 Dein treues Heer geführt —  
 Herr! ist's mit diese m' Wunden aus,  
 Dann hast du ausgeriehet.

Der König hört's, der König schweigt,  
 Verstummt ist das Gelächter;  
 Vor seinem König steht geneigt  
 Der königliche Richter.

Der König faßt ihn bei der Hand:  
 „O Glücklicher! nicht rauben  
 Will solchen Glauben ich dem Land,  
 Bleib' Er bei Seinem Glauben!“

### Komm' auf's Land.

Hast du selber dich verloren  
 In der Städte Staub und Sand,  
 Komm' auf's Land, komm' auf's Land,  
 Werde neu geboren!

Auf dem Lande wehn die Lüfte  
 Frisch aus Gottes freier Hand,  
 Komm' auf's Land, komm' auf's Land,  
 Trinke Himmelsbüfte.

Auf dem Lande scheint die Sonne  
 Durch der Firne Rosenwand,  
 Komm' auf's Land, komm' auf's Land,  
 Fühle Morgenwonne!

Auf dem Lande grünt und stimmert  
 Täglich Gottes Festgewand,  
 Komm' auf's Land, komm' auf's Land,  
 Wo dir Hoffnung schimmert.

Auf dem Lande heilt die Wunde,  
 Kühlet dich des Schmerzens Brand,  
 Komm' auf's Land, komm' auf's Land,  
 Und dein Herz gesunde.

### Das Kirchlein auf dem Berge.

Von dem Berg herüber läutet's,  
 Das ist nicht der Heerden Klang,  
 Sonntagsruhe, das bedeutet's,  
 Und das Volk, den Berg entlang,  
 Strömt in buntgeputzter Menge  
 Nach dem Kirchlein auf der Höh',  
 Gleich als ob's dem Weltgedränge  
 Nun auf immerdar entflöh'.

Folgen möcht' auch ich dem Zuge.  
 Doch mit jedem Tritte mehr  
 Steh' ich stille, sinn' und luge  
 Weit im weiten Thal umher,  
 Und derweil das Spiel der Glocken  
 Emsig, eifrig klinkt und klenkt,  
 Bin ich wie durch Geisterlocken  
 Schon ins Himmelreich versenkt.

Und wie aus den Eingebungen  
 Meines Himmels ich erwacht,  
 Ist das Läuten schon verklungen  
 Und die Kirchthür zugemacht.  
 Soll ich in der Andacht stören  
 Die Gemeinde? nimmermehr,  
 Kann die Predigt draußen hören,  
 Gleich als ob ich drinnen wär'.

Und wo nicht, nun so verkündet  
 Trefflich mir an seinem Ort  
 Schon dies Kirchlein festgegründet  
 Auf den Felsen, Gottes Wort.  
 Freudig stimmen tausend Zeugen  
 Rings in den gewalt'gen Chor,  
 Und wie sich die Kniee beugen,  
 Fliegt das Herz zu Gott empor.

### Ein Gang um's Thor.

(In den Tagen vor der „Stadterweiterung“.)

Ich nehm' mir alle Tage vor,  
Ein kleines Stück zu wandern,  
Und wär's auch nur von einem Thor  
Bis wieder zu dem andern.

So wandert' gestern ich allein  
Erst über grüne Auen,  
Da spielten frohe Kinderlein,  
Recht lieblich anzuschauen.

Sie suchten Blumen in dem Gras,  
Je bunter, desto lieber,  
Die schöne Kinderzeit ist das,  
Dacht' ich, und ging vorüber.

Am Gärtchen kam ich dann vorbei  
Mit seinen Rosenlauben,  
Und flüstern hör' ich ihrer zwei  
Von Liebe, Tren' und Glauben.

Verrathen will ich wahrlich nicht,  
Ihr Lieben! euer Rosen,  
Ein fühlend Herz, ein froh Gesicht,  
Es ist die Zeit der Rosen!

Zum reifen Gelde kam ich dann  
Mit voller, brauner Aehre,  
Und von der Etern der Schnitter rann  
Der Schweiß, der saure, schwere.

Das ist, so fiel es mir auf's Herz  
Das ist die Zeit der Mähen,  
So muß des reifen Mannes Erz  
Im Feuerofen glühen.



„Noch fleißig?“ rief ich ihnen zu,  
Mit heiterm Gruß sie labend,  
„Herr!“ sprachen sie, „es geht zur Ruh“,  
Bald ist es Feierabend.“

Und eben senkt der letzte Strahl  
Der Sonne sich hernieder,  
Noch einmal leuchtet' aus dem Thal  
Die milde Landschaft wieder.

Da lang' ich bei dem Friedhof an  
Mit seinen süßen Schauern,  
Daneben stand mir aufgethan  
Die Stadt mit ihren Mauern.



### Beim Lichte.

Die Mutter hat das Licht gebracht,  
Nun Kinder! flugs herbei,  
Den runden Tisch zurechtgemacht,  
Die Stadt, das Lager und die Jagd,  
Und auch die Schäferei.

Wie steht das neue Reiterheer  
So prächtig hier zur Schan,  
Dort weidet Wolf und Leu und Bär,  
Als ob's im Paradiese wär',  
Beim Schäfflein auf der Au.

Und dieser bunte Kasten hier  
Ist Noahs feine Arch',  
Draus quillt hervor gar manches Thier,  
Darunter liegt begraben schier  
Der fromme Patriarch.

Auch fehlt der Thurm von Babel nicht,  
Bauhölzer groß und klein,

Eins auf das andre aufgeschicht,  
 Bis alles risch' zusammenbricht,  
 O weh! der Thurm fällt ein!

Und nun das Hässchen an der Wand,  
 Seht, wie's die Ohren stuzt,  
 Jetzt läuft es fort, jetzt hält es Stand,  
 Jetzt frisst es zierlich aus der Hand,  
 Seht, wie's die Augen pußt.

Der Vater kommt; nun geht der Spaß  
 Erst recht von neuem los,  
 O Vater komm', erzähl' uns was  
 Vom Käßchen, das das Mäuschen fraß,  
 Komm' nimm mich auf den Schoos.

„Es war einmal ein Käßchen schlau  
 Und eine dumme Maus,  
 Schwarz ist die Kap, das Mäuschen grau.  
 Gar freundlich ruft die Kap: miau!  
 Komm', Mäuschen! komm' heraus.“

Lieb Kindlein, trau' der Kap nicht,  
 So warnt die alte Maus,  
 Nicht hört es, was die Mutter spricht,  
 Gefressen wird der arme Wicht —  
 Nun ist das Märchen aus.“

Jetzt, liebe Kinder, geht zur Ruh'.  
 Schon schlägt es draußen Acht,  
 Hübsch aufgeräumt, den Deckel zu!  
 Gib noch ein Küßchen mir, und du —  
 Und du noch eins, gut' Nacht!

### Der zweite Sokrates.

(Auf den Tod Schleiermachers, 1831.)

Scheidend wendet sich der Weise  
 Zu der Freunde Trauerkreise,  
 Einen Becher in der Hand;

Lob soll ihm der Becher bringen,  
 Doch es hebt der Geist die Schwingen  
 Sehnd nach dem bessern Land.

Und er trinkt den L o d e s becher,  
 Und der Odem gehet schwächer,  
 Und es stockt des Blutes Lauf;  
 Sokrates hat ausgefitten,  
 Doch das Licht, das er erstritten,  
 Gehet über Hellas auf.

Wieder senkt das Bild sich nieder.  
 Mit dem Kelche seh' ich wieder  
 Dort der Weisen, ist er's nicht?  
 Um ihn stehn im Kreis die Lieben,  
 Mit der Kraft, die ihm geblieben,  
 Raft er sich empor und spricht:

Diesen Becher will ich trinken,  
 Mag der Staub in Trümmer sinken,  
 Ewig lebt der Seele Muth,  
 Wie der Glaube sich bewähret,  
 Wie die Liebe sich verkläret,  
 Wo es rinnt, dieß neue Blu'!

Und er trinkt den L e b e n s becher,  
 Und der Odem gehet schwächer:  
 Kindlein! spricht er, liebet euch,  
 Und gestillt ist sein Verlangen,  
 Liebend ist er heimgegangen  
 In des ew'gen Vaters Reich.

Was der Trauf ihm konnte geben,  
 Wie der Kelch ihn konnte heben,  
 Ueber Grab und Trennungsschmerz?  
 Thorheit mag es sein den Weisen,  
 Doch wir beten an und preisen  
 Den, der schafft ein neues Herz.



## Jeremias Gotthelf.

(Albert Bitzius.)

Albert Bitzius<sup>1)</sup>, aus einem der ältern Geschlechter Bern's stammend, wurde den 4. Oktober 1797, als erster Sohn der dritten Gattin seines Vaters, in Murten, wo der letztere Pfarrer war, geboren. Die Natureindrücke, welche der Knabe an diesem lieblich gelegenen, an die Großthaten der Vorfahren erinnernden Ort empfing, haften tief in seiner erregbaren Phantasie. Sieben Jahre alt besuchte er die erste Schule, in welcher ihm der Lehrer das Zeugniß gab, der Kopf sei gut, aber die Füße wollen sich nicht stille halten. Im Jahre 1804 siedelte sein Vater, zum Pfarrer nach Uzenstorf gewählt, in dieses große, durch Schönheit seiner Gelände und Wohlstand seiner Bewohner ausgezeichnete Dorf über, wo Albert seine ersten Knabenjahre verlebte. Da zu dem Einkommen der Pfarrei auch ein bedeutendes Stück Land gehörte, so lebte der junge Bitzius früh sich in die landwirthschaftlichen Verhältnisse ein, wurde mit allen ländlichen Werkzeugen und Arbeiten vertraut, machte sich mit Kühen und Pferden zu schaffen und zeigte, da der Vater sich nicht mit dem Detail der landwirthschaftlichen Oekonomie befassen konnte, bald Anlage ein tüchtiger Landwirth zu werden. Dabei wurde die geistige Beschäftigung keineswegs vergessen. Schweizergeschichte, Chroniken u. dgl., auch Romane waren seine Lieblingslektüre. Zwei Haupteigenschaften, die jetzt schon in dem Charakter des jungen Bitzius hervortraten, waren einerseits große Outmüthigkeit, die sich besonders auch in neidlosem Wohlwollen gegen Andere zeigten, anderseits ein starkes Rechtsgefühl, welches überall und für Alle Partei nahm, die nach seiner Ansicht Unrecht litten. Fünfzehn Jahre alt kam Bitzius in die Literarische Schule nach Bern, an welcher Anstalt der durch würdevollen Ernst, gründliche Bildung und edlen Charakter ausgezeichnete Professor Sam. Luz (später Professor der Theologie an der bernischen Hochschule) wirkte und einen großen Einfluß auf die Charakterbildung seiner Zöglinge übte. Im Jahre 1814 ging Bitzius zum Studium der Theologie an die Akademie über (nach

<sup>1)</sup> Wir benutzen zu dieser biographischen Skizze, wie zu der folgenden Kritik das trefflich und mit großer Pietät gegen den Dichter geschriebene Werk „Albert Bitzius“ von Dr. C. Manuel. (24 Bd. der Gesamtausgabe von Bitzius' Schriften, Berlin, Verlag von Jul. Springer, 1861.)

der damaligen Einrichtung erforderte der theologische Lehrkurs sechs Jahre, wovon die zwei ersten Jahre auf propädeutische Fächer verwendet wurden), beschäftigte sich besonders gerne mit Mathematik und Physik, las die Schriften der Popularphilosophen Engel und Fries, wurde hauptsächlich durch die „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ von Herder und andere geschichtsphilosophische Studien angeregt, die er gleichzeitig mit der Lektüre von Müller's Schweizergeschichte betrieb. Viziüs äußeres Leben während dieser Zeit war ein angenehmes; seine Neigung zum Praktischen und seine kameradschaftliche Geselligkeit machten ihn zum nützlichen und gern gesehenen Mitglied mehrerer akademischen Vereinigungen; er fühlte sich auch im Damentreise behaglich, obschon er nicht tanzte, da ihm hierzu, sowie zu Musik und Gesang Anlage und Neigung fehlte. Im richtigen Vorgesühl seines spätern wahren Lebensberufes, schreibt er einmal an seinen Freund Bernhard Studer, den nachmaligen berühmten Mathematiker und Geologen: „Ich fühle, daß ich nun einmal zum Gelehrten durchaus untüchtig bin, theils durch meine Erziehung, theils durch meine Gaben. Zugleich aber besitze ich zuviel Ehrgeiz, um als ein gemeiner Mann zu leben und zuletzt in einem Winkel ungekannt zu sterben. Es bleibt mir daher nichts übrig, als soviel Kenntnisse wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich dereinst, nicht in der gelehrten Welt, wohl aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüchtiges Mitglied eingreifen und wirken könne. . . . Ich will das Predigersfach wählen, wozu ich freilich nicht die besten Organe besitze, welche sich aber, wie Demosthenes lehrt, ausbilden lassen.“ Die damaligen theologischen Vorlesungen in Bern scheinen Viziüs wenig gemundet zu haben; doch wurde er 1820 nach gut bestandener Prüfung ordinirt und sofort bei seinem Vater angestellt. Im Frühjahr 1821 bezog er, nach erhaltenem Urlaub, die Universität Göttingen, wo Plank, Bouterweck, Dissen, Ottfried Müller, Heeren, Blumenbach und Andere lehrten. Plank, Heeren und Bouterweck fesselten ihn namentlich; daneben diente ihm ein kleiner Leseverein, worin namentlich Walter Scott beliebt war, zur Anregung und Erholung. In allen gesellschaftlichen Verhältnissen galt er als zuverlässiger und ehrenhafter Charakter, der auf Anstand und Sitte hielt, offener und heiterer Laune war und wenn er auch bisweilen durch Sarkasmen und Satyre verletzete, es gern bald wieder gut machte.

Im Frühling 1822 verließ Viziüs Göttingen, machte mit dem eidg. Kanzler Amrhy n und dem spätern Pfarrer Ryß von Uzen-

storf eine größere Reise durch Preußen und Sachsen und kehrte auf sein Vikariat Ukenstorf zurück, in welchem er bis zum Tode seines Vaters 1824 verblieb. Er nahm sich in dieser Zeit namentlich des Schulwesens warm an und besuchte die Schule nicht nur fleißig, sondern half dem Lehrer oft ganze Tage schulmeistern und Schule halten. So gelangte er zu dem Detail in der Kenntniß des Primarschulwesens, welches er in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ so trefflich dargelegt hat. Nach dem Tode des Vaters brachte Vitzius fünf Jahre als Vikar in dem Kirchdorf Herzogenbuchsee zu, einem Landestheil, dessen Bewohner und Sitten er später eben so trefflich schildert, wie diejenigen des Emmenthals, wohin er (nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt auf einem Vikariat in Bern) 1831 durch seine Wahl zum Vikar in Lützelflüh für die ganze Zeit seines Lebens berufen wurde, indem er 1832, nach dem Tode des alten Pfarrers, an die Stelle desselben rückte. Im folgenden Jahr verheirathete er sich mit Fräulein Zeender, Tochter des akademischen Professors Zeender in Bern und schloß damit die Jahre seiner Wanderschaft ab. „Ein so ungetrübtes Familienglück, sagt sein Biograph, wie es ihm durch diese Verbindung zu Theil ward, gab dem von jeher heitern und hellen Grund seiner Seele jene Klarheit und Tiefe, die uns in seinen Schriften so wohl thun, die seinen persönlichen Umgang so anziehend machten und die neidmüthe Sicherheit seines Wesens in allen Beziehungen zu Tage treten ließen.“

Es würde uns zu weit führen, die jetzt beginnende öffentliche Thätigkeit Vitzius auch nur andeutungsweise zu schildern. Er wendete seine Energie zunächst einer tiefern Begründung des öffentlichen Wohles zu. Das Volksschulwesen und die Armenverhältnisse nahmen seine Thätigkeit vornämlich in Anspruch und, wie Pestalozzi, dachte er zuerst an die Erziehung armer Kinder, die gerade im Emmenthal aus gewissen sozialen Gründen am meisten der Verwahrlosung preisgegeben waren. Die Erziehungsanstalt für arme Knaben in Trachselwald ist seine Schöpfung, die er unter manigfachen Schwierigkeiten zu segensreicher Blüthe brachte.

Im Jahr 1836 erschien Vitzius erstes schriftstellerisches Werk „Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gottthelf“. Er schrieb dieses Buch nicht aus literarischen oder ökonomischen Beweggründen, sondern „um seinen praktischen Zielen und Bestrebungen Eingang zu verschaffen“. Er wollte und mußte als Schriftsteller zum ganzen Volke sprechen. Die in ihm schlummernde Produktionskraft mußte einmal, wenn auch spät, zum Durchbruch kommen. „Begreife nun, schreibt er einem Freund, daß (un-

ter den früher geschilderten Umständen) ein wildes Leben in mir wagte, von dem Niemand Ahnung hatte; und wenn einige Aeußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es that es in Schrift. Und daß es nun ein freudig Losbrechen einer lange verfallenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsee's ist, das bedenk man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluthen los, bis er sich Bahn gebrochen, führt Treck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten." Gegen einen andern Freund äußert er sich: „Eine fast kindische, aber jedenfalls gutmüthige Rücksichtslosigkeit war mir angeboren, machte mir bittere Feinde, auch Freunde, veranlaßte aber oft meine besten Freunde, Jeter über mich zu schreien, mir alles Weh und Unglück zu prophezeien. So kam ich zum Schreiben ohne alle Vorbereitung und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller! Aber das Armenwesen, die Schule stunden in Frage! . . . So sprang erst der „Bauernspiegel“, dann der Schulmeister hervor, mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit, die nach nichts fragt, als ob es so gut und recht sei.“ Vigini wollte den Helden seines „Bauernspiegels“, der überall trotz seiner Verbheiten, als eine höchst bedeutende Schöpfung aufgenommen wurde, zuerst Jeremias Gotterbarm nennen; ein Freund schlug ihm den Namen Jeremias Gotthelf vor, welchen er dann auch vorzog, und der später ihm selbst als gefeierter Autornamen geblieben ist. Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ erschienen 1838 und 1839, als das erste jener größern Werke, worin er in erschöpfender Weise die Schäden der Gesellschaft, des Hauses oder des Staates aufgedeckt und bloßgelegt hat. Obgleich ursprünglich nur für den Kanton Bern berechnet, fand dieses inhaltvolle Buch sofort auch in Deutschland verdiente Beachtung und wurde von allen einsichtigen Schulmännern und Freunden der Schulreform im Vaterland mit großer Wärme und Theilnahme begrüßt.

Wir können uns des Raumes wegen nicht vergönnen, die Reihenfolge von Vigini's Schriften in ihrem geneitischen Zusammenhang mit seiner praktischen Wirksamkeit und seinen Lebenserfahrungen zu betrachten. Es genügt, die Jahrzahl des Erscheinens seiner bedeutendern Werke zu kennen. Im Jahr 1840 erschien „Die Armennot h“, 1841 „Uli der Rechi“, „der sofort als die Krone seiner

bisherigen Schriften proklamirt wurde," und wozu „Uli der Pächter“ als Fortsetzung erst 1849 herauskam. In den Jahren 1842, 1843 und 1844 entstanden die „Bilder und Sagen der Schweiz“ worin die große Erzählung „Geld und Geist“ (später einzeln erschienen); 1843 und 1844 das „Anne Bäbi Jowäger“ (gegen Pfscherei in der Medizin und Pfscherei in der Seelsorge durch verschrobene Sektirerei); 1846 „Der Geldstag oder die Wirtschaft nach der neuen Mode“, 1847 „Räthi, die Grossmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth“, 1848 „zwei Erbvetter“, 1850 „Die Käserei in der Behsreude“, 1852 „Zeitgeist und Bernergeist“ und 1854 das letzte größere Werk unsers Dichters „Die Erlebnisse eines Schuldenbauers“ ein schönes Vermächtniß an die Gebrücker und Armen im Volke. Bignons letzte Arbeit war „Die Frau Pfarrerin“, ein harmloses Lebensbild, das er für das Taschenbuch „Alpenrosen“ geschrieben und das sich einzig in seinem Nachlaß vorfand. Er starb den 22. Okt. 1854 an einem Sticfluk. Seine Gattin, ein hoffnungsvoller Sohn (jetzt Pfarrer in Courtelary) und zwei Töchter trauerten an seinem Grabe; die Kunde von seinem Tod erschütterte Tausende von Herzen, die in seinen Werken nicht bloß Spiele der Phantasie, sondern Schätze der Belehrung, Ermahnung und Warnung gefunden, von den Ufern der Mare bis hinauf an die Gestade der Nordsee.

An die Spitze der Biographie des Shakespeare's unter allen Volksschriftstellern hat Dr. Manuel (der zugleich eine höchst einsichtige und liebevolle Kritik sämmtlicher Werke Bignons gibt) mit Recht das Wort des großen englischen Dichters gestellt:

„Sanft war sein Leben, und so mischten sich  
Die Element' in ihm, daß die Natur  
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:  
Das war ein Mann!“

Bignon war ein trefflicher Gatte und Vater. „Ein Geist gegenseitiger Liebe, fröhlicher Gesellschaft, maßvoller Ordnung ohne Bedanterie, durchdrang Alles in seinem häuslichen Leben und wenn er in seinen Schriften Haus und Familie mit einem so schönen und freundlichen Glanz umgibt, so war eben sein Haus und seine Familie von solchem Glanze häuslicher Jugend erhellt und das Leben in diesem Pfarrhause war ein wahrhaft köstliches, glückliches Leben.“

Des Dichters Lebensweise war eine einfache und geordnete. „Er arbeitete am Abend grundsätzlich nicht, indem er behauptete, die



künstliche Aufregung und die gesteigerte Nerventhätigkeit, die diese Zeit mit sich bringe, seien dem schriftstellerischen gesunden Schaffen nicht günstig. Man kann daher mit Wahrheit sagen, die Werke von Bizius seien alle in der Frische des Morgens geschrieben, vom frischen Morgenhauch durchweht. Bizius hat diesen Grundsatz stets festgehalten. Er durchwachte auch nie Nächte zum Arbeiten. Seine Werke sind demnach auch in diesem Sinn in unbegreiflich kurzer Zeit entstanden, indem er nur bestimmte Stunden darauf verwendete. Nur seine staunenswerthe Leichtigkeit im Produzieren hat dies möglich gemacht.“

Unser Dichter liebte Einfachheit und Brunklosigkeit in Allem, was ihn umgab. Er liebte ferner nur kleinere, vertraute gesellschaftliche Kreise; aber als das Pfarrhaus Lützelsflüh durch den Ruhm seines Insassens in der Sommerszeit sozusagen ein Wallfahrtsort für Fremde aus aller Welt geworden war, gab es keinen freundlichen, belebten und geistreichern Wirth als Jeremias Gotthelf. Er gewährte Einheimischen und Fremden stets die größte Gastfreiheit. Der Gemeinde Lützelsflüh war er ein treuer und einsichtiger Seelsorger; fern von steifer Dogmatik, betonte er in seinen gedankenreichen und klaren Predigten das Christenthum der Liebe und ächte Humanität. Sein Leben ist durch keine wechselvollen Ereignisse ausgezeichnet; in ruhigem Lauf tauschte der Strom seines Daseins vorüber, in seltener Gesetzmäßigkeit, von realer Färbung und, möchte man sagen, von nüchterner Physiognomie. Der Schatz seines innern Lebens hat er in seinen Werken auseinander gelegt; sie sind darum auch der beste Spiegel seines Lebens. —

Jeremias Gotthelfs (Albert Bizius) gesammelte Schriften. 24 Bände. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1861.

„Je weiter vom sittlichen Ideal der Maler heruntersteigt, desto mehr Charakteristik steht ihm zu Gebote; . . . Daher gibt's überall gelungenerer Halbmenschen und Halbteufel, als Halbgötter. Große Dichter sollten deswegen öfter den Himmel aufsperrn als die Hölle, wenn sie zu beiden den Schlüssel haben. Der Menschheit einen sittlich idealen Charakter, einen Heiligen zu hinterlassen, verdient Heiligensprechung und ist noch nützlicher, als ihn selber gehabt zu haben; denn er lebt und lehrt ewig auf der Erde. Ein Geschlecht nach dem andern erhebt und erwärmt sich an dem göttlichen Heiligenbilde und die Stadt Gottes, in welche jedes Herz begehrt, hat uns ihr Thor geöffnet. Ja, der Dichter schenkt uns die zweite Welt, das Reich Gottes; denn dieses kann ja nie auf Körpern wohnen und in Be-

gebenheiten erscheinen, sondern nur in einem hohen Herzen, das eben der Dichter vor uns aufthut.“

Diese Forderung Jean Pauls (Vorschule der Aesthetik § 55) hat Jeremias Gotthelf häufiger erfüllt als andere große Dichter; er that es aber nicht mit der Einseitigkeit, die in den Worten seines großen Geistesverwandten und Lieblingschriftstellers liegt, sondern zeichnete auch das verzerrte sittliche Ideal mit einer virtuosen Kraft und Naturwahrheit, welche uns darüber keinen Zweifel lassen, daß er den Schlüssel auch zur Hölle besaß, und wenn dies ein Kennzeichen großer Dichter ist, auch als solcher anerkannt werden muß. In der That ist es das Geheimniß der Größe unsers Dichters (und die Schweiz darf ihn stolz ihren größten epischen Dichter nennen), daß dieser der beste Realist auch zugleich der glühendste Idealist war, daß Welt und Herz bei ihm in gesunder und lebendigster Wechselwirkung standen, daß für ihn die idealen Wahrheiten des Christenthums nirgends einen Werth haben, wenn sie nicht zu realer Tugend geworden.

Bei der Beurtheilung unsers großen Dichters ist der Kritik, sofern sie in's Einzelne gehen will oder kann, immer noch ein großes, unangebautes Feld offen; hinsichtlich der literarhistorischen Bedeutung von Jeremias Gotthelf dagegen und den poetischen Werth seiner Schöpfungen im Allgemeinen sind die Stimmen, nicht seiner Nachahmer und Reider (über diese schreitet er wie ein Riese über Zwerge hinweg) sondern der kompetentesten Richter einig, so daß uns hier fast nichts übrig bleibt, als die Urtheile dieser Männer in aller Kürze und, soweit es thunlich, mit ihren eigenen trefflichen Worten wiederzugeben.

Beginnen wir jedoch zuerst mit den Mängeln, welche die Kritik unserm Dichter vom ästhetischen Standpunkt aus mit allem Rechte vorgeworfen hat. Unverkennbar ist bei ihm der Mangel an Korrektheit in der äußern Form, der sogar bis zu grammatikalischen Verstößen fortgeht; Bizius ist dicht an den herrlichsten Stellen, wo ihn der angeborne Genius zum phantastischen Schwung und zu bewundernswerther Kraft im Ausdruck hinreißt, wieder nachlässig in der Wahl seiner Worte und Wendungen und fällt sogar häufig in's Mathe und Triviale. Hier ist sein Styl knapp und präzis; dort schwillt er an zu endloser Breite, geht über in Wiederholung, Schwulst und Ueberschwänglichkeit. Deutsche Leser, die des schweizerischen Idioms nicht kundig sind, mögen außerdem noch vor einer barbarischen Verquickung des Dialektes mit der Schriftsprache reden. Bizius selber erkennt diese Fehler nicht. Sie rühren, wie noch bei andern

schweizerischen Schriftstellern, davon her, daß der Schweizer die Sprache in der er schreibt, nur in der Schule lernt, wenn ihm nicht früh schon vergönnt ist, sich auch durch Lektüre zu bilden. „Daß ich, schreibt Vinius einem Freund, in formeller Hinsicht ganz besonders große Mängel habe, weiß ich wohl; ich habe keine schriftstellerische Bildung. . . . Die technische Fertigkeit, die Auswüchse erkennt und das Ganze glättet, habe ich durchaus nicht. . . . Es fehlte mir gewiß an gutem Willen nicht. Aber man muß barmherzig mit mir sein. Ich bin gleich in Bücher hineingeplumpst, während die meisten andern Schriftsteller an kleinern Arbeiten sich versuchen konnten. Aber wir haben kein literarisches Leben; ich lebte außer allem literarischem Verkehr und keine Hand zog mich auf und nach. Was ich habe, ist daher nur Natur, und wenn etwas auch künstlerisch gelingt, so ist es Instinkt.“ —

Nun darf man aber auch die großen Vorzüge Gotthelfs in sprachlicher Einsicht nicht übersehen. Mit Recht macht Dr. Manuel, nach dem Vorgange von Jakob Grimm, darauf aufmerksam, daß nicht nur die hochdeutsche Sprache durch ihn um so manchen glücklichen Ausdruck, so manches kühne Bild, so manchen herrlichen und stark ausgeprägten, wie in Metall gegrabenen Gedanken reicher geworden, und daß sie in ihm einen Schriftsteller mehr besitzt, der in seiner Ausdrucksweise das Männliche, Kräftige und Charaktervolle mit dem Weichsten und Lieblichsten zu vereinigen wisse, sondern daß unser Dichter auch nach einer andern Richtung der deutschen Sprache dadurch einen unschätzbaren Dienst geleistet habe, daß er sein heimatliches Idiom nicht bloß zum ersten Mal (wenigstens in größern Werken) in die Schriftsprache einführt, sondern dasselbe in seiner ganzen Manigfaltigkeit, Originalität und Kraft entfaltet und auf immer fixirt habe. „Wie viel Anmuthiges und Schalkhaftes, Feines und Weiches, dann wieder Diplomatisches, Verhüllendes und hinter dem Berg Haltendes besitzt der bernische Volksdialekt in seinen Redeweisen und Wendungen, wie körnig, derb, schneidend und erzgroß kann er plötzlich auftreten! Wie groß ist ferner nicht die Menge trefflicher, höchst plastischer Sprichwörter! Wie groß ist die Flexibilität und doch wieder die Kraft der Sprache in derselben! Wir sehen alle diese Eigenschaften bei Vinius zu Tage treten. Er hat diesen Sprachschatz erst gehoben, da er vorher im Dunkel der Erde ruhte. Und es ist kaum zu zweifeln, daß das Verdienst unsers Schriftstellers in dieser Richtung, wie überhaupt der Werth und die Bedeutung der schweizerischen Dialekte, bei der gegenwärtigen breiten Entwicklung der Sprachforschung, in Zukunft noch steigen werden.“

Die Mängel der Gotthelf'schen Schöpfungen erstrecken sich indessen nicht allein auf die äußere, sondern auch auf ihre innere Form, auf die eigentliche, künstlerische Technik in Anlage, Plan und Durchführung seiner Werke. Nicht ohne Grund macht man ihm den Vorwurf, daß er hierin, wie Jean Paul, sich selbst gegen die Grundregeln der Aesthetik, und namentlich gegen die in jeder poetischen Schöpfung geforderte Einheit verübte. Bald ist er zu lang, bald zu breit; aber er kümmert sich nicht darum, indem er behauptet, er habe andere Zwecke als künstlerische im Auge. Dieser Grund ist natürlich nicht stichhaltig; aber zur Entschuldigung dient ihm, daß diese Fehler nicht aus seiner Ohnmacht entstehen, sondern Ausflüsse seiner Kraft sind. Er sagt, „sein Kopf sei ungeordnet, treibe Allerlei hervor, einem neu aufgebrochenen Acker gleich, dessen wilde Triebe nicht gezähmt und geregelt worden“, und fügt mit einem unerkennbaren Zug von Wehmuth bei: „Die Zeit der Ausführuns wird kaum lange mehr dauern, denn spät ward der Acker aufgebrochen, eine beschränkte Zeit hat jede Jahreszeit.“ Der Trieb seiner gesunden und reichen Natur waltete in ihm mit der genialen Kraft des Instinktes und der Intuition; er wuchs ihm beim Produziren über den Kopf, so daß er, wie die Frau v. Paalzow, mit fliegender Feder schreibend, selber nicht zum Voraus sagen konnte, was aus seinen Charakteren im Einzelnen noch werde, weil er sie mit Nothwendigkeit, so zu sagen aus ihrem eigenen Innern sich entwickeln ließ. Trotz dieser schrankenlosen Entfaltung seines Genius wird der Leser von den Erzeugnissen des Dichters, wie der berühmte Kulturhistoriker Riehl sagt, mit dämonischer Faust gepackt und in des Verfassers Ideengang hineingerissen, er mag wollen oder nicht.<sup>1)</sup> Gottfried Keller bemerkt (in den Blättern für literar. Unterhaltung von Brockhaus, Leipzig 1850) trefflich, es sei der seltene Vorzug von Virgillus, daß er seinen Stoff immer erschöpfe und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugthuung zu krönen verstehe, mit einer Befriedigung von solch ursprünglicher, beseligender Tiefe, daß sie mit der Erkennungszone zwischen Odysseus und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheine. Aus dem Munde eines Dichters wie Gottfried Keller, der selber, nur in anderer Weise, neben Virgillus steht, muß ein Urtheil über den letztern, wie das folgende, schwer gelten und alle Reider und Häßer des großen Mannes verstummend machen. Er sagt: „Virgillus war ohne alle Ausnahme das größte epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht

<sup>1)</sup> Dr. Manuel, a. a. O. pag. 233.

für lange Zeit gelebt. . . . Man nennt ihn bald einen kerben, niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen guten Kopisten der Natur, bald dies, bald das, immer in einem günstigen, beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. Wohl mögen Dickens und Andere glänzender an Formbegabung, schlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zuverlässiger im ganzen Thun sein. Die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelf's, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Alterthum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht Keiner. In jeder Erzählung Gotthelfs liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea“; aber in keinem nimmt er auch nur den leichtesten Anflug, seinem Gedichte die Schönheit und Vollenbung zu verschaffen, die der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Göthe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte.“

„Zu den ersten äußern Kennzeichen des wahren Epos (fährt Keller fort) gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gefättigter Empfindung mitgenießen, ohne zwischen der Schilderung und der Geschichte hin und her geworfen zu werden, d. h. daß die Erscheinung und das Geschehnde in einander aufgehen. Ein Beispiel bei Gotthelf, Nirgends verliert er sich in die moderne Landschafts- und Naturschilderung mit den Düsseldorfer- und Adalbert-Stifter'scher Malermitteln (welche uns Andern Allen mehr oder weniger ankleben, und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müssen) und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenschein der grünen prächtigen Bergthalen und im Schatten der schönen Thäler und sehen die bräunende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Hüfe herein ziehen. Und wo er das Naturereigniß an sich selbst zum Gegenstande epischer Dichtung machte, wie in der „Wassernoth im Ementhal“, da wird es zur lebendigen Person, und in seinem gewaltigen Eiferbrausen Eins mit den Leidenschaften der Menschen, über welche es hereinbricht, so wie überhaupt dies kleine Büchlein ein wahres Muster- und Lehrbüchlein<sup>1</sup> zu nennen ist für unsere heutigen Pflücker und Produzenten aller Art; denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffes, selbst mit treff-

<sup>1</sup>) Einem großen deutschen Physiker soll dieses Büchlein den Ausbruch entlockt haben, so wahr und zugleich so gewaltig sei noch kein Gewitter beschrieben worden. Vgl. Dr. Manuel a. a. O. pag. 59.

lich eingestreutem, sachgemäßem Humor, und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne (im weitesten Sinne ist Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum klassischen, mustergültigen Gedicht zu machen. Man lese es, und man wird uns Recht geben, erstaunend, wie arm und unbeholfen die Duzende von gereimten Büchelchen sind, die uns alle Tage auf den Tisch regnen, mit und ohne Firma.“

„Auch mit der behaglichen Anschaulichkeit des Besitzes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Hausthiere, der fest- und werthtäglichen Gewandung, des Essens und Treibens, weiß Gotthelf überall seine einfachen Schöpfungen satzsam zu durchtränken, ohne in das einseitige Schildern zu verfallen.“

„Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhenpunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind; nämlich an jene schmerzlichen oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen thun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rath, Hilfe in der Noth oder Theilnahme an ihrem Wohl suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende, durchaus gesunde und begründete Nahrung an die besten Zeiten der Poesie erinnert.“ —

Als Vorzüge der innern Form von Gotthelf's Dichtungen sind hervorzuheben, daß überall ein dichterischer Ausdruck und vornämlich eine Charakteristik herrscht, welche auf einem tiefen psychologischen Grunde ruht. Der Ausdruck ist immer höchst anschaulich, indem der Gegenstand meist von der sinnlichen Seite gefaßt wird (wie schön und kurz schildert er z. B. den Herbst in den Worten: „Die ermatteten Bäume streuten schon ihre ergelbten Blätter über die ergraute, kahl gewordene Erde aus“); große und kühne Metaphern und Gleichnisse stehen ihm zu Gebote, und nicht minder glücklich ist er im Individualisiren und Personifiziren seiner Gegenstände. Es sind dies gerade diejenigen poetischen Figuren, in denen sich die ächte Dichterkraft am sichersten bewährt.

Ueber das plastische Gestaltungsvermögen Gotthelf's und seine Kunst Charaktere zu zeichnen, die ihm den höchsten Schriftsteller-ruhm verschafft hat, lassen wir den feinen und trefflichen Kritiker Julian Schmidt reden. Er sagt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert“, Seite

344: „Es kommt Gotthelf Keiner in der Kraft der Charakteristik, Keiner in der humoristischen Freiheit gleich, mit der er über seine Gestalten verfügt. . . Sie gehen ihm unmittelbar in ihrer Totalität auf und er kann sich unbefangen seiner Einbildungskraft überlassen, er wird nie vom richtigen Wege abirren. Es sind nicht blasse Abstraktionen, sondern konkrete Menschen, mit einer Fülle des Details, in der ihm nur Jean Paul und Dickens gleich kommen, während sie ihm in Sicherheit des Blicks bedeutend nachstehen. Diese Fülle kleiner Züge zu lesen und energisch zu empfinden, ist das Auge eines ächten Dichters nöthig. Aber Gotthelf zeichnet mit derselben Sicherheit auch Situationen, die er unmöglich hat beobachten können. Der Reichthum des Gefühls, die Innigkeit der Empfindung und dabei doch die Kälte und die behagliche Sicherheit des Verstandes und den Eigensinn des Charakters, die er seinen Figuren leiht, hat er aus seiner eigenen Seele geschöpft und so quellen die einzelnen Züge mit wahrhaft poetischem Uebermuth aus seiner Phantasie hervor. Kein edles Gefühl ist ihm fremd, und doch hat er ein ebenso scharfes als milbes Auge für alle menschlichen Schwächen; seine kernhafte Natur ist des leidenschaftlichen Bornes fähig, aber ihre Grundlage ist jene unbefangene und mitunter ansgelassene Heiterkeit, die auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehen weiß in dem sichern Bewußtsein, sein Wesen dadurch nicht zu verletzen.“

Es ist hier der Ort, auf Bizius Hauptwerke, in denen er diese tiefe Charakteristik vorzugsweise entwickelt hat, hinzuweisen. Vor Allen ist sein erstes Werk, welches alle übrigen schon in nuce enthält, zu nennen, „Der Bauernspiegel“; sodann „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, „Die Armennoth“, „Uli der Knecht“ und „Uli der Pächter“, „Geld und Geist“, „Käthi, die Großmutter“, „Die Käselei in der Behreude“ und die „Erlebnisse eines Schuldenbauers.“

Gotthelfs Charakteristik ist übrigens nicht bloß in diesen seinen Hauptwerken genial; sie bleibt es bis hinab zu seinen Kalenderchriften, bis zu „Elsi, der seltsamen Magd“, welche von Gottfried Keller, ihrem innern Werth nach, Göthe's „Hermann und Dorothea“ an die Seite gesetzt wird. Die Kritik hat unserm Dichter bisweilen allzugroße Aehnlichkeit seiner Charaktere vorgeworfen; Manuel hat aber diesen Vorwurf (a. a. O. pag. 253—273) mit Recht abgelehnt und gezeigt, daß bei allen Figuren, die Bizius zeichnet, wenn sie scheinbar auch einander noch so ähnlich sind, doch irgend ein hervorstechender Zug bemerkbar ist, welcher die Zeichnung aus dem bloßen Typischen zum Individuellen hinüberführt. Wir

müssen uns des mangelnden Raumes wegen versagen, hierüber in's Einzelne zu gehen. Gewiß bleibt nur, daß Bizius' Bauern und Bäurinnen, mögen sie nun Typen des tüchtigen, ehrenhaften, arbeitssamen, klugen und gefesteten Bernerbauernstandes, oder Typen bäuerlicher Habsucht und des häßlichsten Eigennutzes sein, mit jedem Zug aus dem Leben gegriffen sind; daß jene Frauencharaktere, die er gleichsam „nur hingehaucht hat, um uns das Edelste und Unvergänglichste darzustellen, die thätige Liebe und das Vergessen seiner selbst um Andere“, wie jene widrigen und schlechten Geschöpfe, die das Weib in seiner Verzerrung zeigen, sammt den dazwischen liegenden tragischen und komischen Nuancen, als Lebensbilder vor uns stehen, wie sie auf diesem Boden noch Niemand gezeichnet hat; daß seine satyrischen Misanthropen und Sonderlinge, ja selbst jene Naturen, deren somatisch-psychische Krankheiten für die gewöhnliche Welt zu psychologischen Räthseln werden, in der Wirklichkeit klar und offen vor seinem Geiste sich enthüllten, und seinem Auge der Einblick in ihr wahres Wesen nicht versagten, so daß er sie auch mit Meisterhand fixiren und wiedergeben konnte. Und nun die Darstellung der physischen Gesundheit, der derben Manneskraft im Jünglingsalter! „Was sind das für köstliche Figuren, ruft Julian Schmidt aus, denen wir in dieser engen, nicht gemüthlichen, aber tüchtigen Welt begegnen! Bursche, die, wenn sie in der Leidenschaft etwas recht Schlechtes gethan haben, aus verletzter Scham den Ersten Besten prügeln, den sie nicht leiden können; die Händel anfangen, wie Mercurio, wo sie 'es am wenigsten nöthig haben; die hochmüthig mit dem Geld in ihren Taschen klumpen, tyrannisiren, was von ihnen abhängig ist, und denen dabei doch das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, und die sich, wenn der Augenblick kommt, unfehlbar bewähren werden. Keine Engel, keine Teufel, aber Menschen von dem allerrealsten Fleisch und Blut, mit denen sich leben läßt und über die man sich freuen kann. — Es ist eine Freude, zu verfolgen, wie der ausgeprägteste, beinahe spitzbüßische Egoismus, die knöchernste bäuerische Konvenienz, wie Rohheit und Troß, mit andern Worten, wie eine kräftige und harte Natur auch in ihren Auswüchsen in keiner Weise unerträglich ist mit den schönen, warmen Empfindungen der Liebe, mit der Aufopferung eines rechtschaffenen Herzens.“

Das Geheimniß der Größe unsers Dichters, sagten wir oben, liegt bei ihm in der innigen Durchdringung von Subjectivität, von Idealismus und Realismus. Realistisch war Gotthelfs Weltanschauung in Folge seiner gesunden und kräftigen Natur, seiner frischen Sinne, seines eigenen, scharfen und nüchternen Geistes; idealistisch war



sie in Folge der konsequenten Ausbildung seines Gemüthes zum sittlichen Charakter durch den Geist des Christenthums. Wenn er sachgemäß den Realismus mehr durch seine Männergestalten sich aussprechen läßt, so vermählt er dagegen das sittliche und namentlich das religiöse Ideal seinen Frauencharakteren. Wenige Schriftsteller haben die Macht des Weibes, die Wirkung, die von ihm ausgeht, stärker und zarter dargestellt, als Vitius, der ganz einstimmig mit Kiehl diesen gerechtfertigten Einfluß weiblicher Natur auf Gesittung und Gesellschaft an die Bedingung knüpft, daß die Frau ihre Sphäre nicht überschreite, und an derselben sich genügen lasse! Mit scharfer Betonung dieser Seite in Gotthelfs schriftstellerischer Wirksamkeit sagt daher auch Kiehl in seiner „Naturgeschichte des Volkes“: „Die ideale Bedeutung der Kunst und verfeinerten Gesittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verstanden, er will sie gar nicht verstehen. Er ist ein eben so großer Barbar gegenüber dem ästhetischen Humanismus (?), wie die ästhetischen Humanisten unsers klassischen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und dieser Realist voll unbändiger Naturkraft, dieser zürnende Bußprediger in seiner groben, hagebuchenen Schweizerart kann nicht genug Bücher schreiben für das gebildete deutsche Publikum! Es bewundert ihn, wenn es nicht vor ihm erschrickt! Das ist nicht bloß ein literarisches, das ist auch ein kulturgeschichtliches Phänomen.“ —

Eine negative, skeptische Geistesrichtung bleibt für den Dichten immer eine ungünstige Mitgabe. In der Lyrik vielleicht noch mag ein Dichter dieser Art, wie z. B. Byron, groß genannt werden; in der epischen und dramatischen Poesie dagegen, wo es darauf ankommt, den Menschen und das Leben in seiner Totalität zu fassen und darzustellen, ist kein großer Dichter denkbar ohne eine feste, klar erlungene, durchgekämpfte, in sich geschlossene Weltanschauung, die seinen eigenen innern Halt ausmacht und den verborgenen Urgrund bildet, aus welchem seine epische oder dramatische Welt emporsiegt und zu einer wirklichen „Schöpfung“ sich gestaltet. Seine Welt- und Lebensanschauung hat sich der Pfarrer von Kitzelfeld nicht etwa auf philosophischem Wege errungen; er gelangte aus innerer Nothigung und von Amt und Beruf wegen dazu, das Leben aus dem Standpunkt des historischen und positiven Christenthums zu betrachten. Er fühlt sich, sagt Dr. Manuel (a. a. O. pag. 177), überall in einer durch höhere Vorsicht geordneten Welt. Die Herr-

1) Dr. Manuel v. a. O. pag. 279.

lichkeit der Natur ist ihm wie allen religiösen und lebendig empfindenden Gemüthern überall ein Zeuge des Schöpfers. Alle ihre durchgängig großen, durch ihren Totaleindruck imponirenden, oder durch ihre Gesetzmäßigkeit Erstaunen erweckenden Erscheinungen führen ihn zu Gott, zu dessen Allmacht, Größe und Liebe zurück. Er fühlt sich und sein Streben im Einklang mit dieser göttlichen Einrichtung der Welt, dieser ewigen Ordnung der Dinge. In seinem Herzen ist Ruhe, unerschütterliche Ruhe, und in dieser episch-religiösen Weltanschauung, die ihm kein Zweifel trüben kann, erfüllt er seinen dichterischen Beruf, und hier liegt das Geheimniß der Wirkung, deren seine Schriften sich erfreuten. Von ihm gilt Göthe's Wort:

Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen ?

Zu es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt

Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt? —

Allein in der Festhaltung der Ideen des Christenthums und ihrer Einführung in's Leben liegt für energische Natur eine doppelte Gefahr. Wenn das Christenthum lauter Liebe und Demuth, lauter Gerechtigkeit und Gottinnigkeit wäre, so würde dieselbe nicht entstehen; aber leider ist das, was man heut zu Tage Christenthum nennt, nicht selten geistlicher Hochmuth, trockener Dogmatismus, Pharisäismus, verküchertes Kirchenthum, fanatische Sektirerei und vollendete Hypokrisie, — ein Ding also, das nach vielen Seiten die Kritik, die historische Forschung und die Philosophie herausfordert. Die Gefahr liegt nun darin, daß, wenn man vom religiösen Standpunkt aus diesen reinigenden Mächten die Berechtigung bestreitet, ein Wort zur Bildung und Erziehung der Menschheit mitzureden, und wohl gar sich erlaubt, die Freiheit des Gedankens anzutasten, man einseitig und ungerecht wird. Die andere Gefahr entspringt aus derselben Quelle, aber auf dem Boden des politischen Lebens. Es wird auf diesem Gebiete immer zwei Parteien geben, welche sich in dasselbe theilen: eine konservative und eine radikale, mehr der Zukunft zugekehrte Richtung. Die bloße Festhaltung oder gar nur Auffrischung vergangener Zustände ist an sich selbst schon eine Absurdität, weil durch sie das Leben ertödtet und zur Fäulniß geführt wird; aber der politische Radikalismus ladet nicht weniger Schuld auf sich, wo er, geist- und glaubenlos geworden, „sich in alle Lebensverhältnisse drängt, das Heiligthum der Familien verwüstet, und alle christlichen Elemente zerseht.“ Gegen eine solche Zersetzung nun das christliche Prinzip in aller Schärfe hervorzulehren,

ist nicht nur erlaubt, sondern sogar gefordert; aber es liegt nahe, dabei in einen leidenschaftlichen und gehässigen Ton zu verfallen, welcher dem Dichter eine künstlerische Produktion unmöglich macht. Vigins hat diese beiden Klippen nicht umschifft. Er hat der Scylla und Charybdis seinen Tribut abgetragen. Mit Bezug auf die politische Polemik in seinen Schriften sagt daher Julian Schmidt (a. a. O. pag. 351) ganz richtig: „Wäre es wirklich so, wie Gotthelf schildert, hätte sich das Fieber in der That so gewaltig des gesammten Volkes bemächtigt, so wäre nichts absurder, als ihm fortwährend zuzuschreien, es solle nicht im Fieber liegen. Dadurch, daß man den Kranken schilt, trägt man nicht zu seiner Heilung bei. Ja, es könnte wohl der Fall sein, daß der Prebiger mit seinem leidenschaftlichen Ungestüm, mit seinem fanatischen Haß gegen die gegenwärtigen Zustände und ihre Veranlassungen ebenso und noch mehr von dem Fieber der Zeit ergriffen ist, als seine politischen Gegner. Zerrbilder von allgemeinem Inhalt zu schildern und diese durch unverkennbare Anspielungen auf bestimmte Personen zu beziehen, ist des Dichters, wie des ehrlichen Politikers unwürdig. In den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ hat Gotthelf mit scharfem Verstand und warmer redlicher Liebe die Verirrungen aufgesucht, in die dieser Beruf bei seiner eigenthümlichen Stellung zu leicht verfällt, und die allmälige Durcharbeitung eines geistig schwachen, aber wohlbedenkenden Individuums aus diesen Verirrungen zu einem klaren und sichern Selbstbewußtsein verfolgt. Im „Zeitgeist und Bernergeist“ wird der gesammte Stand der Schulmeister als eine Horde von Tollen und Bösewichtern dargestellt. Das ist ein sehr schlimmer Fortschritt, in der Einsicht wie in der Gesinnung. Nicht ungestraft verschließt man sich den rechtmäßigen Einflüssen der Zeit. Allerdings hat der idyllische Naturzustand eines von allen fremden Einflüssen abgeschlossenen Kantons etwas Anziehendes, sowie in seiner Art das Jägerleben der Mohikaner; aber wenn eine allgemeine Bewegung der Kultur sich erhebt, ihn dadurch erhalten zu wollen, daß man ihn unter die Glasglocke stellt, ist eben so eitel wie vermessend. Auch der entlegenste Fleck der Erde kann sich bei unsern hochgesteigerten Kommunikationsmitteln den Einflüssen der allgemeinen Kultur nicht entziehen und die wahrhaft konservative Gesinnung besteht nicht darin, denselben zurückzuweisen, sondern sie auf eine verständige Weise mit dem Bestehenden zu vermitteln.“

Doch, die genannten Schwächen können den Ruhm und die Bedeutung unsers Dichters nicht schmälern. Im Großen und Ganzen durchzieht ein hoher Geist der Wahrheit alle seine Schriften, und daß

der Pfarrer von Süßelküh der Philosophie gegenüber, die nicht selten auch bloße Sophistik ist, sich naïv verhält, gibt ihnen gerade jenen süßen Reiz, jene schöne Ruhe und Erquickung, welche wir in den Werken des philosophisch hochgebildeten und von tragischem Ernst erfüllten Berthold Auerbach nirgends finden. Albert Bigius war ein ganzer Mensch und „so waren die Elemente in ihm gemischt, daß die Natur aufstehen durfte und der Welt verkünden: Das war ein Mann!“ —

### Uli und Breneli.

Aus „Uli der Knecht“.

... Das fiel der guten Mutter alles bei und daß dazu Uli und Breneli fort wollten, daß dann der Tochtermann das Heft ganz in die Hand kriege, daß sie die Haushaltung machen solle mit Nichts, gegen die Armen schmürzlen (knickern), daß man ihr jede Kelle Mehl nachrechnen werde und alle ungeraden Male, wenn sie das Kücheln ankäme — und da kam sie ein Glend an, daß sie niedersitzen und weinen mußte, daß man die Hände hätte waschen können unter ihren Augen, so daß selbst Foggeli hinaus kam und sagte, sie solle doch nicht so plären, es hörten es ja alle Leute und könnten meinen, was sie hätte. Was er gesagt habe, sei ja nicht der werth; sie wisse ja wohl, daß er albe einist etwas sagen müsse. Auch Breneli tröstete und sagte, sie solle das nicht so schwer nehmen, es gehe ja am Ende Alles leichter, als man denke. Sie aber schüttelte den Kopf und sagte, man solle sie ruhig lassen, sie müsse sich selbst fassen können, das Reden helfe ihr nichts. Sie suchte nach Fassung manchen Tag. Man sah sie umher gehen schweigend, als ob sie Schweres im Kopfe wälze; sah sie hier und dort, wo sie sich unbemerkt glaubte, absähen, die Hände in den Schoos legen, hie und da den Zipfel des Fürtuches ergreifen und mit der Rückseite die Augen trocknen. Endlich schien es ihr zu leichten, das Ungewisse schien verschwunden, sie sagte: es hätte ihr viel gewohlet, aber es duech sie, sie möchte neue hin, sie sei so blange (ziellofes Sehnen), es besserete ihr, wenn sie einen Tag oder zwei fort könnte. Foggeli hatte diesmal nichts darwider, seine Alte hatte ihm selbst Kummer gemacht. Sie könne ja zum Sohn oder zur Tochter fahren, wohin sie wolle. Uli solle sie führen, er hätte jetzt wohl Zeit, meinte er. Nein, sagte sie, dahin möge sie nicht, da sei ein ewiges Rär, und wenn sie die

Säcke mit Reuthalern füllte, sie hätte doch noch zu wenig. Aber es dünkte sie, sie möchte einmal zum Better Johannes; man hätte es ihm schon lange versprochen, nie gehalten und sie sei nie dort gewesen. Sie sehe da einen neuen Weg, eine unbekannte Gegend, und könne vielleicht am besten vergessen, was sie drücke. Sie wolle Breneli mit nehmen, das sei auch lange nie fort gewesen. An's Hochzeit habe man es nicht mit genommen, und es sei doch auch billig, wenn das Meitschi zuweilen eine Freude hätte. Gegen das Letztere hatte Zoggeli Manches einzuwenden, indessen diesmal, der Alten zu lieb, gab er nach und wollte zwei Tage sich leiden.

Uli freute sich, als er hörte, wohin er mit der Frau fahren sollte. Breneli dagegen wehrte sich lange, hatte hundert Gründe dagegen und gab erst nach, als die Base sagte: „du bist mir doch es wunderligs Greis, und kurz und gut, du kommst mit, i'h befihle's.“ Es war in den ersten Novembertagen eines schönen Herbstes an einem Samstag Morgens, als das Sigwägeli vor dem Hause stand, der Kohli herausgenommen, im Schopf mit geschäftigen Händen aufgepußt und endlich von Einem zum Fuhrwerk geführt wurde, während nun auch Uli seine Sonntagskutte anzog und stattlich mit der Geißel in der Hand an das Fuhrwerk sich stellte. Nicht lange darauf kam Breneli schmuck und schön, wie ein aufgehender Morgen, einen kleinen Strauß an der Brust, und packte etwas ein. Dann kam die Mutter, geleitet von Zoggeli, dem sie noch manche Anweisung zu geben hatte. „Die Leute werden glauben, ihr seiet ein Hochzeit, sagte Zoggeli, die fahren an einem Samstag im Lande herum. Z'Breneli sieht gerade aus wie eine Hochzeiterin. „Deppis Dumms e so,“ sagte Breneli, und ward roth, bis weit hinteren. „Uli muß noch einen Meien haben, dann meinen es alle Leute,“ rief eine schnippsische Jungfrau, riß dem Uli den Hut vom Kopf und sprang damit in's Haus. Zornig war Breneli aufgesprungen im Wägeli: „Mädi, willst du den Hut geben oder nicht? was braucht Uli einen Meien? sei mir nicht z'Hergetts, einen Meienstoß anzurühren!“ Als Mädi nicht hören wollte, wollte Breneli ab dem Wägeli springen; aber die Mutter, lachend, daß es ihre ganze Gestalt erschüttete, hielt es am Rittel und sagte: „Was willst du? laß das doch gehen, das ist nur lustig. Vielleicht sieht man ja mich für die Hochzeiterin an, wer weiß?“ Die sämtliche Hausbewohnerschaft nahm an dem Spiel Theil und lachte über Breneli's Zorn, der sich gar nicht wollte besänftigen lassen, während Uli in den Spaß eintrat und seinen Hut tüchtig in den Kopf drückte, das Breneli ihm abzureißen suchte, um den Meien wegzunehmen. Es hätte ihm doch noch denselben abge-

rissen, wenn nicht die Mutter gesagt hätte, es solle nicht so dumm thun und den schönen Meien verstrupfen. Das wäre doch noch lange nicht das Größlichste, wenn man sie schon für eine Hochzeit ansehen würde. Es wolle es aber nicht, sagte Breneli, und nahm den eigenen Meien von der Brust und hätte ihn fortgeworfen, wenn die Mutter nicht gesagt hätte: Es solle doch nicht so dumm machen. Die, wo am wüßtesten thäten, die heiratheten zuletzt noch am liebsten, wenn es Ernst gelte. „Einmal ich nicht, sagte Breneli; ich will keinen Schluß, wie sie alle sind. Ich wüßte nicht, was ich so mit einem Schnürfli (von schnarchen) anfangen sollte.“ „He, öppe was die Anderen!“ sagte die Mutter herzlich lachend, und fuhr mit dem von nun an schwellenden Breneli in den schönen Morgen hinaus. In aller Farbenpracht hing das weisse Laub an den Bäumen, im Schimmer seiner eigenen Abendröthe unter ihm streckte sich grün und munter die junge Saat aus, spielte lustig mit den blinkenden Thautropfen, die an ihrer Spitze hingen; geheimnißvoll und duftig dehnte sich über Alles der Himmel aus, der geheimnißvolle Schooß der Wunder Gottes. Schwarze Krähen flogen über die Acker, grüne Spechte hingen an den Bäumen, schnelle Eichhörchen liefen über die Straße und beguckten von einem rasch erreichten Ast neugierig die Vorüberfahrenden und hoch in den Lüften segelten in ihrem wohlgeordneten Dreieck die Schneegänse einem wärmeren Lande zu, und seltsam klang aus weiter Höhe ihr seltsam Wanderlied.

Der Mutter verständig Auge schweifte lebendig über Alles, ihre lauten Bemerkungen nahmen kein Ende, und manche kluge Rede ward zwischen ihr und Uli gewechselt. Besonders wenn sie durch Dörfer fuhren, häufte sich das Auffallende und selten ein Haus bot ihr nicht Gelegenheit zu einer Bemerkung. Es sei doch nichts, wenn man immer daheim hoche, sagte sie, da sehe man immer das Gleiche. Man sollte von Zeit zu Zeit im Lande herum fahren: da sehe man nicht nur etwas für den G'munder, sondern könne auch viel lernen. Man mache die Sachen nicht an einem jeden Orte gleich und an einem Orte besser als am andern, und so könne man das Beste darans nehmen. Sie waren nicht viel mehr als zwei Stunden gefahren, als die Mutter schon davon zu reden anfang, daß sie dem Kohli etwas werden geben müssen. Er sei's nicht gewohnt, so lange zu springen, und sie wollte lieber ihn gesund wieder heim bringen. „Halt du beim nächsten Wirthshaus,“ sagte sie auf Uli's Einreden, und lueg, ob er nicht ein Immi Hafer nimmt. Es ist mir auch gleich, etwas zu nehmen, es will mich schier anfangen zu frieren.“

Dort angekommen, befahl sie Uli: „Wenn das Roß den Hafer

hat, so komm hinein.“ Noch unter der Thüre kehrte sie um und rief: „Hast du gehört? komm dann!“ Nachdem drinnen die Wirthin mit dem Fürtuch die Bänke abgewischt, gefragt hatte: „Womit kann man aufwarten?“ Als eine gute Halbe und ein wenig Thee befohlen war, setzten sich die Frauen, sahen in der Stube herum, machten halbblaut ihre Bemerkungen und wunderten sich, daß es an dieser Uhr nicht später sei; aber Uli sei wohl geschwind gefahren, man sehe, es presse ihm, hin zu kommen. Als endlich das Verlangte da war mit der Entschuldigung, es sei wohl lang gegangen, aber das Wasser sei nicht warm gewesen und das Holz habe nicht brennen wollen, sagte die Mutter zu Breneli: es solle doch Uli rufen; sie wisse nicht, warum der nicht komme, sie hätte es ihm doch zweimal gesagt. Als er da war und gehörig Gesundheit gemacht hatte, wollte die Wirthin ein Gespräch anfangen und sagte: es sei heute auch schon eine Hochzeit durchgefahren. Da lachte die Mutter gar herzlich auf. Uli lächerete es auch; hingegen Breneli wurde hochroth und zornig und sagte: es seien nicht alles Hochzeiten, was heute auf der Straße sei. Es werden andere Leute auch das Recht haben, am Samstag herumzufahren; die Straße werde nicht bloß für Hochzeitleute sein. Sie solle doch recht nicht zürnen, sagte die Wirthin, sie kenne sie ja nicht; aber es hätte ihr geschienen, sie schickten sich wohl für einander; ein so hübsches Paar hätte sie nicht bald gesehen. Die Mutter tröstete die Wirthin, sie solle sich nur nicht lange verergüßern, sie hätten schon daheim ein großes Gelächter gehabt und gedacht, es werde so gehen, und schon damals sei das Meitschi so böse geworden. „Das ist nicht schön von Euch, Base, daß ihr mich auch helfet plagen,“ sagte Breneli, „wenn ich das hätte wissen sollen, ich wäre gar nicht mit gekommen.“ „Es plaget dich ja kein Mensch,“ sagte die Base lachend. „Du thust so dumm; es würde sich ja manches Meitschi meinen, wenn man es für eine Hochzeiterin ansehen würde.“ „Ich darum nicht,“ sagte Breneli, „und wenn man mich nicht ruhig läßt, so laufe ich jetzt noch heim.“ „Du wirst den Leuten die Mäuler nicht verbinden können, und kannst froh sein, wenn sie nie etwas Aergeres über dich sagen,“ antwortete die Base. „Das ist genug, wenn mich die Leute verbrüllen mit einem, den ich nicht will und der mich nicht will.“ Breneli hätte noch lange geeifert, wenn nicht angespannt und weiter gefahren worden wäre. Sie rückten rasch vor. Die Meisterin sagte öfters: „Mach's nicht zu stark, Uli; wenn es nur dem Kohli nichts thut.“ Als sie hörte, daß sie nur noch eine Stunde von Erbäpfelkofen seien, befahl sie, im nächsten Wirthshause zu halten. Dort wollten sie etwas zu Mittag essen, sie hätte

Hunger und sie möge z'Vetter Johannese nicht zur Mittagszeit kommen, das gebe gar viel Umstände. So im halben Tag sei es am anständigsten und commodesten, da könne man es mit einem Raffe machen, das sei bald gemacht, und man nehme es doch gern. Uli gehorchte, fuhr vor, und ziemlich wurden sie vom Stubenmädchen empfangen. Dasselbe führte sie in eine Stube, und öffnete sie mit den Worten: „Geht nur hinein, es sind schon zwei drinnen;“ und drinnen empfing sie der Ruf: „das geht gut, da kommt noch eins“ — Hochzeit nämlich! Die Base lachte, daß es sie über und über schüttelte, und sagte: „Du siehst, es muß sein. Du magst dich wehren, wie du willst, es gilt dich doch.“ Da hinein bringe es Niemand, sagte das zornig gewordene Breneli, und wenn das den ganzen Tag so fortgehen sollte, so laufe es zu Fuß heim. „Und von dir, Uli, ist es auch nicht bravs, daß du nicht witziger bist als so; du thätest sonst deinen Meien ab dem Hut. Ich habe dir aber nichts darauf, weißt du es nur.“ Da sagte Uli: böß wolle er es nicht machen, er hätte es für einen Spaß angesehen. Wenn es es aber so nehme, so wolle er ihm gerne seine Meien geben, und wenn es wolle heim gehen, sie könnten mit dem Kohli wohl fahren, er sei sicher. Breneli nahm den Meien und sagte: „Dankeigist!“ Aber die Base sagte: „ich hätte ihm ihn nicht gegeben, ihr habt euch einander nicht zu verschämen.“ „Und kurz und gut, Base, sei das, wie es wolle, so will ich nichts davon, und zu den Hochzeitleuten will ich nicht, und wenn Ihr nicht mit mir in die Gaststube kommen wollt, so laufe ich heim auf der Stelle.“ „Das ist mir doch ase es Meitli, das, sagte die Base. Uli, wenn i'h di wär, so nähmt i'h das use Gunte. „Mira nähm er's, we u'r will; aber i'h hät bald g'seit, Uli syg witziger, als anger Lüt, und heig o selber nit Freud a öppis Dumms e so.“ „Wart ume, Breneli,“ sagte die Base; „es wird dir o scho augers cho, zell druf. E' Hochzyttere z'si ist doch am Eng e schöni Sach.“ „Was, e schöni Sach! e arme Tüfel isch e Hochzyttere, sagte Breneli. Hochzyt ha isch no viel ärger as stärke. Bim Sterbe weiß me doch no öppis, ob me selig wird oder ob ein d'r Tüfel nimmt; bim Hochzyt ha cha me gar nüt müsse. We me meint, d'r Himmel syg voll Gyg, su sys z'lechst luter Donnerwetter. U we me meint, mi heyg d'r Freinst, su isch es de Lechst, we me recht luegt, d'r wüstisch Hung.“ „O Meitschi,“ sagte die Base, du heh's o so wie ay Bettlere, wo g'seit het, si möcht kei Büri sy, vo wege si mög d'Rüchleni nit erlybe, das syg er e doch es Dolbers Fresse; u wo me du grad druf i me ne Chexler erwütscht het, wo se e ganzu Bygete het welle stehle. Gang m'l



doch mit sellige Rede, mi v'rsüngt si d'rmit gar gern. U we me scho e wenig kybig isch, sym Mut soll me doch geng e Rechnig mache. Wi weiß nie, was es ein gä cha, u we me de drin isch, su chunt's ein wieder z'Sinn, was me g'redt het, u sellige Wort chönne eym mengisch Tag u Nacht v'rfolge, ärger as e Trupele wilbi Thier, das me lei Ruh me het. U menge het ne nit angers wüsse z'ertrüme, as dure Tod." „Bäse," sagte Breneli, „ih ha n'ech nit welle höhn mache, u di o nit, Uli; aber löht mi rüvig. I'h bi nüt as es arms Weitschi, u drum muß i'h mi wehre, we mi öpper no zu öppis mingerem mache will." „B'hütis," sagte die Bäse, „das chunt nie-merem z'Sinn, u es wär mängi ryche Tochter froh, si wär was du. Na i'h wett o gern öppis minger ha, u no fry ordelig ermer, we z'Elisi wär was du; du machst e n'iebere Na glücklich, ing ma ryd oder arm sy. Wi cha di histelle a nes nieders Ort, wo me will, u z'Elisi isch helf m'r Gott nüt. I'h weiß o nit, wie das cho isch, u ha doch beidi erzoge. Aber es isch o nit ein gä wie am angere. Du mach arkhyre, was d' witt, so steit's d'r wohl a, und we ni e junge Bursch wär, su seyt i'h: die u ke angeri! U was z'Elisi macht, isch unwaltig; da wird's no V'rdruf gä, dä mi i d's Grab bringt." Der guten Mutter schossen die Thränen in die Augen und z'Breneli, das bei sich selbst gedacht hatte, es könnten zwei an einem Orte und von der gleichen Person erzogen werden, und doch ungleich sein, sagte dieses nicht, sondern tröstete: es werde wohl nicht so bös gehen, sondern besser kommen, als man denke. Aber die Bäse schüttelte den Kopf und klagte fort, wie sie gedacht hätte, wenn es einmal geheirathet sei, so werde es auch etwas angreifen, es werde ihm schon noch anders kommen; aber es komme ihm nicht. Den ganzen Tag habe es die Hände über einander, mache die Dame; es sei ein Schlärlpli und werde sein Lebtag eins bleiben. Wenn sie ihm nur den Zehnten eingeben könnte, was Breneli sei, so wollte sie glücklich sein. Ihm gebe Alles nichts zu thun, es möge sein, was es wolle, und Alles sei immer gemacht, es duech ein, es könne heren, und wenn z'Elisi ab einem Sessel den Staub abwischen sollte, so hätte es einen ganzen Tag daran und den andern müßte es im Bette liegen. Manchmal am Nachmittag sei noch kein Bett gemacht und Abends um neun Uhr wisse man noch nicht, was man zu Nacht essen wolle. Es hätte sie hoch aufgeprengt, als sie das gesehen. „Aber sägit's daheim Niemere, i'h möcht nit, daß es no us hänti," setzte sie hinzu und trocknete sich die Augen. Breneli war wieder gut geworden; das Lob hatte ihm wohl gethan, es wußte eigentlich nicht, warum. Es schwätzte, rühmte, schalt das Essen, schenkte ein,

und weckte Uli, er hätte immer nur leer. Die Mutter vergaß auch ihren mütterlichen Jammer und hell auf fuhr man wieder ab, dem vetterlichen Hause zu. Uli hatte nun viel zu berichten, wem dieses Haus gehöre, wem jener Acker. Als er den ersten Acker sah, der dem Vetter Johannes gehörte, lachte ihm das Herz im Leibe. Alles, was er auf demselben geschafft, ging wieder in ihm auf; von weitem zeigte er ihn, pries seine Eigenschaften. Dann kam ein anderer und wieder ein anderer und sie fuhrn zum Hause, ehe sie daran dachten. Dort machte man Kabis ein im Schopf, die ganze Haushaltung war da versammelt. Alles hob die Köpfe auf, als das unerwartete Wägelchen daher kam. Erst kannte man die Leute nicht, dann erhob sich ein Geschrei: „Es ist d'r Uli, d'r Uli“, und die Kinder sprangen aus dem Schopfe; dann sagte Johannes: „d' Base in der Glungge kömmt mit; was Guggers kömmt die an, was bringt die wohl?“ Er und seine Frau traten nun auch hinaus, läugten die Hände zum Willkomm, und Gisi, des Johanneße Frau, sagte: „Gottwilche, Uli, bringst is by Frau?“ Da lachte die Base wieder herzlich auf und sagte: „Da g'höret d'rs, d'r möget welle oder nit, es muß sy, all Lüt säge's ja.“ „An allen Orten sieht man uns für eine Hochzeit an, erläuterte Uli, weil wir am Samstag mit einander fahren, wo so viele Hochzeit auf der Straße sind.“ „He und nicht nur das, sagte Johannes, sondern es duecht mich, ihr schicket euch nicht übel zusammen.“ „G'hörst, Breneli, der Vetter meint's auch; da hilft wehren nichts mehr.“ Bei Breneli hatte Weinen mit Lachen gekämpft, Horn mit Spaß; endlich überwand es sich der Leute wegen, das Letztere siegte, es antwortete: „Es hätte immer gehört, wenn es ein Hochzeit geben solle, so müßten zwei wollen; bei ihnen aber wolle gar keins, und so sehe es nicht ein, wie etwas aus der Sache werden sollte.“ „Was nicht ist, kann werden, sagte des Johannes Frau, so etwas kömmt oft ungesinnet.“ „Es g'spüre einmal noch nichts davon,“ sagte Breneli, brach dann aber ab und gab die Hand noch einmal und sagte, wie uerschant es sei, daß es mitgekomen, aber die Base habe es haben wollen, sie könne es jetzt versprechen, wenn es ihnen in den Kosten sei. Es freue sie gar wohl, daß sie einmal gekommen, sagte die Hausfrau, und hieß dringlich hinein kommen, gab wie die Andern sagten, sie wollten sie nicht versäumen, vor dem Hause bleiben, helfen, es sei so schön und frein da außen!

Wie sie nun auch sagten, sie hätten nichts nöthig, hätten erst gegessen, so wurde doch gefeuert, und nur durch dreimaliges Hinausgehen konnte eine förmliche Mahlzeit verhindert, die Gutthätigkeit

auf ein Kasse zurückgebracht werden. Breneli hatte bald mit dem ältesten Mädchen, das aus einem rührigen Kinde eine schöne Jungfrau geworden war, Freundschaft geschlossen, und mußte alle dessen Herrlichkeiten in Augenschein nehmen. Uli blieb aus schuldigem Respekt nicht gar lange in der Gesellschaft; die ältern Leute wurden alleine gelassen. Endlich mit einem schweren Seufzer begann die Base, sie müsse fry gerade sagen, warum sie komme, sie hätte nirgends besser hin gewußt um Rath und Hülfe, als hieher. Der Johannes hätte ihnen schon so oft gedienet, daß sie gedacht, er lasse sie diesmal auch nicht im Stich. Es sei Alles so gut gegangen bei ihnen, es sei eine Freude gewesen. Freilich hätte einige Zeit lang Uli ihr Elisi in den Kopf genommen, aber daran sei das Weitschi selbst Schuld gewesen, und sie glaube, Uli hätte zuletzt doch eingesehen, daß das Weitschi nichts für ihn sei. Da hätte sie das Unglück in den Gurnigel hinausgeschlagen, dort das Elisi seinen Mann aufgegabelt, und seither sei Alles wie zerstört. Ihr Johannes thue wußt, der Tochtermann sei nicht, wie er sein sollte, sei ein grausam interessirter, meine, sie solle nichts mehr brauchen in der Haushaltung. Z'Elisi hätte immer Streit mit Breneli; das wolle nun fort beschwigen, Uli wolle fort, Alles falle wieder auf sie und sie wisse um ihr Leben nichts anzufangen, sie hätte manche Nacht kein Auge zugethan und an einander pläret, daß es ihr in ihren alten Tagen so gehe. Da sei ihr Eins in Sinn gekommen: es könne ihr doch kein vernünftiger Mensch dawider sein, wenn sie das Gut in Lehngaben würden; dadurch falle ihr die Last ab. Und da hätte sie gesinnet, einen besseren Lehnenmann als Uli, der ihnen zu Allem sehe und ehrlich und brav sei, könnten sie nicht erhalten, und Uli könnte da auch sein Glück machen; denn daß er öpfe hart gehalten werden sollte, das thäte sie nicht, es solle sein Nutzen sein, wie der ihre. Aber sie hätte keinem Menschen etwas davon gesagt; sie hätte zuerst mit ihm reden wollen, was er dazu meine, und wenn er es gut finde, so möchte sie ihm anhalten, daß er mit Uli rede und der Sache sich annehme, bis sie im Reinen sei. Es dünke sie, wenn sie das z'weg brächte, so wollte sie nichts mehr wünschen auf der Welt, wenn schon Manches nicht sei, wie es sein sollte. Das sei wohl schön und gut, sagte Johannes, und es würde ihn für Uli freuen, aber da seien ihm zwei Sachen im Weg. Das sei eine gar bedeutende Uebernahme und Uli habe dafür zu wenig Geld. Er habe ein Schönes verdient, aber viel zu wenig, für alles anzuschaffen, was da nöthig sei. Er hätte kaum so viel, um im Handel etwas zu machen und nicht zur un rechten Zeit verkaufen zu müssen, woran die

meisten Lehleute gewöhnlich sterben. Dann kann Uli nicht bloß mit Diensten hufen, er muß eine Frau haben, und wo nun eine finden, die dem vorzusehen weiß? Denn das gibt eine schwere Haushaltung. „Ich wüßte ihm eine, sagte die Base, gerade das Meitschi, welches mit gekommen. Ein besseres giebt es nicht, und es und Uli haben sich an einander gewöhnt; wir könnten noch heute sterben, sie trieben die Sache fort, man merkte nicht, daß Jemand fehlte. Es ist gesund, stark und für so ein junges hat es gute Gedanken, es thäte manche alte durch. Es hat freilich kein Vermögen, aber doch einen schönen Sparhafen, brav Kleider, und ganz mit leeren Händen ließen wir es auch nicht. Ihr wißt wohl, wie es mit seiner Mutter gegangen ist. Wenn Uli Breneli nähmte, so glaube ich, er würde für B'sahig und andere Sachen wenig anzuschaffen brauchen. Die Sache ist da, man kann ihm ja Alles in die Schakung geben, so ist es da, wenn man den Hof wieder übernehmen will, und man braucht es nicht anzuschaffen, sie könnten anfangen, fast wie wenn sie die Kinder vom Hause wären.“

„Das ist schön und gut, sagte Johannes; aber Base, nehmt es mir nicht für ungut auf, aber fragen muß ich doch: ob Ihr glaubt, daß Alles seine Einwilligung gebe? Es sind gar viele Leute, die zu der Sache reden müssen, wenn sie gehen soll. Was werden eure Leute sagen? Joggeli ist albeneinisch wunderbar! Und eure Kinder werden auch darein reden und das Gut zu Nutzen bringen wollen, so hoch als möglich. Uli macht eine gewagte Sache. Ein einziges Fehljahr, Presten oder so was macht ihn zu Boden. Auf einem solchen Gut ist 1000 Pf. Ertrag auf oder nieder nicht sichtbar, während in einem Jahr 4—5000 Pf. verloren gehen können. Und will das Meitschi Uli? Es ist ein lästiges und Uli nicht mehr heutig, er hat einige dreißig Jahre auf dem Rücken.“ Das, sagte die Base, mache ihr nicht allen Kummer. Joggeli sei am Ende froh, abzugeben, und Uli sei ihm als Lehenmann sicher anständig; denn wenn er schon wunderbar sei, so sei er doch nicht der wüßtist gegen sie und werde wohl einsehen, daß ein guter Lehenmann besser sei, als schlechte Knechte. Ihrem Sohn werde das das Rechte sein. Er habe schon über den Schwager gefluht, er nehme Alles fort, und das Gut müsse zu Lehn gegeben werden; er höre dann. Auch halte er auf Uli viel, und habe ihnen denselben abdingen wollen. Auf den Tochtermann achteten sie sich nicht viel. Er rede ihnen zu viel in ihre Sache, und es wäre ihnen lieb, wenn sie nicht zu der feini-gen reden müßten. Breneli, glaube sie, thäte nicht am wüßtisten; wenigstens habe es keinen andern, selb wisse sie. Sie glaube, es

sehe Uli nicht ungern, und darum hätte es heute so wüßt gethan, wenn man sie für Hochzeitleute angesehen hätte. Sie sei ase alt, aber sie hätte noch nicht vergeffen, wie es die rechten Meitscheni machen. Auf die heutigen anlässigen Täsche verstehe sie sich freilich nicht. Uli mache ihr am meisten Kummer. Der sei so politisch, man wisse nicht, woran man mit ihm sei. Wo Z'Elisi den Baumwollenhändler genommen, habe sie geglaubt, er werde die Wände aufspringen, Alles verschlagen; aber er habe kein ander Gesicht gemacht, kein Wort lauter gesprochen, es sei gewesen, wie wenn Alles ihn nichts anginge. „Uli ist ein Bursch, er kann sein Glück machen, wo er will; er ist b'rühmt centum und wenn mancher Herr wüßte, was das für ein Bursch wäre, es reute ihn kein Geld, er setzte an, bis er ihn hätte.“ Uli mache ihr Kummer. Er trage es ihnen wegen dem Eliji nach. Aber er sollte dem lieben Gott danken, daß es so gegangen; er wäre ein unglücklicher Mensch geworden und hätte doch zulekt an Allem Schuld sein sollen. Wenn Uli wollte, die Sache würde sich machen, und ein Jahr in das andere gerechnet sollte er seine 1000 Pf. vorschlagen. „Ich weiß, was der Hof abträgt, wenn man es treibt, wie Uli es treiben kann, wenn er und Breneli zusammen spannen. Das kann Euch kochen, es ist Allen recht, und sie schlecken euch die Finger bis an die Ellbogen, und braucht doch fast z'Halbe weniger als manche andere, die meint, wie sie es könne, und doch die Diensten allemal grännen, wenn sie nur bei der Küche vorbeigehen. Uli habe ihr Zutrauen, ein böses Jahr hätte er nicht zu fürchten.“ „Vetter Johannes, sagte die Base, du mußt doch nicht glauben, daß wir so wüße Hüng wären, wegen einem bösen Jahr den Lehenmann über Nichts zu bringen: Wenn wir den Hof selber hätten, so hätten wir ja auch das böse Jahr und warum sollte es der Lehenmann allein entgelten, wenn es zu trocken oder zu naß ist? es ist doch immer unser Hof und was vermag er sich dessen? Es hat mich schon manchmal wüßt duecht, wenn ein Lehenmann immer den gleichen Zins geben muß, gebe es etwas oder gebe es nichts. Nein, Vetter, Zoggeli ist wunderbarlich, aber der Wüßtiß doch nicht, und wenn Alles fehlen sollte, so ist es dann nicht, daß ich nicht auch noch etwas hätte, womit ich nachhelfen könnte.“ „Base, sagte Johannes, nehmt mir es nicht für ungut, aber wenn man etwas Rechtes machen will, so muß man von Allem reden. Die Sache freute mich, für Euch und Uli und auch für mich; denn an Uli ist mir etwas gelegen. Es ist wahr, er ist mir fast so lieb, wie mein eigen Kind, und was ich für ihn thun kann, das spare ich nicht. Er hat mir auch von Eliji geredet, und da habe ich ihm

die Sache mißrathen. Es ist ihm damals nicht recht gewesen, ich sah es ihm wohl an. Es nimmt mich Wunder, ob er mir jetzt etwas davon sagt. Soll ich mit ihm von der Sache reden, so ihm ablosen von Weitem, was er im Sinne hat, oder gleich mit der Thüre ins Haus, oder wollt Ihr zuerst mit Vetter Joggeli reden?“ „Ich wäre lieber mit Uli und Breneli im Reinen und beschweigen bin ich mit ihnen gekommen, sagte die Base. Fange ich Joggeli davon an, und wollen später Uli und Breneli nicht, so muß ich mein Lebtag hören, was ich da einmal Dumms hervorgebracht; von wegen er ist gar wunderbar und kann einem eine Sache nicht vergessen; darneben ist er der wüthest nicht. Wenn es sich dir schickt, Vetter, so lose Uli ab, was er denkt, ziehe ihn die Würm aus der Nase; es wäre mir sehr lieb, wenn ich wüßte, woran ich mit ihm wäre. Es dünkt mich, ich wäre wie im Himmel, wenn die Sache im Reinen wäre. Gefällt Euch das Meitschi aber nicht auch? fragte die Base. Und Johannes und seine Frau rühmten nun, wie hübsch es sei und appetitlich, und der Erstere versprach zu helfen was er könne.

Selben Abend schickte es sich ihm nicht, er war mit Uli nie allein. Aber am andern Morgen, sobald sie z'Morgen gegessen hatten, fragte Johannes den Uli: ob er mit ihm auf den Herd hinaus wolle, er möchte ihm zeigen, was er angesät hätte, und dies und jenes ihn fragen. Die Base mahnte, ja nicht zu lange auszubleiben, indem sie zeitlich verreisen wollten, um nicht zu spät heim zu kommen. Während nun Johanneße Frau der Base zusprach, daß sie heute noch hier bleiben sollten, wandelten die Männer ab.

Ein schöner Morgen war es wieder. Ein Kirchturm nach dem andern gab sein Zeichen, daß es heute der Tag des Herrn sei, die Herzen sich öffnen sollen dem Herrn, um Sabbat mit ihm zu halten, seinen Frieden zu empfangen, seine Liebe zu empfinden. Es ward den beiden Wandelnden auch feierlich im Gemüthe; über manchen Acker waren sie gewandelt mit wenig Worten. Sie waren an einen Waldsaum gekommen, von wo man das Thal schwimmen sah in dem wunderbaren herblichen Duft und von vielen Kirchtürmen her das Geläute der Glocken hörte, welche die Menschen zusammen riefen, in den geöffneten Herzen den Saamen zu empfangen, der sechzig- und hundertfältige Früchte tragen soll in gutem Herzensgrunde. Schweigend setzten sie sich dort und ließen einziehen durch die weiten Thore der Augen und Ohren des Herrn herrliche Predigt, die alle Tage ausgeht in alle Laube ohne Worte; liegen in tiefer Andacht die Töne wiederklingen im Heiligthum ihrer Seelen. Endlich fragte Johannes: „Du bleibst nicht in der Glunge?“ „Nein,

sagte Uli. Nicht daß ich es Ihnen zürne wegen Elisi. Ich bin froh, daß es so gegangen. Erst hintendrein sehe ich, daß ich keine glückliche Stunde mit ihm gehabt hätte, und daß bei einem solchen bösen Schläppli einen kein Geld glücklich macht. Ich kann nicht begreifen, was ich auch gesinnet habe! Aber ich mag doch nicht bleiben, der Tochtermann ist immer da, will anfangen zu regieren, plündert sie aus, wo er kann, so daß ich nicht mehr dabei sein mag; auch lasse ich mir von dem nicht befehlen.“ „Aber was willst du denn? fragte Johannes. „Das ist's eben, was ich mit dir reden möchte, sagte Uli. Pläze bekäme ich genug, ich könnte auch zum Sohne; der gäbe mir Lohn, so viel ich wollte. Aber ich weiß es nicht: Knecht sein ist mir apparti nicht erleidet, aber es dünkt mich, wenn ich etwas Eigenes anfangen wolle, so sei es Zeit. Ich bin in den dreißig Jahren alt, und gehöre schon fast zu den Alten.“ „Ja so, sagte Johannes, hast du das Heirathen im Kopf?“ „Apparti nit! sagte Uli. Aber wenn ich heirathen will, so sollte es bald geschehen, und etwas Eigenes anfangen muß man auch, während man sich noch rühren mag. Aber ich weiß eben nichts anzufangen. Für Alles habe ich zu wenig, denn was sind 2000 Pf., um etwas Rechtes anzufangen? Ich sinne noch immer daran, wie du gesagt hast, auf kleinen Gütchen schlage man den Zins nicht heraus, und ein Lehensmann, der nicht Geld in den Händen habe, könne nicht wohl ein großes Wesen übernehmen, und auf kleinen gehe er zu Grunde.“ „He, sagte Johannes, 2000 Pf. sind schon was, und es giebt hier und da Güter, wo die V'fzig dabei ist; wo man sie gegen eine Schatzung übernehmen kann, so daß du die 2000 Pf. zum freien Handel in der Hand behieltest, und wenn's danu noch mehr sein müßte, so fändest du wohl Leute, die Geld hätten.“ „Ja, aber die gäben mir es nicht. Wenn man Geld will, so muß man gute Versicherung oder Bürgen haben, und wo die nehmen?“ „He, Uli, sagte Johannes, das ist eben, was ich dir auch gesagt habe: ein guter Name ist auch eine gute Versicherung. Vor 15 Jahren hätte ich dir nicht fünfzehn Bazen geliehen; wenn du aber jetzt 2—3000 Pf. mangelst gegen ein bloßes Handschriftli, so kannst du sie haben; oder wenn ich dir Bürge sein soll, so sprich zu. Wofür ist man auf der Welt, als für einander zu helfen?“ „Das wäre guter Bescheid, sagte Uli, daran hätte ich nicht denken dürfen: und wenn ich etwas wüßte, ich wollte gleich darauf los.“ „Das thäte ich nicht, sagte Johannes. Ich ginge zuerst auf eine Frau aus, und je nach dem ich eine hätte, singe ich etwas an. Es sind schon viele Leute zu Grunde gegangen nur deswegen, weil die Frau zu des Mannes Ge-

schäft nicht paßte, oder weil sie nicht dazu passen wollte. Um ein Hauswesen gut zu führen, bedarf es einen einträchtigen Willen. Hast du einmal eine Frau und wählst ihr einträchtig ein Heimwesen zum Kaufen oder Empfangen, das sich zu euch beiden schickt, so ist schon viel gewonnen. Oder hast du schon etwas der Art unter Händen?"

„Nein, sagte Uli. Ich wüßte wohl eine, aber die sagte mir nicht Herr.“

„Warum nicht, fragte Johannes, ist es wieder eine reiche Bauerntochter?“

„Nein, sagte Uli, es ist das Meitschi, das mit der Frau gekommen ist. Vermögen hat es apparte nicht, aber wer das bekommt, der ist glücklich. Ich habe es seither schon manchmal gedacht, mit dem kommt einer weiter, wenn es schon keinen Bagen hat, als mit dem reichen Elisi. Was es in die Hände nimmt, steht ihm wohl an; Alles geräth ihm, und es ist nichts, das es nicht versteht. Ich glaube, es wird nie müde; am Morgen ist es zuerst und Abends zuletzt, und den ganzen Tag nie mühsig. Nie muß man auf das Essen warten, nie veräuht es die Jungfrauen, und es meint einer, es werde nie häßig; je mehr zu thun ist, desto lustiger wird es, wo doch die Meisten, wenn sie viel Arbeit haben, häßig werden, und nicht bei ihnen zu sein ist. Es ist huslig in allen Theilen und doch b'fungerbar gut gegen die Armen, und wenn Jemand krank wird, so kann es ihm nicht gut genug luegen. Es ist keins weit und breit so.“

„Aber warum solltest du das nicht bekommen, fragte Johannes, haßet es dich?“

„Apparti nicht, sagte Uli. Es ist gut gegen mich, und wenn es mir etwas zu Gefallen thun kann, so ist es nie Mein; und wenn es sieht, daß ich möchte, daß etwas gemacht werde, so hilft es mir, so viel es kann, und kein einzig Mal begehrt es Saumsteine in den Weg zu legen, wie es die Weiber dickst (oft) haben, daß, wenn sie sehen, daß man etwas absolut machen sollte, sie absolut etwas Anderes wollen und einen veräuhten, wie sie nur können. Aber doch ist es etwas hochmüthig, und kann's nicht vergeffen, daß es aus einer vornehmen Familie ist, wenn es schon unehlich ist. Wenn ihm Einer nur von weitem zu nahe kommt, so schnauzt es ihn an, als ob es ihn freffen wolle. Und öppe G'spaß mit ihm treiben und es auch etwas in die Finger zu nehmen, wie an vielen Orten der Brauch ist, das wollte ich Keinem rathen. Es hat schon Mancher eine müste Täschen herausgenommen.“

„Aber das will ich noch gar nicht sagen, daß es dich nicht nehmen würde, sagte Johannes. Wenn es sich schon nicht von Jedem will fingerlen lassen, so kann ich ihm das nicht für übel nehmen.“

„Ja dann ist noch Eins, sagte Uli. Ich darf jetzt nicht mehr an Veneli sinnen. Würde es mir nicht sagen: gäll, jetzt, wo du die Reiche nicht



haben kannst, jetzt soll ich dir gut genug sein! hast du mir ja das grüne, gelbe Elisi vorziehen können, so will ich dich jetzt auch nicht; ich mag nicht einen, der so mit einem verschlampeten Bärenalpens- stengel geschäfelet hat. Das muß es mir zur Antwort geben; und doch habe ich auch während der Geschichte mit Elisi mehr an Breneli gesinnet als an z'Elisi. Erst jetzt merke ich, daß mir Breneli immer lieber gewesen ist. Und wenn ich das Meitschi hätte, ich wollte ausbieten, einen Hof zu übernehmen und darauf mehr zu machen, als irgend ein Anderer. Aber jetzt ist es zu spät, es nimmt mich nicht, es ist gar ein Eigeliges.“ „He, sagte Johannes, man muß nie den Muth verlieren, so lange ein Meitschi noch ledig ist. Das sind wunderliche Greiser und thun gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem, was man ihnen zutraut. Wenn die Sache so ist, so wollte ich anhaschen, das Meitschi gefällt mir.“ „Nein, Meister, nicht um hundert Kronen wollte ich das Meitschi fragen. Ich weiß wohl, es zerstreißt mir fast das Herz, wenn ich von ihm muß und es nicht mehr alle Tage sehen kann. Aber wenn ich es fragte und es würde mich verachten, Nein sagen, ich glaube, ich hinge mich an die Bühnisleiter. Beim Dolber, ich könnte es nicht sehen, wenn es ein Anderer zur Kirche führte; ich glaube, ich würde ihn erschießen. Aber das heirathet nicht, das bleibt ledig.“ Da begann Johannes gar herzlich zu lachen und fragte: woher er wisse, daß ein solches Meitschi, 23 Jahre alt, ledig bleiben werde. „O, sagte Uli, es nimmt Keinen; ich wüßte nicht, wer dem gut genug wäre.“

Da sagte Johannes, sie wollten doch machen, daß sie heim kämen, ehe die Kirche aus sei, er möchte nicht in die Kirchenleute laufen. Uli folgte ihm wenig redend, und was er redete, klang immer gegen Breneli zu, bald dieses, bald jenes, und Johannes sollte ihm versprechen, ja kein Wort über seine Lippen zu lassen von dem, was er ihm gesagt. „Du Gänchel du, sagte Johannes, wem sollte ich etwas davon sagen?“

Die Base hatte daheim schon lange vor Ungeduld gezappelt, und so bald Uli und sein Meister in die Stube traten, sagte sie zu Uli: „Geh doch in die Stube, in welcher wir geschlafen haben, und sieh, was Breneli macht. Es soll einpacken, wir wollen fort.“ Uli fand das Mädchen vor einem Tische stehend, wo es ein Firtuch der Base zusammenlegte. Uli ging sachte hinter ihn, schlang den Arm aber ganz manierlich um dasselbe und sagte: „d'Base pressirt.“ Breneli drehte sich rasch um, sah wie über diese ungewohnte Vertraulichkeit verwundert schweigend zu Uli auf. Dieser fragte: „Bist noch immer böse auf mich?“ „Ich bin über dich nie böse gewesen,“

sagte Breneli. „So gieb mir ein Müntschi, du hast mir noch keins gegeben,“ entgegnete Uli und bog sich herab. In diesem Augenblick wand Breneli sich so kräftig los, daß er in die halbe Stube zurückfuhr; und doch war es ihm, als hätte er ein Müntschi erhalten, er glaubte noch deutlich an einem gewissen Fleck Brenelis Lippen zu fühlen. Dasselbe aber fuhr muthwillig über ihn her: Es dünkte ihn, er sei zu solchen Klausen wohl alt, und wahrscheinlich werde die Base ihn nicht heraufgeschickt haben, um mit solchem Karrenwerk es zu verschäumen. Er solle doch denken, was Stini, sein alter Schatz, dazu sagen würde, wenn es dazu käme. Es beehrte nicht mit demselben einen Schwinget zu haben wie Uerfi. Dabei lachte es, daß es Uli ganz zerschlagen zu Muth ward und er die Thüre suchte, so bald möglich.

Die Reife ging später vor sich, als man dachte. Denn als man anspannen wollte, mußte man zuerst noch zu einem Mahl, wobei des Johannes Frau ihre ganze Kochkunst, den ganzen Reichthum ihres Hauses aufgeboten hatte. Uebgleich die Base in einem fort sagte: „Herr Jeses, wer möchte doch auch von Allem essen,“ so war des Nötigens kein Ende und sie wurde nicht in Ruhe gelassen, bis sie erklärte: Sie bringe, ihre Armi Thüri, nichts mehr hinunter; wenn sie noch ein Brösimeli essen sollte, so würde es sie versprengen.

Während Uli anspannte, drückte sie des Betters Kindern neues Geld in die Hände, gab wie die sich wehrten und ihre Eltern die Base mahnten, sie solle sich doch nicht solche Kosten machen, und den Kindern zusprachen, sie sollten doch nicht so unverschämt sein und es nehmen. Wenn sie es doch nahmen und zu der Mutter eilten um ihren Schatz zu zeigen, so hieß es: „Nein, es hat kei Gattig, wir müssen uns ja schämen.“ Und dann sagte die Base: es sei ja nicht der Rede werth und sie sollten doch recht bald zu ihnen kommen und es einziehen, was sie ihnen in den Kosten gewesen sei. Das werde sich schon geben, erhielt sie zur Antwort; aber sie hätte nicht so pressiren und noch einen Tag bleiben sollen. So unter vielen Neben kam sie endlich auf ihr Sitzwägeli und setzte oben das Neben fort, Breneli alle ihre gemachten Betrachtungen mittheilend, deren in der That nicht wenige waren. Denn sie hatte Manches gesehen, von dem sie sagte: „wenn ich jünger wäre und noch besser möchte, das müßte mir auch sein.“ Zu Allem redete Uli nichts, war mit seinem Kohli beschäftigt, den er tüchtig traben ließ, so daß endlich die Frau sagte: „Uli, fehlt dir etwas? machst es dem Kohli nicht zu stark? er ist nicht gewohnt, so zu laufen.“ Uli versprach sich und erhielt den Befehl, etwas überm halben Weg zu

halten. Es sei ihr nicht wegen dem Kohli, sagte sie, sondern auch wegen ihr selbst. Hamme und Kückli zusammen machten ihr immer Durst. Breneli sagte, auch ihm sei es recht, es hätte es gerade wie die Base, und heute werden sie doch in ein Wirthshaus können, ohne für eine Hochzeit gehalten zu werden. Man werde eher glauben, sie kämen von einer Gräbt, so mache Uli ein Gesicht. Er hätte keine Ursache, ein anderes zu machen, sagte Uli, am allerwenigsten seinetwegen. Am Samstag sei es nicht recht, wenn er lache, und am Sonntag nicht recht, wenn er nicht lache; es sei bald böß z'breiche. „Du bist pußt, Uli, sagte Breneli, ich habe nicht gewußt, daß man dir nichts mehr sagen darf!“ „So zanket recht, sagte die Base, das gefällt mir; was sich liebt, muß sich zanken, und ihr machet erakt wie zwei am Tage nach der Hochzeit.“ Eben darum wolle es ja nicht heirathen, sagte Breneli, so lange es ledig sei, mache es ein Gesicht für sich, wie es ihm gerade anständig sei. „Ich mache meine Gesichter auch für mich, sagte Uli, und du brauchst sie gar nicht zu sehen, wenn sie dir nicht anständig sind. Habe nur noch ein wenig Gebuld, so wird dir mein Gesicht nicht mehr im Wege sein.“ Mit, nit! sagte die Base. Machet einander nicht zu guter Letzt noch böse und kommt mir taub heim. Man muß aus Spaz nicht gleich Ernst machen, sonst kommt man nicht durch die Welt. Und wenn man gleich so aufbrennen will, ach b'hüetis, so ist's allerdings besser, man bleibe ledig! Ich bin als Meitschi auch aufbegehrischer Natur gewesen und habe nichts leiden wollen; aber wenn ich bei meinem Joggeli so hätte bleiben wollen, so lägen er oder ich oder beide im Grabe. Ich habe bald gesehen, daß eins nachgeben, sich ändern muß, und da ist die Reihè dazu an mich gekommen. Nicht daß Joggeli nicht auch ein Gleich gemacht, er hat sich auch in Manchem gebessert.“ „Ich glaube nicht, daß zwei zusammen kommen auf der Welt, die sich nicht mehr oder minder ändern müssen, wenn sie glücklich bleiben wollen. Darum ist's am besten, man bleibe ledig, sagte Breneli, da kann man bleiben, wie man ist, und es grännet einen Niemand an für nichts und wieder nichts.“ „O Breneli, sinnest denn nicht an Gott, und daß der will, daß wir uns ändern und alle Tage besser werden? Ist dir der auch zu wenig, daß du um seinetwillen kein ander Gesicht machen willst, als dir anständig ist?“ „Aber Base, wie kommt ihr mir auch! Wir reden von einem Mann und Ihr kommt mir mit Gott; da ist doch ja gar keine Gleichheit. Wie einem Gott in Sinn kommen kann, wenn man von einem Manne redet, begreife ich nicht. Wenn man von Männern redet, so sollte einem immer der Teufel in Sinn kommen, denn

der ist ja auch ein Mann, und er hat das Weib verführt; wenn er nicht gewesen, so wären wir glücklich geblieben. Von einer Frau Lufelin habe ich noch nichts gehört; das ist mir ein sicher Zeichen, daß der Teufel unter dem Weibervolk keine seines Gleichen gefunden hat, sondern nur unter dem Mannenvolk. Unter dem giebt es ja ganze Legionen, wie es in der Schrift heißt.“ „Versündige dich nicht, Breneli, sagte die Base, du weißt nicht, was dir bestimmt ist. Ich glaube, du redest nicht, wie es dir um's Herz ist, sondern wie alle Weitschi, wenn sie noch keinen haben, oder der Rechte ihnen noch nicht gekommen.“ So wie Breneli den Mund zur Antwort aufthat, fuhr Uli, der ihnen ganz den Rücken gekehrt und gethan hatte, als höre er von Allem nichts, zum bestimmten Wirthshause. Die Wirthin empfing sie und führte sie in eine appartige Stube, wo die Base verlangt hatte, nachdem sie dem Uli gesagt, er solle bald nachkommen. Dort befahl sie Wein und auch etwas auf einen Teller oder zweien, das Fahren mache hungrig, sie hätte es nicht geglaubt.

Es war Alles da, nur Uli nicht. Die Wirthin war nach ihm ausgeschied worden, kam wieder mit dem Bescheid, daß sie es ihm gesagt; aber er kam doch nicht. Da sagte die Base: „Geh, Breneli, und heiße ihn auf der Stelle kommen.“ Breneli zögerte und meinte, man solle ihn doch nicht zwingen; wenn er hungrig oder durstig wäre, er würde schon kommen. „Wenn du nicht gehen willst, sagte die Base, so muß ich zuletzt noch selber gehen.“ Da ging Breneli häßig und trieb mit häßigen Worten den bei den Reglern stehenden, schmolenden Uli, der Anfangs nicht kommen wollte, herbei. Seinet halben sagte es, könnte er bleiben, wo er wäre; aber die Base befehle es. Er solle kommen, es hätte nicht Lust, ihm noch mehr nachzulaufen.

Uli kam endlich, auf die vielen Vorwürfe der Base wenig antwortend. Diese schenkte ihm tapfer ein, nöthigte zum Essen und schwazte Allerlei durch einander, wie es ihr jetzt bei Vetter Johannes wohl gefallen und wie sie jetzt wohl merke, wo Uli sei durstigt worden. Er müßte aber b'underbar wohl für sie gewesen sein, denn noch jetzt hingen die Kinder an ihm und sie hielten ihn ja werth, fast wie ein Kind. „Du wirst wohl wieder zu ihnen wollen, wenn du bei uns fort gehst?“ „Nein,“ sagte Uli. „Es ist sonst nicht der Brauch, daß man fragt; aber willst du mir's sagen, wo du hin kommst?“ sagte die Base. Er wisse es noch nicht, sagte Uli, es hätte ihm noch nicht pressirt, einen Platz zu nehmen, obgleich er manchen hätte haben können. „E nun, so bleibe du bei uns, das schickt sich

für beide Theile am besten; wir sind jetzt an einander gewohnt.“ Sie solle es nicht für ungut haben, sagte er, aber er hätte nicht im Sinn, mehr Knecht zu sein. „Hast du etwas Anderes?“ fragte sie. „Nein,“ antwortete er. „Wenn du nicht mehr Knecht sein willst, wenn wir dir da unser Gut in's Lehen geben wollten?“ Dies Wort traf Uli wie ein Stein. Er ließ die mit einem Stück Schafbraten beladene Gabel auf den Teller fallen, behielt den Mund aber offen, drehte seine Augen groß wie Pflugsträhne der Base zu und starrte sie an, als ob sie aus dem Mond herab käme. Breneli, das am Fenster gestanden war und sich über Uli's langes Essen geärgert hatte, drehte sich rasch um und horchte mit spitzigen Augen, was das geben sollte. „Ja, sieh mich nur an, sagte die Base zu Uli, es ist mir Ernst mit der Frage: wenn du nicht als Knecht bleiben willst, würdest du wohl als Lehenmann bleiben?“ „Frau, sagte endlich Uli, wie sollte ich Euer Lehenmann werden können? das vermag ich nicht; da muß einer anders hinterfest sein, als ich. Ihr wollt mit mir nur Eure Flausen treiben.“ „Nein, Uli, es ist mir Ernst, sagte die Frau, und mit dem nit vermögen ist es nichts, das könnte man ja machen, daß das Anfangen dich nichts kostete, die D'sajig ist da.“ „Aber was denkt Ihr, Frau, sagte Uli, wenn das schon wäre, wer wollte mir Bürge sein? ein einziges Fehljahr brächte mich auf einem solchen Gut zu Boden. Das Geschäft ist zu groß für mich.“ „He, Uli, das wird sich alles machen, und die wüßtesten Hing sind wir doch nicht, daß wir einen Lehenmann, der uns anständig ist, wegen einem einzigen Jahr zu Grunde gehen ließen. Sag nur, du wollest, so wird sich das schon machen.“ „Ja, Frau, sagte Uli, und wenn sich das schon machte, wer sollte mir die Haushaltung machen? Das will da was heißen.“ „He, nimm eine Frau“, sagte die Base. „Das ist bald gesagt, antwortete Uli; aber wo wollte ich wohl eine finden, die gut dafür wäre und die mich nähme?“ „Weißt du keine?“ fragte die Base. Da stockte dem Uli das Wort im Munde; und verweisend grübelte er verlegen mit der Gabel auf dem Teller. Breneli aber sagte rasch; es dunte ihn, es wäre Zeit für fort, der Kohli habe den Hafer längst gefressen und Uli werde auch bald genug haben. Ohne auf diese Worte zu hören, sagte endlich die Base: „Weißt du keine? Ich wüßte dir eine. Uli machte wieder Pflugsträhli gegen die Base zu; Breneli sagte: es möchte die auch wissen. Die Base, in ungehörter schalkhafter Gemüthlichkeit, die eine Hand auf dem Tische, den breiten Rücken behaglich hinten am Stuhle, sagte: „Errathe mal, du kennst sie wohl.“ Uli sah herum an allen Wänden, er konnte das rechte Wort nicht finden, es war ihm,

als ob er einen Erdäpfelstock von einem ganzen Saß Erdäpfel im Halße hätte, und Breneli trippelte ungeduldig hinter die Base und sagte: sie wollten doch machen und fort, es finstere ja schon. Aber die Base hörte Breneli nicht, sondern fuhr fort: „Nimmst es dir nicht in Sinn? Du kennst sie wohl, es ist ein werchbar Mensch, thut aber zuweilen etwas unwaltig, und wenn ihr nicht zusammen zanket, so könnt ihr es sonst recht gut mit einander.“ Dazu lachte sie recht herzlich und schaute eins um's andere an. Da schaute Uli auf; aber ehe er eine Antwort hervorgeworget hatte, fuhr Breneli dazwischen und sagte: „Geh und spanne an; Base, man kann den Spaß auch zu weit treiben. Ich wollte, ich wäre nie mit gefahren. Ich weiß gar nicht, warum man mich nicht ruhig lassen kann. Gestern haben mich die Leute taub gemacht, und heute wollt Ihr es noch ärger machen. Das ist nicht schön, Base.“

Uli war aufgestanden und wollte gehen; aber die Base sagte: „Hoch doch nieder und los: Es ist mir Ernst: ich habe schon manchmal zu Joggeli gesagt, es schickten sich nie zwei besser zusammen, als ihr beide; es sei, wie wenn ihr für einander gewachsen wäret.“ „Aber Base b'r Zufiggottswillen, hört doch auf, sonst laufe ich fort. Ich lasse mich nicht aussbieten, wie eine Kuh. Wartet doch nur bis Weihnacht, da will ich Euch aus den Augen, wenn ich Euch so erleidet bin, noch vorher. Was wollt Ihr Euch so vergebene Mühe neben, zwei zusammenzubringen, die einander nicht mögen? Uli fragt mir gerade so viel nach, als ich ihm, und je eher wir von einander kommen, desto lieber ist es mir.“ Da ging doch Uli der Mund auf und er sagte: „Breneli, zürne mir doch recht nicht, ich vermag mich ja gar nichts dessen. Aber das muß ich dir sagen: wenn du mich schon hastest, so bist du mir schon lange lieb gewesen und ich wünschte keine bessere Frau. Es muß einer glücklich mit dir sein; wenn du mich wolltest, ich wäre glücklich genug.“ „So, sagte Breneli, jetzt, wo du vom Hof hörst und daß du ihn ins Leben erzieltest, wenn du eine Frau hättest, bin ich dir auf einmal recht von wegen dem Hof. Du bist mir ein lustig Büschli. Gell, wenn du nur den Hof kriegtest, so heirathetest du jede Luenz ab der Gasse, jeden Zaunstecken aus einem Hag. Aber ohä! Du bist an der Lehen; es ist nicht, daß ich einen Mann haben muß. Ich will gar keinen; allweg keinen, der jeden Dachen (Docht) nimmt, wenn nur ein Tröpfli Del daran hanget. Wenn ihr nicht fahren wollt, so laufe ich alleine heim,“ und somit wollte es zur Thüre aus schießen. Aber Uli fing es auf, hielt es mit starkem Arm, wie es sich auch wehrte, und sagte: „Nein, wahrhaftig, Breneli, du

thust mir Unrecht. Wenn ich dich haben könnte, ich wollte mit dir in die Wildniß, wo ich nichts als schweben und reuten müßte. Es ist wahr, wo mir z'Elisi so flattirt hat, da ist mir der Hof in den Kopf gekommen und ich hätte es nur deswegen genommen. Aber schwer hatte ich mich versündigt, denn schon damals bist du mir im Sinn gelegen, und ich habe dich immer hundertmal lieber gesehen, als z'Elisi. Allemal, wenn ich ihn gesehen, so bin ich erschrocken; wenn du mir aber begegnet bist, so lachte mir allemal das Herz im Leibe. Frag nur den Johannes, ich habe es ihm heute Morgen gesagt, eine Frau, wie du eine giebst, müßte ich, so weit die Sonne scheint, keine bessere zu finden.“ „Laß mich gehen,“ schrie Breneli, das während der schönen Rede gethan hatte, wie eine Katze am Häufig, und selbst mit Klemmen und Kraxen nicht schonte. „Ich will dich gehen lassen, sagte Uli, der männlich das Kraxen und Klemmen aus hielt, aber du mußt mich nicht im Verdacht haben, als wollte ich dich nur, wenn ich Lehenmann werden könnte. Du mußt glauben, ich hätte dich sonst lieb.“ „Ich verspreche nichts!“ rief Breneli, riß sich los mit eigener Gewalt und floh oben an den Tisch. „Du thust doch so wüßt, wie eine junge Katze, sagte die Base. Ich habe mein Lebtag kein solch Meitschi gesehen. Aber thue jetzt vernünftig, komm hoch da neben mich! Wüßt du kommen oder nicht? ich gebe dir mein Lebtag kein gutes Wort mehr, wenn du nicht eine Minute da hockst und dich stille halten willst. Uli sag, man solle noch eine Halbe bringen. Halt dich still, Meitschi, und rede mir kein Wort herein,“ sagte die Base und erzählte nun, wie es ihr wäre, wenn beide fortgingen; was für böse Tage ihr warteten; vergoß schmerzliche Thränen über ihre Kinder und wie sie noch glücklich werden könnte, wenn es ginge, wie sie in schlaflosen Nächten es sich ausgedacht. Wenn zwei mit einander glücklich werden könnten, so wären sie es. Sie habe Joggeli manchmal gesagt, sie hätte ihrer Lebtag nie zwei Menschen gesehen, die einander so wohl verständen in der Arbeit und einander so behüßlich seien. Wenn sie so fortführen mit einander, so müßten sie zu schönem Vermögen kommen. Was sie ihnen behüßlich sein könnten, das würden sie thun. Sie hätten es nicht, wie viele Lehenherren, denen nicht wohl sei, wenn nicht alle zwei Jahre ein Lehenmann auf ihrem Gut zu Grunde gehe, und die allemal schlaflose Nächte hätten und am Zins aufschlagen wollten, wenn einmal ein Lehenmann zu rechter Zeit den ganzen Zins geben kann, weil sie fürchten, er habe das Lehen zu wohlfeil. „Nein, gemiß,“ sagte sie, wir wollten thun an euch, wie wenn ihr unsere eigenen Kinder wäret, und ein Troffel müßte Breneli

haben, dessen keine Bauerntochter sich zu schämen hätte. Aber wenn ihr das nicht gerathe, und Breneli wüßt thun wolle, so wüßte sie nicht, was anfangen; sie wollte lieber nicht mehr heim. Sie wolle ihm nichts fürhalten, aber das hätte sie doch nicht um ihns verdient; sie hätte öpfe gethan an ihm, was ihr wohl angestanden sei. Und das Wüßtmachen thue es ihr erpreß zu leid, sie merke es wohl. Es sei schon lange nicht mehr wie sonst gegen sie. Und gar herzlich weinte die gute Frau. „Aber Base, sagte Breneli, wie könnt Ihr auch so reden? Ihr seid ja meine Mutter gewesen, für eine solche habe ich Euch immer gehalten, und wenn ich für Euch durch's Feuer sollte, ich besänne mich keinen Augenblick. Aber so einem Schnürfli lasse ich mich nicht anhängen. Wenn ich doch endlich einen haben muß, so will ich einen, der mich lieb hat, und mich meinethwegen nimmt und nicht mit sammt den andern Kühen zum Lehen begehrt.“ „Wie kannst du auch so reden? sagte die Base, hast du nicht gehört, daß er gesagt hat, er habe dich schon lange lieb gehabt?“ „Ja, sagte Breneli, das sagen sie alle, einer wie der andere; wenn man aber an dieser Lüge ersticken müßte, es würde wenige Hochzeit geben. Er wird auch nicht besser sein als die andern; wenn Ihr nicht vom Hof angefangen hättet, Ihr hättet dann sehen können. Und es ist auch nicht recht von Euch gewesen, mir nichts von Allem zu sagen, und mich ihm da so ungesinnet darzuwerfen, wie einer Sau einen Lammzapfen. Wenn Ihr mir zuerst ein Wort gegönnt hättet, so hätte ich Euch sagen können, was Trumpf ist bei Uli: er sagt auch: Geld, du bist mir lieb; und dann soll Eine verstehen: Gäll, du bist mir lieb!“ „Du bist ein wunderliches Greth, sagte die Base, und thust ärger, als wenn du die vornehmste Herrentochter wärest.“ „Eben, Base, weil ich nichts bin, als ein Weitschi, so steht es mir wohl an, vornehm zu thun und mich da nicht so vorwerfen zu lassen. Ich glaube, ich habe ein größeres Recht dazu, als manche vornehme Tochter, sei es dann meinethalb eine Herren- oder eine Bauerntochter.“ „Aber Breneli, sagte Uli, was vermag ich mich dessen und soll ich es jetzt entgelten? Du weißt im Herzen wohl, daß ich dich lieb habe, und ich habe so wenig von dem gewußt, was die Base im Sinne hatte, als du. Es ist daher nicht recht, daß du es an mir auslassest.“ „Ach, sagte Breneli, erst jetzt merke ich, daß das Ganze eine abgeredete Sache war; du würdest dich sonst nicht versprechen, ehe ich dich angeklagt. Das ist erst recht wüß, und ich will von der ganzen Sache nichts mehr hören; ich lasse mich nicht so hineinsprengen, wie man die Fische ins Garn sprengt.“ Damit wollte Breneli wieder auf und fort; aber die Base hielt es fest am



Kittel und sagte ihm: es sei das wütest und mistrenst Mönch, wo an der Sonne herumlaufe. Seit wann sie hinter seinem Rücken unter dem Hütlü spiele? Das sei wahr, wegen dieser Sache habe sie zum Vetter begehrt, und dessetwegen habe sie beide mitgenommen. Aber was sie im Sinn gehabt, habe Niemand gewußt, nicht einmal Koggeli, geschweige denn Uli. Sie habe dem Vetter den Auftrag gegeben, dem Uli die Würme aus der Nase zu ziehen, und es sei wahr, der habe Breneli grausam gerühmt, so daß der Vetter ihr gesagt, Uli nähme Breneli lieber heute als morgen; aber er dürfe ihm nichts sagen, er fürchte, es halte ihm z'Elisi vor. Darauf hin habe sie gedacht, sie wolle reden, wenn Uli nicht dürfe; denn daß ihm Uli nicht anständig sei, das überrede sie Niemand, sie habe ihre Augen noch nicht am Rücken. Er vermöge sich also dessen nichts. „Aber warum kömmt er denn heute in die Stube, wo ich einpackte, fragte Breneli, und will mir ein Müntschli geben? das hat er noch nie gethan.“ „He, sagte Uli, ich will es dir grad sagen. Als ich heute mit dem Meister geredet hatte, da bliebest du mir im Sinn mehr als je und ich dachte, ich wollte geben, was ich hätte, wenn ich wüßte, ob du mich lieb hättest und mich nehmen würdest. Vom Lehen wußte ich kein Wort. Als ich heute dich so allein antraf, da übernahm es mich, ich wußte nicht wie, es kam mir in den Arm fast wie ein G'süchti, ich müßte dich anrühren, dich um ein Müntschli fragen. Anfangs glaubte ich, ich hätte eins erhalten; allein später dachte ich, es könnte doch nicht sein, du hättest mich sonst nicht so mild in die Stube hinaus geschossen; ich dachte, du hättest mich nicht gerne, und das machte mich betrübt im Herzen, und ich dachte, wenn nur Weihnacht da wäre, daß ich fort könnte, da wollte ich weit, weit ins Welschland hinein, daß nie Jemand mehr etwas von mir höre. Und so ist's mir noch, Breneli, wenn du mich nicht willst, so will ich vom Lehen nichts, will fort, fort, so weit mich die Füße tragen, und kein Mensch soll erfahren, wohin ich gekommen.“ Er war aufgestanden, vor Breneli getreten, das Wasser stund ihm in den treuherzigen Augen, der Base aber rollte es die Backen ab. Da sah Breneli zu ihm auf, die Augen wurden ihm feucht, aber in den Augen zuckte noch der Spott und der Troß, die niedergehaltene Liebe brach auf und begann durch die Augen ihre leuchtenden Strahlen zu werfen, während das jungfräuliche Widerstreben die Lippen aufwarf als Schanze gegen das Ergeben an die männliche Zubringlichkeit. Und während die Augen Liebe leuchteten, kamen doch hinter den aufgeworfenen Lippen hervor die spottenden Worte: „Aber Uli, was sagt dann Stini, wenn du schon wieder eine andere wüßst? Wird es dir nicht singen:

Er hat ein Herz wie es Tubekus,  
 Flügt die eini dry, flügt die anderi drus!“

„Aber wie magst du auch mit ihm den Narren treiben? sagte die Base, du siehst ja, wie es ihm Ernst ist. Wenn ich ihn wäre, ich kehre dir das Nest und sagte dir: blase mir, wo ich schön bin!“ „Er hat d'Wegle, Base, und Ihr wisset nicht, ob es mir nicht recht wäre“, sagte Breneli. „Nein, es wäre dir nicht recht, Meitschi, sagte die Base, ich höre es dir schon an. Und Uli, wenn du nicht ein Löhl bist, so nimmst du es jezt um den Hals; es schießt dich nicht mehr in die Stube hinaus, glaub' es mir.“ Indessen hätte die Base fast Unrecht erhalten. Noch einmal bot das Mädchen seine Kraft auf, und Uli wäre in raschem Umschwunge bald wieder geflogen. Allein des Mädchens Kraft hielt nicht aus. Das Mädchen fiel an Uli's treue Brust und fiel in lautes, fast krampfhaftes Weinen aus. Es wurde den beiden Andern, als das Schluchzen nicht aufhören wollte, fast Angst dabei; sie begriffen nicht, was das sein sollte. Uli tröstete, so gut er konnte, und sagte, es solle doch ja recht nicht so thun, und wenn es ihn lieber nicht wollte, so könne er ja gehen, er wolle ihns nicht plagen. Die Base balgete erst, es sei dumm gethan; zu ihrer Zeit hätten die Mädchen nicht die Schloßhunde verspottet, wenn sie Einen gefunden. Dann wurde ihr aber auch bange, und sie sagte, sie wolle es nicht zwingen; wenn es lieber nicht wolle, so könne es ja ihretwegen machen, was es wolle. Es solle doch nur d'r Gottswillen nicht so thun, die Wirthsleute könnten sonst glauben, was es wäre. Endlich konnte ihnen Breneli sagen, sie sollten es doch nur ruhig lassen, es wolle sich zu überwinden suchen. Es sei sein Lebtag eine arme Waise gewesen und verstoßen von Jugend auf. Es habe nie ein Vater es auf den Schooß genommen, die Mutter es nie geküßt; nie habe es seinen Kopf an irgend einem Halse verbergen können. Es hätte ihns manchmal gedünkt, gerne wollte es sterben, wenn es nur dabei Jemand auf den Knieen sitzen, Jemand dabei um den Hals nehmen könnte; aber so lange es Kind gewesen sei, habe Niemand ihns lieb gehabt, nirgends hätte es sein sollen. Es könne nicht sagen, wie oft es einsam geweint. Sein Sehnen sei immer und immer darauf gegangen, irgend einmal Jemand so von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe lieb haben zu können; Jemand zu finden, an dessen Brust es sein Haupt in Leid und Freud legen könnte. So eine Freundin aber habe es keine gefunden. Da habe es gedacht, wenn man ihm vom Heirathen gesprochen, es wolle es nie, es sei denn, es könne so von Herzensgrund glauben, daß das die Brust sei, an die es in Leid und Freud sein Haupt

legen, die ihm treu sein werde im Leben und im Sterben. Aber es habe keine gefunden, zu der es diesen Glauben hätte haben können. Uli sei ihm lieb, sei ihm schon lange lieb, mehr als es sagen wolle; aber diesen Glauben zu ihm habe es noch nicht finden können. Und wenn es dießmal getäuscht würde, wenn Uli nicht die rechte Liebe, die rechte Treue für ihn hätte, dann wäre ja sein letztes Hoffen dahin, dann würde es keine mehr finden, dann müßte es unglücklich sterben. Darum mache es ihm Angst und sie sollen es doch d'r Gottswillen ruhig lassen, damit es so recht überlegen könne, was es mache. Ach, sie wüßten es nicht, wie es einer armen Waise zu Muthe sei, das der Vater nie auf dem Schooße gehabt, die Mutter nie geküßt! „Du bist e Böhl!“ sagte die Base und wuschte die nassen Backen ab. „Wenn ich gewußt hätte, daß es dir nur da fehle, auf ein Müntschli mehr oder weniger wäre es mir doch gewiß nicht angekommen. Aber warum sagst du es nicht? unser eins kann doch wahrhaftig nicht an Alles sinnen.“ Uli sagte, er hätte das verdienet, es geschehe ihm Recht, er hätte gedanken sollen, daß es ihm so gehen werde. Aber wenn es in ihn hineinschauen könnte, so würde es sehen, wie lieb er es hätte und wie aufrichtig er es meine. Er wolle sich nicht entschuldigen, er habe schon mehrmals an's Wyden gefirant, aber lieb gehabt habe er Keine wie ihn. Aber er wolle es nicht zwingen, er müsse in Gottes Namen sich gefallen lassen, was sein Wille sei. „Du hörst es ja, sagte die Base, wie lieb er dich haben will! Komm, nimm dein Glas und mach Gesundheit mit Uli und versprich ihm, du wollest die Lehenfrau in der Glunggen werden.“ Breneli stund auf, nahm sein Glas, machte Gesundheit, aber versprach nichts, sondern bat: man solle ihn nur heute noch ruhig lassen, und nichts mehr davon sagen; morgen wolle es den Bescheid geben, wenn es sein müsse. „Du bist ein wunderliches Greth, sagte die Base. He nun, Uli, so spann an, sie werden daheim nicht wissen, wo wir bleiben.“ Draußen stimmerten die Sterne im dunkelblauen Grunde, weiße Nebelwölkchen schwebten über feuchten Matten, einzelne Streifen hoben neugierig an Thalwänden sich auf, laue Winde wiegten das matte Laub, hie und da läutete eine auf der Weide vergessene Kuh ihrem vergesslichen Meister, hie und da schickte ein übermüthig Bürschchen sein Jauchzen weit über Berg und Thal. Die Bewegungen des Tages und des Fahrens rüttelten die Base in tiefen Schlaf und Uli hielt mit gespannter Kraft den wild ausgreifenden Kobli in ziemlichem Laufe; Breneli war alleine in der weiten Welt. Wie weit am fernen Himmel die Sterne schwammen in des unermeßlichen blauen Meeres schrankenlosem Raume, jeber

für sich in einsamer Bahn, so fühlte es sich wieder, das arme, einsame, verlassene Mädchen, im großen Weltgetümmel. Wenn es fort war von Base und Better, wenn sie gestorben waren, so hatte es Niemand mehr auf der Erde; kein Haus, wohin es sich flüchten konnte in kranken Tagen; keinen Menschen, dem es etwas klagen konnte; kein Auge, das mit ihm lachte, mit ihm weinte; keinen Menschen, der einmal weinte, wenn es sterben sollte; ja vielleicht keinen, der seinen Sarg begleitete bis zu dem engen, kalten Hause, das man ihm endlich doch gewähren mußte. Allein war es, einsam und verlassen sollte es durch das Weltgetümmel bis zu seinem einsamen Grabe, auf langer Wanderung vielleicht durch viele, viele einsame Jahre, gebeugter, muth- und kraftloser von Jahr zu Jahr, ein alt, verwittert, verachtet Wesen, dem kaum Jemand Herberge mehr gab, wenn auch um Gotteswillen dafür angesprochen. Neues Weh zuckte ihm im Herzen, Klagen wollten aufquellen: warum doch wohl der Vater, der gute, der die Liebe heiße, so arme Kinder leben lasse, die Niemand hätten auf der Welt, die in der Kindheit verstoßen würden, in der Jugend verführt, im Alter verachtet? Da begann es doch zu fühlen, daß es sich an Gott verübte, der ihm viel mehr gegeben, als Vielen; der seine Unschuld behütet bis auf diesen Tag, es so gestaltet, so hatte werden lassen, daß ein reichlich Auskommen ihm sicher schien, wenn Gott seine Gesundheit erhielt. Es begannen ihm aufzutauhen, wie aus dem Nebel die Hügelspitzen und die Kronen der Bäume, die Liebeszeichen, die Gott augenscheinlich über sein Leben ausgestreut; wie es behütet worden hier und dort; wie es viele heiterere Tage genossen, als viele, viele arme Kinder, und wie es auch Leute gefunden, viel bessere, als andere Kinder, die, wenn sie es auch nicht wie Vater und Mutter an ihre Herzen nahmen, ihn doch auch lieb gehabt und so erzogen, daß es vor alle Leute treten durfte mit Gefühl, daß man ihn für einen eigentlichen Menschen ansehe. Nein, klagen durfte es nicht über den guten Vater droben; es fühlte, daß dessen Hand ob ihm gewesen. Und war seine Hand nicht noch jetzt über ihm, war sie nicht auch heute über ihm? Hatte er sich wohl über das arme einsame Weitschi erbarmet? Hatte er den Rathschluß wohl gefaßt, weil es getreu geblieben bis dahin und von der Sünde sich unbesleckt zu erhalten gesucht, nun auch seines Herzens Sehnen zu stillen, ihm eine treue Brust zu geben, an die es sein Haupt lehnen konnte; etwas Eigenes, damit einst Jemand weine bei seinem Tode, Jemand es begleite auf dem trüben Wege zum schaurigen Grabe? War das wohl Uli, der getreue, viel gewandte Knecht, den es so lange schon in verschwiege-

nem Herzen geliebt; dem es nichts vorzubalten wußte, als seine Verirrung mit Elisi, daß er auch von dem Wahn ergriffen worden, das Geld mache glücklich; der so treu und ehrlich sein Herz dargethan und seinen Fehler bereue? War es nicht eine eigene Fügung, daß sie sich beide getroffen gerade an diesem Orte, daß Uli nicht früher fort gekommen, daß Elisi sich habe heirathen müssen, daß der Base der Wunsch komme, das Gut Uli in Lehen zu geben? Hatte das alles sich nicht recht wunderbar treffen müssen, war darin nicht offenbar des Vaters gütige Hand? Sollte es wohl das Dargebotene verschmähen? War es etwas Hartes, Widerliches, das ihm zugemuthet wurde? Nun rollte die Seele ihre Bilder auf, bevölkerte mit ihnen die öbe Zukunft. Uli war sein Mann; es hatte Wurzel geschlagen im Leben, in der weiten Welt; sie waren der Mittelpunkt, um den ein großes Hauswesen sich ordnete, um ihren Willen kreisend. Hundertfältig gestaltete dieses Bild sich vor seinen Augen, und immer schöner, lieblicher woben dessen Farben sich durch einander. Es wußte nicht mehr, daß es im Wägeli fuhr, es war ihm so leicht, so wohl um's Herz, als ob es bereits athme in jener Welt, wo keine Sorge, kein Leid mehr ist; da rollte das Wägellein über einen Stein. Breneli fühlte ihn nicht, aber die Base erweckte mit langem Gähnen und fragte mühsam sich fassend: „Wo sind wir, ich habe doch nicht geschlafen?“ Da sagte Uli: „Wenn Ihr recht lueget, so seht Ihr dort unser Licht durch die Bäume.“ „Herr Jeses, wie habe ich doch geschlafen! das hätte ich doch Niemand geglaubt. Wenn nur Joggeli nicht balget, daß wir so spät sind.“ „Es macht noch nichts, sagte Uli, und morgen kann der Kohli ruhen, wir brauchen ihn nicht.“ „He nun, sagte die Base, so macht es desto minder. Aber wenn die Kofse spät heim kommen und früh fort sollen, so ist das eine Schinderei. Nähme man doch, wie es einem wäre, wenn man es einem auch so machen würde, immer laufen, immer laufen und keine Zeit zum Essen und Schlafen.“ Aus allen Thüren schoßen diesmal mit Lichtern und Laternen die Bewohner der Glungge, als sie das herannahende Wägeli hörten, die einen an's Pferd hin, die andern zum Wägeli; selbst Joggeli gnappete herbei und sagte: „Ich habe geglaubt, ihr kommet heute nicht mehr, es hätte euch etwas gegeben.“

Nun ging es wie an allen Orten, wenn die Hausmutter spät heim kömmt, mit Neben und Fragen; doch war noch keine Stunde verfloßen, so war's stille in der Glungge, nur im Stalle hörte man den Kohli fressen. Der schöne Schlaf hatte sich über seine Bewohner gesenkt und seine Gaben gebracht, das Vergessen alles Leids und

manch schön Gaukelspiel vor die bewußtlose Seele. Doch auf einem Bette sah man ihn nicht weilen. Es war ein reinlich Bett, auf demselben lag eine Federdecke und drinnen ein noch stattlicheres Mädchen; zu voll war dessen Seele, des Schlafes Einbrücke aufzunehmen. Was jener Stein unterbrochen, das tauchte wieder auf; liebliche Bilder aller Art schwammen über die Seele, flüchtig eilten die einen vorüber, süß und wonniglich weilten andere lange über dem verklärten Mädchen, das nicht in unruhiger Pein hin und her sich wendend den Schlaf suchte, sondern in seliger Hingebung unbemerkt Stunde um Stunde an sich vorüberrinnen ließ. Als kühle Morgenlüfte durch die Thäler strichen, da begann ein süßes, banges Sehnen aufzuwallen, des Mädchens Brust zu schwellen, das Sehnen, Uli Ja zu sagen; ihm zu sagen, es wolle sein sein für immerdar; das Sehnen, ihn auch sein nennen zu können für immerdar. Je dringender dieses Sehnen ward, desto mehr gattete es sich mit der Bangigkeit, das ersehnte Glück möchte nur ein Traum sein, möchte sich verflüchtigen wie des Traumes Bilder, am Morgen möchte Uli nicht mehr zu finden sein, könnte erzürnt über Brenelis Benehmen anderes Sinnes geworden sein. O wie ihm jetzt dieses Zagen und Abweisen leid that, wie es sich nicht begreifen konnte, wie es ihns mehr und mehr drängte, das Verschulden gut zu machen, zu vernehmen, ob Uli noch gleichen Sinnes geblieben sei die Nacht hindurch. Es litt es nicht mehr im Bette, leise stund es auf, öffnete ein Fensterchen, athmete Morgenluft, zog sich an und begann sein Morgenwerk leise, daß Niemand es höre. Leise öffnete es die Thüre, stille war es draußen, kein Knecht rührte sich noch, kein Pferd scharrte nach Futter. Da ging es leise durch den Schopf dem Brunnen zu, dort im kühlen Wasser sich zu waschen nach üblichem Brauch. Am plätschernden Brunnen stund eine Gestalt gebeugt über den Trog und mit Eifer auch ein solches Werk verrichtend. Mit pochendem Herzen erkannte Breneli seinen Uli, da stund der Ersehnte. Da schwanden Nacht und Rebel, wie Morgenroth ging es ihm auf, und wie ein Herz ziehen könne, das fühlte es jetzt. Doch den unwiderstehlichen Zug noch mädchenhaft zu umschleiern, war ihm seine Schalkheit zur Hand, und mit unhörbarem Tritte an Uli getreten schlug es rasch beide Hände vor dessen Augen. In gewaltigem Schreck zuckte der starke Mann zusammen, ein halber Schrei entfuhr ihm; dann die Hände vor den Augen fassend, erkannte er mit süßer Wonne der schönen Hände schöne Eigenthümerin: „Bist du es?“ fragte er. Und Breneli mußte, wen er meine, und seine Hände sanken tiefer, umschlangen den theuren Mann und wortlos lehnte es sein Haupt an dessen theure Brust.

Da, wie aus dem Brunnen Welle um Welle sprudelte, hell und klar, so mochte in Uli das Bewußtsein seines Glückes auf in mächtigen, ungetrübten Bogen. Er zog das theure Mädchen an sich, und wie die Wellen des Brunnens plätscherten und Bläschen warfen in blankem Troge, so flüsterte Uli dem Mädchen seine Freude zu, versuchte ein leises Küssen und kein Stoß warf ihn diesmal zurück von dem hotden Ufer, dem er zugesteuert. „Willst du meins sein?“ hörte der Brunnen: „Bist du mein?“ koste es wieder. Und noch Man- ches hörte der Brunnen, aber er sagte es Niemand.

Ein eigenes Gefühl durchströmte beide; das Gefühl, ein theures Kleinod gefunden zu haben; das Verlangen, bei diesem Kleinod zu sein für und für und sonder Unterlaß. Wenn Jemand einen lieben Brief erhält: wie oft fährt seine Hand in die Tasche und liest ihn von Neuem! Wenn Jemand einen Acker gekauft hat: wie oft geht er hin des Tages und beschauet seinen Kauf! Wenn Jemand eine liebe Seele gefunden und an sich gebunden, nicht nur für diese Zeit, sondern auch für die Ewigkeit: soll es ihn dann nicht hin zu dieser Seele ziehen mit Himmelsgevalt? soll es ihn nicht in ihre Augen, die Thore der Seele, hineinziehen, um das Gefühl lebendig zu erhalten, Eins mit einer Seele zu sein in Zeit und Ewigkeit? Dieses Einswerden mit einer Seele von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe und allen Kräften, in welcher Vereinigung alle Ichsucht untergeht, ist das nicht auch ein Vortäufel des Einswerdens mit Gott, welchem ebenfalls unsere Selbstsucht zum Opfer fallen muß? Und wie der, der Eins geworden ist mit dem Vater im Himmel, denselben vor Augen hat, wenn die Sonne scheint und die Nacht Finsterniß bringt in jedes Land und jede Kammer, soll dann dem, der eine Seele gewonnen, nicht auch vergönnt sein, diese Seele zu suchen und wieder zu suchen, so oft die Räume und Geschäfte der Erde sie ihm aus den Augen tragen? Der tiefe Seelenzug in diesen Zeiten wird selten recht verstanden, bringt daher auch selten die rechten Früchte. „Sie machen recht närrisch mit einander, hört man sagen, sie machen einem Längizyt.“ Das glaube ich gerne; aber warum gönnt man ihnen nicht die ungestörte Freude an einander? Ach Gott, die Welt und die Furcht der Welt vor ihrem eigenen Fleische. Ach Gott, die Welt und ihre Neugierde, die sehen will, wie zwei zusammen thun, und dann, wenn sie keinen rechten Sinn zu einander haben, sagt: „Die beiden lob ich mir, die sind recht vernünftig; wenn man es nicht wüßte, man merkte ihnen gar nichts an, daß sie Brautleute wären.“ Ach möchte fast sagen, das sei eine vermaledeite Vernünftigkeit, welche für die Seele und ihr Sehnen keine Empfänglichkeit

hat, höchstens für des Leibes Reize, deren Empfänglichkeit man allerdings lieber im Dunkeln zeigt, meistens nur für des Geldes verhängnißvolles Klingen. Breneli und Uli hätten kaum verstanden, was da geschrieben steht; aber diesen Zug der Seelen empfanden sie. Kaum waren sie getrennt worden, so suchten sie sich wieder, und der Brunnen war die heilige Stätte, wo so oft sie sich suchten und fanden. Noch nie hatte Breneli so viel Wasser in die Küche gebraucht, Uli noch nie so viel zu waschen oder zu tränken gehabt.

Während beim Brunnen ein junges Glück aufging, hielt ein altes Ehepaar im Stübli seine Zwiegespräche. Zoggeli und seine Frau erwachten frühe, und den alten Gliedern die nöthige Ruhe gönnend, erachteten sie diese Stunde am schicklichsten, ein vertrautes Wort zu wechseln. Nachdem die Frau an Zoggelis unruhigem Drehen dessen Erwachen wahrgenommen, fragte sie: ob er seither nichts von einem Knechte vernommen, ob gestern keiner da gewesen sei? Weihnacht rücke, so könne das doch nicht gehen. Nun begann Zoggeli sein altes Klaglied über Elisä's Heirath, an der er nicht Schuld sei und die ihm Uli forttreibe. Seit der da sei, trage ihm der Hof 1000 Pf. mehr ein. Wenn doch das Meitschi habe heirathen müssen, so wollte ich zuletzt lieber, es hätte Uli genommen, als so einen ungesättigten Baumwollenhändler. Er hätte keinen Magen, einen andern Knecht zu suchen; wenn er nur Uli wieder haben könnte, es reute ihn kein Geld.

Sie wisse nicht, wie das gehen solle, sagte die Frau; sie habe mit Uli geredet, allein er habe nichts davon hören wollen, länger hier Knecht zu sein. So hätte man's, sagte Zoggeli, die Frauen machten Alles, wie sie wollten, sie begehrt Alles zu regieren, und wenn etwas trumm gehe, so sollten es die Männer gerade machen. Er hätte voraus gesagt, das käme so; sie könne seinethalb jetzt selbst einen Knecht suchen. Wenn das so gemeint sei, sagte sie, so wolle, sie mit Allem nichts mehr zu thun haben. Wer am Ende böß hätte wenn Alles schlecht ginge, als sie, die die Haushaltung machen müßte? Das Beste wäre, sie würden das Gut zu Lehen geben; sie müßte eigentlich nicht, für wen sie böß haben sollte bis ins Grab. Es danke ihr doch zuletzt Niemand dafür, sondern je mehr sie zusammengehüfelet habe, desto mehr lache man sie aus. Das sei ihm auch recht, sagte Zoggeli, er begehre nicht länger zu pflanzen, damit ihr Tochtermann komme, die Sache nehme und das Geld für sich behalte. Aus freien Stücken habe er ihm eine Ehesteuer gegeben, größer als sie mancher Landvogt gebe; es schiene ihm, der könnte zufrieden sein und ihn jetzt ruhig lassen. Wenn sie ihm einen an-



ständigen Lehensmann müßte, so wollte er noch heute mit ihm die Sache richtig machen. Sie müßte keinen bessern als Uli, sagte sie. „Uli? sagte Joggeli. Ja, wenn der besser hintersezt wäre und eine anständige Frau hätte, so wäre mir der der Rechte, aber so kann er kein solches Gut übernehmen.“ „He, sagte die Base, eine bessere Frau als Breneli müßte sie nicht, und sie glaube, sie hätten nichts wider einander. Daneben sei Uli auch nicht mittellos und vielleicht würde Vetter Johannes ihm helfen, wenn man es begehrte; es dünke sie, derselbe habe gar viel auf Uli.“ „So, so, sagte Joggeli, es ist also schon Alles richtig!“ „Was richtig?“ fragte sie. „Glaubst du, ich solle nichts merken? Du bist nicht umsonst nach Erdöpfelosen gefahren, so mir nichts, dir nichts, daß ich mich fast zu Tode gewundert habe, und hast Breneli und Uli mitgenommen. Du mußt doch nicht meinen, daß ich so dumm sei und nichts merke, was hinter meinem Rücken abgekartet wird. Aber ich bin auch noch da, und es ist nicht bravs von dir, so mich zum Narren zu halten und mit fremden Leuten unter dem Hütti spielen gegen mich. Aber warte nur, ich will es dir reisen. Ich will zeigen, wer Meister ist.“

Nun bekam die gute Frau keine Antwort mehr, sie mochte vorbringen, was sie wollte. So daß sie endlich sagte: „He nun dann, so sei meinethalben Meister und arbeite meinethalben den Hof selbst und mache die Haushaltung auch noch dazu, ich aber will nichts mehr damit zu thun haben.“ Brummend wälzte sie sich auf die andere Seite, schloß wieder ein und stund am Morgen später als sonst, schweigend und schmolend auf. Lustig tanzte Breneli im Hause herum; es war, als ob es über Nacht Federn in die Beine bekommen hätte und eine Mundharmonika zwischen die Zähne. Ganz verwundert sah die Base dem Wesen zu und sagte ihm endlich, als sie allein waren: „Ist es dir über Nacht anders gekommen, willst du ihn jetzt?“ „O Base, sagte Breneli, wenn Ihr mich zwingen wollt, was will ich dagegen machen, als mich zwingen lassen? und so wenn Ihr's zwingen wollt, so zwingt's, aber ich will nicht schuld daran sein, es mag kommen, wie es will!“

„Du bist eine gottlose Dirne, mir den Mann zu verspotten, sagte die Base. Aber das Lachen wird dir schon vergehen, wenn du hörst, daß Joggeli nichts vom Lehen hören will. Er ist böß darüber, daß Alles hinter seinem Rücken abgekartet wurde, und sagt jetzt: er sei Meister, er wolle es uns reisen.“ Aber das Lachen verging Breneli nicht, sondern es lachte nur: der Vetter wolle auch gezwungen sein, wie es zum Heirathen. Am besten käme man zurecht mit ihm, wenn man nichts mehr von der Sache sage und sich stelle, man

wolle fort. Es mache ihm jetzt schon Angst, was er um Weihnachten anfangen wolle; zu einem andern Knecht könne er sich nicht entschließen. Wenn er in acht Tagen noch nicht selbst mit der Sache komme, so wolle es den Tischmacher kommen lassen und ihm ein Trögli zu machen befehlen, wie Mägde zu thun pflegen, wenn sie zügeln wollen. Hülfe dieses nicht, so müsse man ihm sagen, Uli komme zum Johannes, man habe Neuis gemerkt; dann fange er von selbst von der Sache an und sage: „So zwänget's, wenn ihr's zwängen wollt, aber ich will an nichts schuld sein, es mag gehen, wie es will.“ „Du bist eine Lüsels Her, sagte die Base, ich glaube, du wärest im Stande, ein ganzes Chorgericht zum Narren zu halten. Das wäre mir nie in den Sinn gekommen, und sind wir doch jetzt bald vierzig Jahre bei einander.“ Und richtig, wie Breneli, das dem Uli eingeschärft hatte, es anzusehen, wie wenn er lauter taub wäre, gesagt hatte, ging es. Der Tischmacher brauchte nicht zu kommen. Lange vor Verlauf der acht Tage fing Joggeli mit seiner Alten zu zanken an: wie sie Alles hinter seinem Rücken mache, zu allen Leuten Vertrauen habe und nur zu ihm keines; er möchte doch endlich wissen, was sie jetzt mit dem Uli ausgemacht habe. Es wäre Zeit, daß er auch etwas davon wüßte. Da sagte sie, sie habe nichts mit ihm ausgemacht und nichts angefangen; das sei seine Sache, sie mische sich nicht darein. Er habe ja gesagt, er sei Meister. Da begehrte Joggeli noch mehr auf, daß seine Frau ihn so im Stich lasse und sich gar nicht darum bekümmere, wie es gehe; es sei doch ihre Sache so gut als seine, und er wüßte nicht, warum immer Alles an ihn kommen solle. Er wollte, sie solle gehen und mit Uli reden, und wenn er schon eine andere Frau nähme, als z'Breni, so sei es ihm gleich; das sehe ihn seit einiger Zeit so unverschämt und spöttisch an, daß es ihn schon manchmal geküßet habe, ihm die Hand in's Maul zu geben. Aber seine Frau wollte nicht, nach Breneli's Instruktionen; das sei Mannsach; behauptete sie. Da sagte er, wenn sie nicht gehen wolle, so schreibe er dem Tochtermann, er solle ihm einen Knecht oder einen Lehennann senden; der werde ihm das schon machen. Da ließ die Alte das Herz fallen und übernahm den Auftrag. Als sie mit demselben zu Breneli kam, sagte dieses; „Du gute Mutter, hast du dich zwingen lassen! Aber Mutter, Mutter, wie konntest du glauben, daß es Joggeli Ernst sei, vom Tochtermann einen Knecht oder einen Lehennann zu nehmen? Hättest du nur noch einmal herzlich Nein gesagt, so hätte er gesagt: He nun, wenn du mir nichts zu Gefallen thun willst, so will ich mit Uli red'n, aber z'Breni, die Täsche, begehre ich nicht, es mag heraus

kommen, wie es will, so bin ich nicht Schuld daran, mir wäre es nie in Sinn gekommen. Schicke ihm aber Uli hinein, er soll und muß doch mit ihm zuerst z'rechtem davon reden."

So geschah es auch.

Die Weitläufigkeiten der ganzen Unterhandlung zu beschreiben, wäre für manchen Lehennann belehrend; allein für diesmal aus guten Gründen nur folgendes: Foggeli war die ganze Sache mehr als recht, und doch machte er Umstände und Vorbehalte, an denen die ganze Sache hätte scheitern müssen, wenn er fest darauf bestanden hätte. Aber so wie er erfinderisch war im Erfinden, so war er wieder schwach im Nachgeben, so bald man ihn zu fassen wußte; und das verstand der Vetter Johannes, der als Mittelsmann und Bürge recht gefällig sich finden ließ. Und wenn alle an waren, so wußte Breneli noch den besten Rath und fand den Ausweg. Foggeli sagte aber oft: er könne nicht begreifen, warum Uli so eine nähme mit einem blutten F. und einem Maul wie eine Schlange. Wenn er so ein Purtsch wäre und ein solches Lehen in den Händen hätte, er wollte viel Tausend Fl. erwynben. So eine Vernase würde er nicht mit dem Rücken ansehen, und dreißig Kronen wollte er ihm das Lehen wohlfeiler geben, wenn das teker Meitschi ihm weg käme; das würde dem lieben Gott blau für weiß machen, wenn sie je zusammenkämen, was er aber nicht glaube.

Man war fast richtig, als der Tochtermann die Sache vernahm und einen Morbspektakel begann. Der wollte erst gar nichts davon wissen, und behauptete, sie hätten ja die Verabredung getroffen, daß er ihnen die Produkte abnehme und zu hohen Preisen seinen Bekannten verkaufe. Er hätte deshalb Akkorde getroffen und könne nicht zurück. Endlich wollte er den Hof selbst ins Lehen nehmen, trotz seinem brillanten Geschäft, von dem er behauptete, es trage mehr ab, als sechs solcher Höfe. Er that so wüßt, drohte auf solche Weise und z'Elisi mußte wüßt thun und mit allem Gräßlichen drohen, daß die ganze Geschichte fast rückgängig geworden wäre. Den beiden Alten kam es gräßlich vor, wenn sie an einem Unglück schuld sein sollten, wenn z'Elisi mit seinem Mann deswegen in Streit käme, oder es krank würde, oder es ihm sonst schadete in seinen Umständen. Ein jedes sagte: „Mach', was du willst; aber gieb mich dann zuletzt nicht an die Art, ich will nicht schuld sein.“ Da gab Breneli dem Sohn Johannes einen Wink, daß es darauf und daran sei, daß sein geliebter Schwager Lehennann in der Glunge würde. Johannes, dem es, seit er Baden und Spycher durch seinen Schwager gefährdet sah, sehr recht war, daß das Gut in eines Lehennanns

Hände kam, und Uli, als einen guten Landwirth, recht gerne darauf sah, indem er einst den Hof lieber gut als schlecht zu Handen nahm, kam mit Trinette daher gefahren wie eine Bombe und traf es eben, daß z'Elisi und sein Mann auch da waren. Da gab es nun Donnerwetter um Donnerwetter, obgleich es mitten im Winter war. Der Tochtermann machte sich zuerst sehr aufbegehrisch und wollte den Johannes von oben herab traktiren und ihn einschüchtern, mit Oberarm drein reden. Aber Johannes kannte als Wirth diese Sorte von Leuten auch und rebete noch mehr Oberarm drein; zu dem hatte er eine gewaltige Faust, die dem Baumwollenhändler abging; mit dieser schlug er auf die Tische, daß alle Thüren aufsprangen. Auch hielt er dem Baumwollenhändler Sachen vor, die dieser lieber hier nicht gehört hätte, seine vielen Schulden und vielen Streiche. Woher er den Landbau kennen wolle, da er im Bettel aufgewachsen? Sie hätten seinen Vater oft hier in der Glunggen über Nacht gehabt im Stall, sie sollten sich nur an den alten verhubelten Mann mit der Drucke und den Schuhen ohne Sohlen erinnern. Er möchte nur die alten auszähneln, den Lehenzins könnten sie im Himmel suchen. Uli müße das Lehen haben, und sollte er den D. Bauelehub mit eigenen Händen erwürgen, brüllte er, und manöverirte demselben so nahe am Halse herum, daß Alles Zettermordio schrie und z'Elisi sicher ohnmächtig geworden wäre, wenn es gewußt hätte, wie man das mache. Aber der Baumwollenhändler hatte eine zähere Natur als seine Bauele. Kaum war er nicht mehr blau im Gesicht, so gab er mit Verachtung den Gedanken, selbst Lehenmann zu werden, auf. Er wollte ein Narr sein, sagte er, ihnen seine Hülfe aufzubringen; sein Geschäft trage ihm hundertmal mehr ab, als so ein Sch. Gütkli. Gerade ihretwegen, daß sie nicht mit fremden Leuten es machen müßten, hätte er es übernehmen wollen. Wenn man ihm seine Gutthätigkeit so aufnehme, so könnten sie machen, was sie wollten, er sei recht froh darüber. Aber das forder er, daß man das Gut an eine Steigerung bringe und es dem Meistbietenden gebe; das hätte er das Recht, zu fordern. Er müßte nicht, warum man einem solchen Lämmel, der nicht fünfzählen könnte, ohne fünfmal zu verirren, den Vorzug geben wolle.

Da ging der Streit von vornen an, in den nun auch Joggeli sich mischte, da er sich vom Sohn unterstützt sah. Das gehe ihn hell nichts an, sagte Joggeli, er könne verleihen, wie er wolle, er sei denn doch noch nicht bevogetet. So lange er lebe, soll in der Glungge keine Steigerung sein, und auch nach seinem Tode nicht; er wolle es ihm vermachen, daß es hafte, er sei ihm gut dafür. So Einer,

von dem man noch jetzt nicht wisse, wo er jung gewesen, solle ihm nicht kommen und ihm hier in der Gtuggen befehlen wollen. Er sei sein Lebtag da gewesen und Vater und Großvater. So weit man sich hintern besinnen möge, sei der Hof in der Familie gewesen; da solle keiner kommen, der auf der Gasse jung gewesen und ihm befehlen, was er auf demselben machen solle. Er solle ihm zahlen, was er ihm weggenommen. Es dünke ihn, er sollte für einmal genug haben und sich schämen, noch mehr zu begehren, und er solle nicht meinen, weil er so herrschelig daher komme, so könnte er mit ihnen machen, was er wolle. Wenn er die Kleider nicht aus ihrem Gelde bezahlt hätte, so wisse man nicht, ob er noch solche tragen würde.

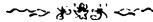
Der Tochtermann ließ sich aber nicht erschrecken. Er lasse sich das Geld nicht vorhalten, sagte er. Ob sie denn eigentlich so dumm seien, zu glauben, er hätte seine Frau wegen etwas Anderm, als nemem Geld genommen? Daß sie ein halbwitziges Schlärpli sei, hätte ihr ja Jedermann angesehen. Aber wenn er eigentlich gewußt hätte, was sie für ein wüster Reibeisen, eine häßliche Krot, eine faule Sau sei, er hätte sie mit keinem Stecklein anrühren mögen, und wenn sie noch einmal so viel Geld gehabt hätte. Jetzt hätte er sie ins Teufelsnamen und müßte sie einstweilen behalten; jetzt wolle er dazu sehen, daß er auch zu dem Geld komme, das ihm gehöre. Er lasse sich noch lange nicht absprenge und sie sollten versichert sein, daß, je wüster sie gegen ihm seien, er um so wüster thue und Alles seine Blättere entgelten lasse; die wolle er rangiren, daß es des Salzfactors Jagdhunde besser haben sollten, als sie. Da fiel dem Joggeli und der Mutter das Herz und sie wären vielleicht dem aufgehehrischen Tochtermann hingekniet; aber Johannes war da. „Mach' es nur, sagte der, je wüster, desto besser; wir wollen dir den Marsch bald gemacht haben. Je eher du abgeprengt wirst, desto besser ist's. Denke an die Krone zu -- und was du da treibst! Du verfluchte Duh! mit 50 Kronen scheiden wir, und dann wirst du zum Geldstag getrieben; das ist das Beste für einen solchen Donner, wie du bist; dann kannst du z'Land ab und Rüben fressen.“ Sie erschrecken ihn noch lange nicht, antwortete der Tochtermann. Mit dem Geldstag könnten sie es probiren, wenn sie wollen, sie kämen an den Unrechten. Was bei der Kronen gegangen sei, gehe sie nichts an, er wolle es auf eine Untersuchung ankommen lassen; und wenn man zu Bredligen nachfragen wollte, so brächte man viel ärgere Dinge heraus. Wenn sie die Schande haben wollten, daß ihre Tochter so bald sich scheiden müsse, so sei es ihm recht, er frage nichts darnach.

Er wolle ihnen dann aber den Marsch machen. Indessen er so aufbegehrisch redete, zog er doch in etwas seine Pfeifen ein, besonders da Johannes sich nun auf seine Worte berief: sie sollten jetzt sehen, was sie für ein D. von Tochtermann hätten. Es geschehe ihnen aber Recht, sie hätten nichts glauben wollen, und er sollte sie jetzt eigentlich im Stiche lassen mit ihm. Aber es sei ihm auch um seinetwegen; wenn er den D. machen lasse, so käme es bald dahin, daß die Glungge an eine Steigerung kommen müßte. Davor wolle er sein, er könne darauf zählen. Von einer Steigerung mußte der Tochtermann endlich schweigen; aber nun wollte er sich in den Akford mischen und ihn machen nach seinem Sinn, also auf eine Weise, daß Uli unmöglich hätte eintreten können. Er warf ihn auf's Papier und Foggeli gefiel er so übel nicht; er fand von Manchem: daran hätte er nicht gedacht; die Mutter aber und Johannes widersetzten sich: was wollte doch so ein baneliger Tufsig's D. von einem Lehenakkord wissen; keinem Hund würde man einen solchen machen und je müßtere Akfords man mache, desto weniger würden sie gehalten und desto mehr müsse das Gut darunter leiden. Während man darüber stritt im Stübli, versuchte der Baumwollenherr Privatgeschäfte bei Breneli, wollte mit ihm so unterhandeln, daß, wenn es ihm nachgebe, so wolle er auch mit dem Akford nachgeben, und ließ sich wohl nahe zu ihm heran. Das aber, nicht faul, nahm ein buchenes Scheit, fuhr auf ihn dar wie eine Furie und traktirte ihn jämmerlich. Das gab gräßlichen Spektakel. Breneli schlug, der Tochtermann schrie, die ganze Verwandtschaft schoß zu allen Thüren aus und sah den Herren vor Brenelis Scheit in alle Ecken fliehen. Die Einen lachten, die andern schrieten; Johannes hatte gute Lust, zuzugreifen: Niemand gab Auskunft, es war wie beim Thurmbau zu Babel. Endlich schloß der Herr in eine geöffnete Thüre, und Breneli wurde vom Verfolgen abgehalten. Wie eine glühende Siegesgöttin stund es da mit dem Scheit in der Hand, oder wie ein Engel mit flammendem Schwerte vor dem Paradiese der Unschuld; und rief dem fliehenden, blutenden Baumwollenhändler nach: „Weißt du jetzt, wie ein Berner Meitschi akfordirt, und mit was es den Akford unterschreibt, du feibelige Muth!“ Und frank weg ohne Hehl erzählte es, was der Lumpenhund ihm für Anträge gestellt. Da öffnete dieser die Thüre und rief: „Du lügst!“ Aber ehe das Wort noch recht aus dem Munde war, so fuhr das buchene Scheit aus Brenelis starker Hand akkurat durch die geöffnete Thüre dem Lügner ins Gesicht mitten hinein, und rückwärts fiel er zurück, fuhr mit der Hand ins Gesicht und drei ausgeschlagene Zähne rollten

ihm entgegen. Nun neuer Lärm von allen Seiten. Des Johannese Stimme schallte vor Allen in gewaltigem Lachen. Z'Elisi wußte nicht, sollte es auf den Mann los oder auf Breneli, und machte nach beiden Seiten hin seine klebrigen Fäustchen. Breneli rief: „Sag noch einmal, ich lüge, wenn du darfst! es sind noch mehr Scheiter da!“ Die weiche Mutter lief nach Wasser und einem Lumpen; Trinette kicherte und sagte: so einen herrscheligen Mann, der meine, Alle seien für ihn da, begehre es nicht. Zoggeli schüttelte den Kopf, ging ins Stübli und las den Akkord wiederum. So bald der Baumwollenhändler das Blut sich ausgewischt und wieder recht reden konnte, beehrte er auf über Breneli, redete vom Verklagen und wie er es nicht thue, daß es hier auf dem Hofe bleibe, und Zoggeli nickte mit dem Kopfe dazu. Breneli aber stund ungesinnet vor ihm und hätte ihn gleich noch einmal in die Finger genommen, wenn die Mutter ihn nicht gehalten; aber seine Zunge konnte ihm Niemand halten. „Verlag? du nur, ich will dann mit den andern Jungfrauen kommen, sie können auch sagen, was sie von dir erfahren; vielleicht wissen die Knechte auch etwas.“ „Beweise es, daß ich etwas mit dir gewollt oder mit den Jungfrauen. Ich kann es beweisen, wie du mich geschlagen.“ „Du Kuh! da ist einer nicht ein Esel und nimmt Zeugen mit, wenn er ein Mädchen verführen will. Aber es wäre böse, wenn ein Mädchen sich seiner Ehre nicht mehr wehren dürfte, so stark es mag, oder es hätte Zeugen; und wenn es einem den Grind abschläge und nicht nur Zähne in den Hals!“ „Wir wollen sehen, was der Richter sagt“, rief der Baumwollenhändler. „Weinethalben kann er sagen, was er will, und wenn er ein Boß ist, wie du, und dir Recht gibt, so mache ich es ihm wie dir. Wenn das Gesetz für die Hurenbuben und Diebe und Händler und Richter da ist, so schlägt man auch das Gesetz um die Gringe, bis ihr gesetzlich zufrieden gestellt seid. Ich bin nur ein Meitschi, aber es nimmt mich Wunder, ob ich diesen Weg das Gesetz nicht noch viel kräftiger anwenden könnte, als so ein abgejaagtes Vöcklein, wie du bist und mancher Andere. Hast du dich nicht still, so wollen wir sehen!“ Aber der Händler hatte sich nicht still, räsonnierte fort und fort, jedoch ungefähr so, wie eine Colonne, die sich zurückziehen will, um so hitziger feuert, um den Rückzug zu decken. Er sagte dem Elisi: in einem solchen Haus bleibe er nicht länger, wo er sei wie vogelfrei und ein jedes Rindvieh auf ihn schlagen dürfe und ein jedes ertaubte Mädchen; dem wolle er es aber zeigen und ihm sagen, wie und mit wem er es angetroffen. Er machte einen Lärm mit seiner Unschuld, daß Z'Elisi auch halb taub

wurde, begriff, z'Breneli hätte eigentlich seinen Mann verführen wollen, und eilenden Schrittes ging, diesem wußt zu sagen. Während es sich dort fast Schläge holte, ging er in den Stall, befahl anzuspannen und begegnete dabei dem Uli, der bereits von der andern Geschichte wußte, so puuct, daß der ihn sagte, wenn er sich nicht alsobald zum Stall aus mache, so werfe er ihn ins B'schüttloch, er wolle ihm seine Hitz vertreiben. Derselbe begehrte auf und sagte Uli: er solle nicht meinen, weil er eine uehliche, schlechte Dirne zöcke, die etwas verwandt sei, so sei ihm Alles erlaubt; er sei der Knecht und sie ein schlecht Mensch und damit Punctum. Da sagte Uli: er wisse ganz genau, welche das schlechter Mensch sei, ob z'Elisi ober Breneli, und wenn er es hätte machen wollen, wie er, so wäre Elisi nicht seine Frau geworden. Aber die rechten seien an einander gekommen, sie schickten sich zusammen, wie Mist und Mistbäre. Er solle jetzt schweigen und gehen, sonst zeichne er ihn auch noch, obgleich es ihm zuwider sei, einen anzurühren, den ein Meitschi gepriigelst. Der Baumwollenhändler wollte vielleicht Streit; aber Uli ließ sein Roß herausführen; das trieb den Herrn aus dem Stall, und als er wieder hinein kam, war Uli nicht mehr da. Endlich reißten er und Elisi ab, aber unter vielen Drohungen: wie man erfahren solle, was man an ihnen gethan, und wie man sie nicht mehr sehen werde an einem Orte, wo man sie so behandle.

Es leichterte Allen ordentlich, als sie fort waren, und Johannes versprach dem Breneli ein Stück Egesteuer, es könne auslesen, was es wolle, weil es den Schwager so tüchtig abgeklopft. Er wollte gerne eine Dublone geben, wenn er klagen würde; dem wollte er Sünden einbrocken, daß er daran ersticken sollte.





## Nachträge.

Unter den Dichtern dieses Zeitraums, deren wir hier nachträglich noch Erwähnung zu thun haben, gehören die meisten einer religiös-didaktischen oder der patriotischen Lyrik an. Das epische Element ist nur unbedeutend vertreten; auch das Drama gelangt zu keiner reichern Entwicklung.

Zu der erstgenannten Klasse gehören Conrad Räf (Boetische Versuche, Zürich 1813), J. J. Zollikofer (Poetische Vergnügungen, nach seinem Tode herausgegeben von Professor Scheitlin, St. Gallen 1818), Hs. Georg Rägeli (Liederkränze, Zürich, 1825), K. Schwyder v. Wartensee (zerstreute, größere und kleinere Dichtungen, z. B. „Die neue Semele“ u. A.), M. Wegmann („Kunford'sche Suppe“), Christophorus Fuchs („An die Priesster“), Louise Egloff („Louise Egloff, die blinde Naturdichterin“ herausgegeben von Edw. Dorer, Aarau, 1843), Dorothea Escher (Boetische Anklänge, mit einem Vorwort v. Conrad Räf, Zürich, 1831 u. 1834), Anna Schlatter-Bernet (Relig. Gedichte von A. Schlatter-Bernet aus St. Gallen, Neuch, 1835), Meta Heußer geb. Schweizer (2 Bb. relig. Gedichte, bedeutend durch Inhalt und Form), Karl Steiger („Des Schweizers Alphorn“, St. Gallen u. Bern, 1835 und zerstreute geistliche Lieder), J. F. Schneider (Gedichte, Basel, 1855), J. J. Müller von Wyl („Jugendklänge“), Joh. Girsberger („Naturbilder“) und Franz Fröhlich (Zerstreute Gedichte).

Mehr dem Vaterlandslied und einer Lyrik von allgemeinerem Inhalt zugewandt sind die Volksdichter <sup>1)</sup> P. Henggeler, A.

<sup>1)</sup> Die „Lieder vom alten Sepp“ (Joh. Zueichen, geb. 1745 in Ballwil, Kt. Luzern), in der Luzerner Mundart geschrieben, gehören noch in die vorige Periode, haben aber nur kulturhistorischen Werth. Das beste darunter, voll berben Humors, ist wohl „Das Paradies“.

Merz (Des poetischen Appenzellers sämtliche Gedichte in seiner Landessprache, St. Gallen, 1836), V. Häfliger, Arnold Halder (Kleine poetische Versuche, St. Gallen, 1836) und Widmer von Langnau; ferner Leonz Füglistaller, J. J. Bär (Poetischer Nachlaß, herausgegeben von Ed. Billeter, Zürich, 1842) Dr. J. B. Vandlin, Dr. Bärlocher, „Severus“ (pf.), Kasp. Schießer (Gedichte, St. Gallen, 1834; zweites Bändchen, Zürich, 1838; „Der hl. Gallus in Balladen“, Baden, 1837), R. Kölner (Rau-racische Lieder, Stäfa, 1833), Dr. Joh. M. Manich, J. J. Sprüngli, Wagner von Laufenburg, F. Felber, Hermann Krüsi, Dr. Rud. Müller, Ludw. Christ, Franz Krutter, Dr. C. Manuel, (Wilde und zahme Xenien, Berlin, Springer), Rationalrath Grunholzer u. A.

Auf dem Gebiete der Erzählung sind zu nennen Ulysses v. Salis (gehört eigentlich noch in den vorigen Zeitraum), Hector Zollikofer, Blyffer zu Keneck, Rosalie Müller (Frau Rothpleß, geb. v. Weiß), J. P. Scheitlin, R. Steiger („Das Gutleutenhaus, oder die grauen Schwestern“, „Das Himmelbett, oder Sara Chüng ab Gais“, treffliche Volks-schriften), Dr. J. B. Vandlin, Frz. Kuenlin, J. B. Tscharner und M. August Feierabend. Rein didaktisch gehalten sind die hübschen Bilder aus der Thierwelt von Dr. R. Meyer.

Auf dramatischem Gebiet haben sich versucht Prof. J. Eutyck Kopp (Geschichtsdramen aus der ersten Zeit des Schweizerbundes), J. J. Schädelin („Klaus Leuenberger“), und M. A. Feierabend; höher als die genannten steht Franz Krutter („Salomon und Salomeh“, dramatisches Märchen; „Schultheiß Wengi“; handschriftlich: „Agnes Bernauer“, „Hauptmann Henzi“ und Andere mehr).

Als Uebersetzer altindischer Dichtungen ist schließlich Dr. Bernhard Hirzel mit Auszeichnung zu erwähnen; er war unsers Wissens der Erste, der die Sakontala metrisch lieferte; in seinem „Gesicht des Todesboten“ hat er sich auch als selbstständigen Dichter nach vorherrschend orientalischem (althebräischem) Geschmack gezeigt. —

## Konrad Räf.

## Agamemnons Rückkehr aus Troja.

Nulla salus bello, pacem te poscimus omnes.  
Virg. Aen. XI.

Briams stolze Feste war gesunken  
Durch des Feindes grause Flammenwuth  
Als die Myrmidonen siegestrunken  
Reich von Troja's langgehäufem Gut,  
Eifrig auf Poseidons Bogen  
Die belebten Schiffer zogen,  
Steuernnd mit der Siegeshand  
Nach dem theuern Vaterland.

Schön ist's wenn sich die Helden befeuern  
Kühn in der tobenden Schlachten Gewühl;  
Schöner, wenn hin zu dem Kreise der Theuern  
Ziehet die Sieger der Liebe Gefühl.

Und der König hieß die raschen Kiele  
In des Hellespontos Fluthen ziehn,  
Brust und Segel schwoollen, nach dem Ziele  
Süßen Heldenfriedens zu entfliehn.  
„Heute!“ steht er zum Kroniden,  
„Heute lohne den Attiden  
„Mit der Gattin Wiedersehn  
„Auf Mycenä's jernen Höhen!“

Glücklich der Mensch, der das nächtliche Grauen  
Nahender Stunden niemals erspäh't,  
Daß in die Zukunft die Götter nur schauen,  
Wenn um Erhörung der Sterbliche fleht.

Und Kronion hört das heiße Flehen  
 Auf dem lichtbestrahlten Herrscherthron  
 Dreimal donnernd aus den blauen Höhen,  
 Und sein Adler stürzt mit Siegerhohn  
 Zählings auf ein Ländchen nieder.  
 Auch der mächt'ge blühet wieder —  
 Rasch auf Jovis stolzen Nar  
 Stößt ein rächend Eulenpaar.

Kühn zu dem Himmel die Augen getragen  
 Tropet der Sieger auf sicherem Grund.  
 Siehe, da stürzt er — und über ihn schlagen  
 Lodernde Flammen aus höllischem Schlund.

In des Curus Hauch die Wimpel rauschen  
 Nach der Heimath Wonneziel voran;  
 Frohen Wechselschlag die Ruder tauschen,  
 Weit und weiter fliehet die feuchte Bahn.  
 „Frei von jeglicher Gefährde!  
 „Schon steigt Rauch vom Väterherde!“  
 Ruft, der Held, und himmelwärts  
 Hebt er dankbarstill das Herz.

Flüchtig entgleitet das irdische Hoffen  
 Stets auf den Wellen das Wechselnden fort  
 Nach dem Ziel — an den finstern Schroffen  
 Sinkt es in Trümmer vom rettenden Bord.

Durch der Warte nächtlich Fackelglänzen  
 Kundig, daß der edle Gatte naht,  
 Nyctemestra, streut mit Freudenkränzen  
 Reichlich ihm den heimatlischen Pfad,  
 Führt hinaus zum Felsenriffe,  
 Und sie leitet ihn vom Schiffe  
 Auf den langersehnten Strand  
 Schmeichlerisch mit weicher Hand.

Heil dem, wenn von der Heimat geschieden,  
 Ob auch der tobende Kampf ihn umkracht,  
 In der Erinnerung der häusliche Frieden  
 Trauernder Gattin entgegen ihm lacht.

Froh, wie in Elysiums Hainen, wallen  
 Beide Arm in Arm, zu Götterglück  
 Sich erhebend, nach den stolzen Hallen  
 In der süßen Eintracht Schooß zurück.  
 Den Ermatteten zu laben,  
 Reicht Poseidons kühle Gaben,  
 Mein zu haben seinen Leib,  
 Ihm das treugeschätzte Weib.

Traue dem Scheine nicht! trügende Asche  
 Nährt in dem Schooße verzehrende Gluth;  
 Heuchelt die Ruhe, daß sicherer haiche  
 Wehrloses Opfer die lauernde Wuth.

Hehr, wie Phöbus aus dem Reich sich schwinget,  
 Hebt sich der Aride aus der Fluth,  
 Und die Gattin ihm das Tuch umschlinget,  
 Winkt dem Wuhlen, und aus dunkler Hüt  
 Trifft er — blaß vom blanken Stahl  
 Stürzt der Held im Vätersaale:  
 Es erlischt des Lebens Nest  
 Mit dem Racheruf: „Drest!“ —

Wehe! Der Hauch des erschlagenen Gatten  
 Dringt zu der Furien lauschendem Ohr,  
 Und aus den nächtlichen Grüften der Schatten  
 Steiget zum Lichte der rächende Chor.



## Ps. Georg Nägeli.

### Sonntag Morgens.

Blüthen streuen die Bäume,  
 Düste durchwallen die Räume,  
 Hin über die Spuren  
 Verjüngeter Kluren.  
 Weh'n Düfte und Klänge  
 In sprudelnder Menge,  
 Gefellen  
 Zu Wellen  
 Des Bächleins sich munter,  
 Und wallen hinunter  
 In's schimmernde Thal,  
 Erquicket,  
 Geschnücket  
 Vom sonnigen Strahl.

So allerwegen  
 Strömt Frühlingsegen  
 Uns überschwenglich entgegen.

Doch höher noch strömt Segensfülle  
 Entgegen uns in hehrer Stille,  
 Wenn sich in heil'ger Sabbatsstund'  
 Uns lichtentquoll'nes Heil thut kund  
 Aus gottgeweihtem Priestermond.

### Eingang und Ausgang.

„Durch ein trübdunkel Glas“  
 Schaust du wohl dies und das.  
 Willst du den Blick enthüllen,  
 Willst du die Schaulust stillen:

So schau in dich recht tief hinein,  
 Da dämmert still ein milber Schein;  
 Schau unverwandt; wo Nacht verschwand,  
 Entdeckst du unbekanntes Land;  
 Allmählig wird dir's heller, klarer,  
 Wird dir Verborgnes offenbarer,  
 Bis du der Gottheit Ebenbild  
 In dir erschaust so groß und mild.

Geh dann, ein neugeborner Held,  
 Hinaus in Gottes Menschenwelt.

### Lenzgefühl.

So fühle denn, wie's täglich schöner wird,  
 Sich Licht aus Licht und Klang aus Klang gebiert;

Wie neugeschmückt im grünen Frühlingskleid  
 Rings Busch an Busch und Baum an Baum sich reigt;

Ein milber Strom aus Aetherhelle fließt,  
 Sich Hauch in Hauch und Duft in Duft ergießt;

Von lauen Winden Alles leichtbewegt,  
 Hier Saat an Saat, dort Well' an Welle schlägt;

Ein Lebensodem weht durchs Lenzgebiet,  
 Sanft Herz an Herz und Seel' an Seele zieht;

In eines Mitgeföhles heil'gem Bund  
 Sich weit und breit, was lebt und webt, thut kund;

Zum Frühlingsauferstehungsfest geweiht.  
 Nur Lust um Lust und Lieb' um Liebe bent!



## M. Wegmann.

### Dem Wanderer.

Siehst du im Ost die Wunderbilder ragen?  
 Sie wecken süße, heilige Gefühle;  
 Denn harmlos lächeln sie wie Kinderpiele,  
 Und schauen ernst wie frommer Vorwelt Sagen.

Dir hemmt den raschen Schritt ein frohes Zagen.  
 Sieh' in des Abends rosigem Gemüthe  
 Die hui't'ge Geiterschaar! Dem neuen Ziele  
 Muß freud'ge Gise dich entgegen tragen.

Wie Hoffnung und Grinn'ung sich entfalten,  
 Sind schnell die schönen Bilder weggeflogen,  
 Und hier und dort droh'n schreckende Gestalten.

Du eilst, von Lust und Graus geschmecht, gezogen,  
 Im Kampfe widerstrebender Gewalten,  
 Um Blumen schöner Gegenwart betrogen.

Die Abendglocke tönt so ruhig und friedlich über die Winterlandschaft hin, und weckt mit ihrem frommen Schalle fromme heilige Gefühle in meiner Brust. Doch ach! jetzt fällt mir eben ein, daß ein Söldner am Glockenseile zieht, und vielleicht nichts dabei denkt, als daß er für seine Mühe bezahlt sei. — Hab' ich nicht schon oft ein ernstes heiliges Wort gehört, das mir die Seele fromm bewegte, und am Ende stund auch ein Söldner am Glockenstrang, der einen ungefühlten Klang verbreitete? —

Es ist nichts so erhebend, so rein beseligend, als die Hoffnungen und Entschlüsse, mit denen der Jüngling dem Leben entgegengeht. — Gleich einem Feenschloß, über dem die Sonne aufsteigt, und aus jedem Fenster wiederstrahlet, liegt das Leben vor ihm, und mit hochpochender Brust eilt er demselben zu; denn dort wohnt die wunderbare Braut, deren Bild er so oft im Traume gesehen, und die er nun freien, und bei der er wohnen will. Er



weiß es, daß ein böser Zauber das Schloß bewacht, aber die freudigen Wallungen seines jugendlichen Blutes sind ihm ein sicherer Talisman. Und wie er näher gekommen, treten ihm wunderliche Gestalten, abentheuerliche Fragen und Alltagsgesichter und Heren, auf Besen reitend, entgegen. — Zagen und erschrocken bleiben viele stehen; denn gar so arg haben sie sich die Sache nicht gedacht. — Mehrere umfassen die Heren, und tanzen im wilden Taumel mit ihnen; denn sie meinen die Königin zu umarmen, die aus Laune sich in diese Larve gehüllt, und in der Folge sich schon noch enthüllen werde. — Wenige schreiten mit ruhigem Muth durch das Gebränge der Gespenster, bringen ein durch die goldene Pforte, und freuen sich in der Umarmung der Königin.

Wenn ein Wanderer glaubt irgegangen zu sein, sitzt er nicht nieder und weint, sondern er geht, zwar ängstlich aber dennoch eilig, vorwärts. Denn er will Gewißheit. Hat er diese durch eigenes Zurechtfinden oder durch fremde freundliche Weisung erhalten, so dankt er, und eilt — wenn kein Seitenweg ihm die Mühe erspart — mit starken Schritten zurück auf die rechte Straße, und geht nun muthig seinem Ziele entgegen. — Warum schreiten wir auf dem erkannten geistigen oder sittlichen Irrwege vorwärts, als wollten wir durch unsere Beharrlichkeit das Ziel verrücken? Oder warum bleiben wir endlich, matt und müde, am Wege liegen, und weinen? — Zurück mit dem Wanderer, und dann muthig vorwärts auf der rechten Straße.

Man muß es mit seinem Schicksale nicht so genau nehmen. Oft kommt es gleich einem Zephir, und weht dir Kühlung, dich zu erfrischen. Oft kommt es als ein stürmischer, giftiger Sirocco. Dann wirf dich, wie der Wanderer in Afrikas Wüste, demüthig auf dein Angesicht nieder, hebe ihm die minder ehrbaren Theile entgegen, und harre geruhig in dieser ehrfurchtsvollen Stellung. Wenn es vorübergebraust ist, so stehe auf, und setze muthig deinen Weg fort.

Die irdischen Verhältnisse immer auf das Höhere beziehen, und sie so verklären, das ist die fromme Poesie des Lebens.

Nur ein Klog hat keine Leidenschaft. Der Rohe reitet auf ihr, wie ein ungeschickter Reiter auf einem wilden, ungezähmten Thiere, — der Kluge leitet sie mit Anstand, — der Weise beherrscht sie mit Kraft und Würde. und der Fromme spielt mit ihr, wie die Unschuld im Paradiese mit Löwen und Tigern.

### Die reine That.

Gelingen und Mißlingen  
 Liegt nicht in unsrer Macht.  
 Was Stunden wechselnd bringen,  
 Hat uns ein Gott gebracht.  
 Erhält du nur den Willen rein;  
 Nur diese That ist ewig dein.

Die Unruhe, die uns in den Strudel der geselligen Lust hinauslockt, wenn sich die Wellen des bewegten Lebens an unserm einsamen Zimmer brechen, — und dann wieder die Unbehaglichkeit, die wir auf dem rauschenden Strome des munteren geselligen Lebens empfinden, und die Sehnsucht, die uns wieder nach dem stillen Hafen der Ruhe zurückzieht, ist das Bild des immer wiederkehrenden Anziehens und Abstoßens zwischen unserer innern und der äußern Welt. — Nur eine ernste, würdige Berufspflicht, durch die wir uns und den Menschen leben, kann diesen Widerstreit ausgleichen, und jene Unruhe wie diese Unbehaglichkeit besiegen, weil wir dadurch uns in den Menschen, und die Menschen in uns fühlen.

### Der Schiffbruch auf festem Lande.

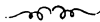
Matrosen waren heimgekehrt,  
 Und hatten, froh, auf festem Land zu stehen,  
 Zahllose Flaschen ausgeleert.  
 Der Schwindel faßt' die Köpfe und Wände drehen  
 Im Kreise sich, der Boden wankt. Es schrie  
 Der Steu'r'mann: Sturm! — und „Sturm!“ aus jedem Munde  
 Erscholl es. „Wie die Wasser brausen! wie

„Das Meer aufwogt vom tiefsten Grunde!  
 „Die Sonne flieht, und schwarze Nacht  
 „Deckt grauenvoll die milden Fluthen.  
 „Jetzt zischen Blitz', der Donner kracht,  
 „Es brennt das Meer in hellen Gluthen.  
 „Es rasen Wirbelwind'. Der Segelbaum,  
 „Die Ruder sind zertrümmert. Wellen spritzen  
 „Zum Himmel auf. Schon dringet in den Raum  
 „Des Schiffs das Wasser durch die Ritzen.  
 „Auf jene Sandbank hin — macht leicht das Schiff —  
 „Wirft uns die reißende Gewalt der Wogen.  
 (Schon war, was Jeder in der Eil' ergriff,  
 Durchs Fenster auf die Gass' hinausgeflogen).  
 „Wir scheitern. Weh! Seht ihr gleich einem Thurm  
 „Den schroffen Felsen gegenüber ragen?  
 „Ihr Heil'gen helft!“ — Sie stürzten hin, vom Sturm  
 Und Wahn, den Weindunst zeugete, geschlagen.

Es tönt das Wort: „Der Kirche Schifflein geht  
 „Zu Grund'“, aus schwärmender Zeloten Munde.  
 Seid ohne Sorg', ihr Herren. Die Kirche steht,  
 Wenn ihr auch wanket, doch auf festem Grunde.

Die Sinnlichkeit hat ihre unveräußerlichen Rechte, in demal der Mensch,  
 so lang er auf dieser Welt wandert, gelegentlich auch einen Körper mit sich  
 führt, und es wird keiner mönchischen Asketik gelingen, dieselben mit Himmels-  
 Manna zu speisen. — Die unbefriedigte Sinnlichkeit wird Wahnsinn, wird  
 Wuth, und sie sieht zur leidigen Stunde, wenn die bessere Seele schlummert,  
 aus dem Grauen der Nacht und des lang verschlossenen Grabes als Ge-  
 spenst auf. —

Ist dieses nicht der Sinn des schauerlich-schönen Gedichtes von Göthe:  
 Die Braut von Korinth?



## Anna Schlatter-Bernet.

### Mein Verlangen.

In Gott hinein!  
 Da fließt so rein und hell  
 Der heil'gen Liebe süßer Quell;  
 Er schuf die Blümlein auf der Flur,  
 Die ganze liebende Natur.  
 Warum? -- Weil Er die Menschen liebt,  
 Und selig ist, indem Er giebt.

In Gott hinein!  
 Da findest du, mein Herz,  
 In deiner heißen Sehnsucht Schmerz  
 Befriedigung, und reine Lust  
 Für deinen Hunger in der Brust,  
 In Gott sinkst du, in's Liebesmeer,  
 Und Alles schwindet um dich her.

In Gott hinein!  
 O Geist, den Er erschuf,  
 Hörst du der Vaterliebe Ruf?  
 Er ist's, durch den du einst entstand'st,  
 Und auch die Hülle, die du sand'st --  
 Bedenk', so oft dein Puls dir schlägt,  
 Daß er durch Gottes Macht sich regt.

In Gott hinein!  
 Er trug selbst dies Gewand  
 Der Sterblichkeit; im finstern Land  
 Des Todes wallt' Er auch umher,  
 Und fühlte zärtlich, fühlte schwer  
 Den harten Sinn der Menschen-schaar,  
 Mit der auch Er umgeben war.

Zu Gott hinein!  
 Da findest du genug  
 Für deinen Durst; — ach, ohne Trug  
 Ist Seine Lieb', ihr Sonnenglanz  
 Erwärmt und stärkt das Herz dir ganz;  
 Sinkst du zu seinen Füßen hin,  
 So öffnet Er dir Herz und Sinn.

Zu Gott hinein!  
 Wo findest du sonst Raum? —  
 Auf Erden nicht, im Himmel kaum.  
 Er ist für dich und du für Ihn,  
 Sich selber will Er dich erziehen:  
 In Seinem Schooße sollst du ruhn:  
 So glaub' es denn, und freu' dich nun!

Zu Gott hinein!  
 Darf ich es wagen wohl?  
 Wer ist's, dem ich es glauben soll,  
 Daß Er, der alle Sonnen führt,  
 Auch mich liebt und auch mich regiert?  
 Der Sohn sagt mir's, ich glaube Ihm,  
 Und Glaub' und Liebe macht mich kühn.

Zu Gott hinein!  
 So liebt kein Freund den Freund,  
 Wie edel und wie treu Er's meint;  
 Kein Bräutigam liebt seine Braut,  
 Wie ich in Christo angeschaut  
 Die Gotteslieb', — und die ist mein,  
 Wie soll, wie kann ich g'nug mich freu'n!

Zu Gott hinein!  
 O Herz, du dürstest sehr!  
 Du trinkst und dürstest immer mehr.  
 Was ist's, das deinen Durst dir stillt?  
 Nur was aus Gottes Herzen quillt;  
 Drum wirf dich in den Quell hinein,  
 So wird dein Durst gestillet sein.

In Gott hinein!  
 O Heiland, nimm mich auf!  
 Ich steige nicht hinab, — hinauf.  
 Du bist mir nah, o göttlich Wort!  
 Dein Vater rufet immerfort  
 Durch Dich: es werde in dir Licht!  
 Und dies ist meine Zuversicht.

In Gott hinein!  
 Fühl' ich mich ganz unrein,  
 Seh' ich in Seines Lichtes Schein  
 Doch eine heil'ge Feuergluth  
 Und eine ganze Liebesfluth,  
 Die Alles wäscht, verzehret und wend't,  
 Was mich von meinem Gott noch trennt.

In Gott hinein!  
 Wenn mich ein Kummer quält,  
 Wenn Freude mir und Liebe fehlt,  
 Ach, außer Ihm ist lauter Schein,  
 In Ihm ist Alles wahres Sein;  
 Wenn Sein Geist leise mit mir spricht,  
 Wird Finsterniß mir helles Licht.

In Gott hinein!  
 Auf Erden giebt's für mich  
 Nichts, was mich freut als, Gott, nur Dich —  
 Du liebst mich, bin ich arm und bloß,  
 Verbirgst mich sanft in Deinen Schooß:  
 Weil ich nichts hab', nichts bin, nichts kann,  
 Bist Du mir Vater, Freund und Mann.

In Gott hinein!  
 Ich finde Worte nicht,  
 Zu klagen Dir, was mir gebricht,  
 Such' ich wo außer Dir mein Glück,  
 Mein Gott, nur einen Augenblick.  
 Drum möcht' ich endlich ganz allein  
 Von Dir erfüllt, umschlungen sein!

**Meta Heuser, geb. Schweizer.**

**Die Sprache der Natur.**

Seid mir gegrüßt, ihr grünen Schatten,  
 Du wildes, ernstes Felsenthal,  
 Ihr Alpen und ihr Blumenmatten,  
 Verklärt vom Abendsonnenstrahl.  
 Es forsch't mein Herz mit Kindesfragen  
 In deiner Silberschrift, Natur:  
 In Hymnen aufgelöste Klagen —  
 Sein Echo — tönen Hain und Flur.

Als, reich an Blumen und an Träumen,  
 Hell vor mir lag der Kindheit Bahn,  
 Da wurde unter meinen Bäumen  
 Ein Gotteshaus mir aufgethan.  
 Zu früh schloß sich seine Pforte,  
 Das Leben wurde schaal und leer;  
 Mein Ohr vernahm die Gottesworte  
 Am Busen der Natur nicht mehr.

Da war ich mir der tiefen Wunden  
 Des armen Herzens nur bewußt;  
 Auf Erden war kein Heil gefunden,  
 Kein Frieden in der eig'nen Brust;  
 Es schien des Morgenlichtes Helle  
 Mir trüb' in den getrübten Blick,  
 Und die bewegte Silberwelle  
 Gab meine Klagen nur zurück.

Doch als in wunderbarer Klarheit  
 Der Freund vor meine Seele trat,  
 Der uns verklärt' in Lieb' und Wahrheit  
 Des ewigen Erbarmens Rath;  
 Als er die treue Hand mir reichte,  
 Die einst für uns geblutet hat,  
 Durch Kampf und Tod den Weg mir zeigte  
 Zur Heimat in die Gottesstadt, —

Und nun den Frieden wieder brachte,  
 Den Sturm beschwor in süßer Ruh':  
 Da ward es Licht um mich, da lachte  
 Mir Erd' und Himmel wieder zu.  
 Nun scheint die Welt mir rings verkläret,  
 Sie ist ja meines Gottes Welt!  
 Des Vaters liebe Stimme höret  
 Des Kindes Herz in Wald und Feld.

Die Morgenröthe lächelt wieder,  
 Die Botin frohen Auferstehens;  
 Es gehn die Sterne auf und nieder  
 Zum Bilde süßen Wiedersehens;  
 Es spricht nach der Gewitterstunde  
 Des hohen Bogens Farbenpracht  
 Von Gottes ew'gem Friedensbunde,  
 Den mit uns Armen Er gemacht.

Du Lieb' und Guld, die nimmer endet,  
 Und unser keines je vergift!  
 Dir sei mein Leben zugewendet,  
 Bis sich mein Auge brechend schließt,  
 Dann weht dein Hauch an meinen Hügel,  
 Und schmückt ihn mit der Hoffnung Grün:  
 Die Liebe trägt als Engelsflügel  
 In ihre Heimat still mich hin.

### Der Mönch.

Sie haben sie vertrieben,  
 Die Mönche dort im Thal;  
 Doch einer steht da drüben  
 Gar fest im Sonnenstrahl.

Den lassen sie wohl stehen  
 Im weißen Chorgewand:  
 Mit priesterlichem Flehen  
 Das Haupt zu Gott gewandt.



Zwar hüllt in Wolkenslöre  
 Er oft sein altes Haupt,  
 Daß er nicht seh' und höre,  
 Was seinen Fuß umschraubt.

Nicht mag er niederschauen,  
 Wie alte Schlangenlist  
 In Herzen, Hütten, Gauen  
 Stets neu erweckt den Zwist.

Er steht ja abgechieden,  
 Ein Mönch, dem Herrn geweiht,  
 In ewig stillen Frieden,  
 Erreicht von keinem Streit.

Doch früh zur Morgenfeier,  
 Wenn rings noch schläft die Welt,  
 Dann flammt sein Opferfeuer  
 Empor zum Himmelszelt.

Das sollen sie ihm wehren,  
 Die Männlein in den Gau'n!  
 Er wird ja bald mit Ehren  
 Auf ihre Gräber schau'n.

Jahrtausende der Gleiche,  
 Sieht er aus blauen Höh'n,  
 Wie Burgen, Klöster, Reiche  
 Entstehen und vergeh'n.

Ginst wird er selbst sich beugen,  
 Der Ungebeugte dort;  
 Wird willig dann sich neigen  
 Vor seines Gottes Wort.

Und ob der Mönch veraltet,  
 Und ob vergeht die Welt:  
 Die Liebe, die da waltet,  
 Wenn Berg und Hügel fällt, —

Sie führt zum ew'gen Frieden  
Hinaus den alten Streit,  
Und was die Zeit geschieden,  
Das eint die Ewigkeit.

Bis dahin, Alter, stehe,  
Dem Lande betend vor,  
Und zieh' zur Himmelshöhe  
Noch manchen Blick empor!

### Bad Pfäfers.

In die Tiefe mußt du steigen,  
Der Genesung Quell zu trinken,  
Dich zum dunkeln Grunde neigen,  
In des Heiles Schoos zu sinken.

Droben wohnt das frische Leben,  
Steh'n Palaste, blühen Auen;  
Doch das Elend wohnt daneben,  
Und der Gräber düst'res Grauen.

Wende dich und geh' hinunter!  
In den dunkeln, engen Klüften  
Kinnt der Quell, der, ewig munter,  
Ihren Staub entreißt den Grüften.

Hier ist's stille, hier ist's dunkel;  
Doch in wunderbarer Klarheit  
Flammt herab das Lichtgefunkel  
Aus dem hohen Land der Wahrheit.

Darfst nicht in der Tiefe bleiben  
Für die Höhe du Gebornes!  
Höher, denn die Wolken treiben,  
Liegt dein Erbe, dein verlornes.

Einer fand für dich es wieder,  
Stieg, es blutig zu erringen,

Tiefer in den Abgrund nieder,  
Als wo ird'sche Quellen springen.

Seine wunderbaren Pfade,  
Abwärts erst auf dunkeln Stufen,  
Führt nun die verborg'ne Gnabe,  
Die zur Höhe sie berufen.

Weg von Festen, Spiel und Reigen,  
Fühlst du sterbend krank dein Wesen,  
Wo die Menschenstimmen schweigen,  
Kinnt der Quell dir zum Gesehen.

Aus der Tiefe, bang und trübe,  
Wo das Herz sich selbst erkannte;  
Dann, durchblüht von Seiner Liebe,  
Seinen Retter stammelnd nannte, —

Schwebt es, selig im Gefunden,  
Aufwärts in die Himmelslüfte;  
Bahn hinauf hat er gefunden,  
Der das Siegel brach der Gräfte.

Birg mich denn im dunkeln Grunde,  
Fern dem irdischen Getriebe,  
Heiland, daß auch ich gesunde,  
An dem Heilquell Deiner Liebe!

Und in diesen Felsentiefen,  
Wo mir tausend stumme Zeugen  
Deinen großen Namen riefen,  
Dem sich alle Knie' einst beugen,

Bürg' es mir im schönen Bilde,  
Daß, wo Du zur Tiefe leitest,  
Aus dem Felsen göttlich milde  
Lebenswasser Du bereitest.



## Karl Steiger.

### An einen Dichterling.

Ich will dich nicht beneiden,  
 Daß du ein Haus gemacht  
 Und unter vielen Leiden  
 Es so zu Stand' gebracht.

Du hattest viel getragen  
 Aus weiter Ferne her ;  
 Du mußttest lang dich plagen,  
 Die Steine sind gar schwer.

Jetzt steht das Haus gerade  
 Da, wie ein Schloßchen thront ;  
 Doch ist es, jammerschade! —  
 Von keiner Seel' bewohnt.

### In der Einsamkeit.

Alles ruhig weit umher,  
 Einsam auf dem schmalen Pfade  
 Dring' ich durch ein Strahlenmeer  
 An des weiten See's Gestade.

Leise schlummert nun die Fluth,  
 Keine Welle sich beweget,  
 Selbst die Abendstille ruht  
 Und kein Blatt am Baum sich reget.

Aber meine Seele wacht —  
 Wachen heißt an Gott gedenken,  
 Nahe fühlen seine Macht  
 Und den Blick zum Vater lenken.

Meine Seele hat noch Tag —  
Ihre Wogen leicht sich heben,  
Der Gedanken Ruder Schlag  
Macht die Ufer selbst erbeben.

Ach! mir ist's, sie können nicht  
Des Gedankens Größe tragen,  
Und der schwache Damm zerbricht,  
Und die Fluthen überschlagen.

Wer beim hehren Abendroth  
Nie den Schöpfer hat gefunden,  
Wachet nicht, er ist von Tob,  
Wahn Sinn oder Schlaf gebunden.

### Franzose und Engländer.

(Am Abenfall.)

Hilfsend, wie von Drath die Buppe,  
Sprang ein Franzmann schnell vorbei:  
„Teufel kocht hier eine Suppe,“  
Hallte laut sein Freudenschrei.

Goddam in dem steifen Kragen  
Ernstes Schritt's vorüber schlich,  
Nur die Woge hört' ihn klagen:  
„Hier ruht Bruder Roderich.“

### Die Seele.

Des Menschen Seele ist ein See,  
In dem sich spiegeln Thal und Höh',  
Gedanken steuern hin und her,  
Wie Schiffe klein und groß und schwer,  
Drin strahlt der Himmel hell und mild,  
Es stürmt! — die Wogen brausen wild.

In meinem See ist Winter nun,  
 Ein ungestümes, wildes Thun,  
 Und spiegelt sich drin Berg und Thal,  
 So sind sie öde, todt und kahl.  
 Wenn fröhen gar die Schiffe ein,  
 Dann müßt es wohl recht stille sein.

### Wohlthätigkeit.

Wäge nicht mit schwachem Finger  
 Was den Armen trösten soll!  
 Mach' die Gabe nicht geringer,  
 Messe nicht nach Ell' und Zoll!

Kannst ja auch die Last nicht wägen,  
 Die des Bruders Seele drückt,  
 Ob sie lang auf ihm gelegen,  
 Hat dein Auge nie erblickt.

Also wirft du nicht ermessen  
 Stillen Freude Dankbarkeit:  
 Dankbarkeit kann nie vergessen,  
 Wohlthun kennt nicht Maß noch Zeit.

### Schicksal.

Es war ein schöner Maientag  
 Frisch grüneten die Buchen,  
 Und Berg und Thal in Blüthen lag,  
 Da wollt' ich Rosen suchen.

Doch wie den Garten ich durchstrich,  
 So fand ich auch nicht Eine —  
 Betrüb't zur Thür hinaus ich schlich,  
 Und wollte trübend keine.

Und als ich schnell nach Hause floh,  
 Hielt mich etwas am Kleide,  
 Im Dornbusch sah ich Rosen zwei —  
 Doch stehen ließ ich beide.



### Christophorus Fuchs.

(Von Happerschwyl, St. Et. Gallen.)

### An die Priester.

(1832.)

Auf ihr Priester, auf vom Schlummer, eilt in neuen Bund zusammen,  
 Die Posaunen tönen ringsum, und die Himmelszeichen flammen!  
 'S gilt den heißen Kampf für's wahre, vielbedrängte Kirchenleben —  
 Seid ihr Männer, müßt ihr freudig Gut und Blut jetzt dafür geben.

Aber einig — wie die Strahlen in der Sonne sich verbinden,  
 Aber segnend — wie die Strahlen Licht und Wärme ringsum künden,  
 Und dann furchtlos — wie das Meerschiff durch die Brandung mächtig bringet,  
 Und geruhig — wie durch Stürme sich der Mar zur Sonne schwinget!

Schaut die Feinde! — Diese machen statt des Herrn sich eigne Götzen;  
 Jene, seht, mit ihren Fragen ihn umhängen, ihren Fesseln;  
 Beide drängen, fein und grausam, schwer die Stillen und die Reinen,  
 Wuth und Fluch ertönen nahe — ferne Schluchzt ein tiefes Weinen!

Hört! sie klagen, daß die Liebe ihr in eitle Zanksucht zwängt,  
 Mit des Geistes Macht und Freiheit, Glaub' und Hoffnung auch verdrängt;  
 Daß in Feigheit und in Weichheit all die hehren Himmelskräfte  
 Mehr und mehr verkümmern — dorrend, ohne Wurzel, ohne Säfte.

Ist es Wahrheit — o dann büßet! Ist es Lüge — dann zum Streite!  
 Tretet vor und handelt — keines Schwindels, keines Dunkels Deute;  
 Was Euch fehlte? — 's war der Bund, „Für Einen Alle, All für Eine n“ —  
 Weh' drum jenen, die da wehren, daß die Brüder sich vereinen!

Sprach denn nicht der Herr: „Seid Eines?“ hing Er nicht am Kreuzesholze.  
 Daß an seinem Herzen Alle Eines werden, frei von Stolze?  
 Und verhieß Er nicht: wo auch nur Drei in seinem Geiße sich einten,  
 Unter ihnen wär' Er waltend, ob sie steheten, kämpften, weinten?

Dann in Zweifel, Leid und Freude stehn die Jünger sein zusammen,  
 Seh'n wir nicht des Lichts, der Liebe Geiß ob ihnen schaffend flammey?  
 Ja, wie Inseln — lieblich grünend in des Meeres Nacht und Fluthen,  
 So im Zeitsturm die Synoden — Einigung zum Wahren, Guten.

Weh und dreimal Weh den Frechen, alte Ordnung so verkehrend,  
 Und der Kirche heil'gen Frieden durch ein Ackerwesen störend!  
 Die das freie Reich des Lichtes nur zum Kauf- und Luftschaus wollen,  
 Wo nur Herrschsucht gilt, und Heuchler, Blinde nur und Sklaven zollen!

Ach vergebens seufzen Viele: „Wer doch gibt mir, eh' ich scheide,  
 Daß an Gottes Kirch' mein Auge wie in alter Zeit ich weide?  
 Will zum goldnen Weisersteden jetzt der Hirtenstab doch werden,  
 Schlagend Mund und Haupt der Freien, treibend in den Sumpf die Heerden!“

Auf darum zur That ihr Priester! Ihr des Herrn beeid'te Hüter,  
 Sinnt des Volkes Noth und spendet frei die anvertrauten Hüter!  
 Wie die Heerden in Gewittern schützend sich zusammendrängen —  
 Einet euch mit Mund und Herzen, wirkt trotz allem Schmeicheln, Zwängen,

Wie durch Fluren Gottes Oben wachend, stärkend, segnend wehet,  
 Und von Oben durch der Sonne Kraft und Gluth das All erlehet —  
 Dann von Keimen, Halmen, Blüthen süße Düste aufwärts wallen —  
 Brebigt, Sacrament und Andacht wirf' so in des Tempels Hallen.

Sagt wo blüht die reinste Alba? Im Gemüth für Christum glühend,  
 Und was Gott erschuf und weihete, fürder heuchlerisch nicht fliehend:  
 Wahre Stola ziert das Pektus, dem die Lieb' und Weisheit — Weisen;  
 Haltet ihr am kalten Schatten — o dann glaubt's — ihr seid — gewiesen!

Nicht Scholastik noch Äscetik kann Kläre -- hört es -- halten; —  
 Dürre Bäume, hohle Berge stehn sie in des Sturms Gewalten:  
 Wird nicht Weihaltar dein Juvres, opferst du dich nicht dem Gotte —  
 Wahrlich wird's zum wüsten Pflasthum, Schmerz den Winen, und zum Spotte.

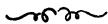


Los sind Unglaub', Aberglauben, steh'n wie Pesten auf der Laner,  
 Stolz und mild wie Parbel jener, dieser fährt des Ebers Hauer:  
 Wähnet nicht mit Holz's Waffen, Priester, aus den alten Kammern  
 Diese zu bestech'n, sie stürzen Wälle, spotten euerem Jammern.

Da gilt's Tugend — Fluch drum Jenen, die mit Troy die Freiheit höhnen,  
 Da gilt's Weisheit — Fluch drum Jenen, die die Wissenschaft verpönen;  
 Wehe! die des Weis's nicht achten, wie er durch die Zeiten schreitet,  
 Huden gleich und Frevelern spotten, nicht das Herz licht, nicht erweitert!

Wirkt drum, Priester, emsig, wachsam Licht und Lieb' gleich heil'gen Bienen!  
 Wirkt zusammen wie die Bächlein in dem Strom, dess' Ufer grünen!  
 Ob auch blüthenschwer vereinzelt — sterbt ihr einsam ohne Wabe;  
 Nimmt sie einzeln, rinnt die Quelle endlich doch durch Sand — zum Grabe!

Doch wenn Gottes Odem — Liebe! — der Vereinten Herz durchschüttert,  
 O dann seliges Steh'n und Kämpfen, ob es noch so dröhnt und wittert! —  
 Silbe Wunden, heilig Leiden, Segenstod für Freiheit, Wahrheit,  
 Ja dann strahlst du herrlich wieder, altes Kreuz in deiner Klarheit!



### J. Merz.

#### Der rechte Weg.

Es ryt an frönte Heer dörs Appenzellerland,  
 Ond tröft en Vuoben a, er ist halt obekannt;  
 So froget er de Vuob, wöm i de rechte Weg?  
 „Nä, ha — a, sät der Vuob, ehr müend beselbe Steg“.  
 — So muoß i zroß? — „Nä, ha — a, sät er wyter,  
 Wad 'sRoß ondbrängt, ond wieder först rote!

#### Die Milchkuh.

Es suocht en Bur e Mischkuh,  
 Der Kochber will em hesse,  
 Er het'm gab de Stall ushuo,

Do lef' us onder zwölfe!  
 Es stoh't d'r aber äni do,  
 Wenn d'Wilech wit, so chauf sie no.

Of das he chauf't der Bur e Chuoh,  
 Ond nehnt si met i d'Hütte,  
 Er denkt, er hei ken Dhschif thuo,  
 Ond böndt si do a d'Kette;  
 Doch melche her ond melche hee,  
 Das Ghüehle will ke Wilech gee.

So goht er halt zom Rochber hee,  
 Ond thuot si ehrber chlage;  
 Der Rochber sät: was wit du meh?  
 Wie wit du mi verchlage?  
 Gan i nüß g'sät bim Schide scho,  
 Wenn d'Wilech wit, so chauf si no?

### Die großen und die kleinen Narren.

Zern bin i in a Werthshus cho,  
 Ond trinke do min Schoppe,  
 Do ist en fröndte Mah au do,  
 Der socht mi an z' soppe.  
 I aber bi gab stille g'lee,  
 Ond siere gab so för mi hee.

Der Mah präch't eben allerhand,  
 Ond lot si ehrber g'höre,  
 Sät vil vom Appezeller Land,  
 Ond het s nüß gür in Ghre.  
 I denke, präch't wer präch'te mag,  
 Miutwege no de ganze Tag.

Er sät, er sei wyl ommz cho,  
 Ond hei scho vil erfahre,  
 Doch hei's gab wyl ond brät wie do,

Ne bere große Narre,  
Wie do im Appzeller Land;  
I thuo gab ob i nüz-verstand.

Do sät er: Ich es nüid e so?  
I säge: meh d's ebe.  
Dnd ha 's Mul do au föregno,  
Dnd docht: jez muoft mer hebe.  
Jo wohrtli, säg i, 'sist e so,  
Die größte Narre hemmer do.

Jez will i aber z'rothe gee,  
Worum do d'Narre g'rotzid?  
I will i zuo me Halbe gee,  
Wenn ehr mehr das errotzid.  
Do isch er so in G'wönder cho,  
Er het mer gab te Ruob meh glo.

Bil Narre hemmer nüid bi us,  
Säg i, drom chönneb's wachse,  
Dnd wered groß, das ist Bewis,  
Si send no nüid z'verachte.  
I globe gern, so wit ehr chönd,  
Aß niene größer Narre send.

In üerm Land het's hagelbid  
Von allen Arte Narre,  
Si wachsid uf all' Augenbid,  
Das hani au erfahre.  
Dnd wyl's bei het so schrockli vil,  
Ist d'Sach, daß ten groß werbe will.

Drom wachsid au gab Rärkli uf,  
Me muos si drob verbarme,  
Si send scho nüz vo Boden uf,  
Si bured mi, die Arme!  
's Ist guot für die, wo zuon is chönd,  
Aß si nüid gär verchröpple mönd!

## Die Arnäscher Kilbe.

Jez wenn'r e Schüppele lostig se,  
 & Wyle nomme husen .  
 Gad lostig a der Chilbe, hee!  
 Ond lostig wieder usen.

& Länzli gest no möchtist thuo?  
 Jo Schägli lopf no d'Fleckli!  
 No, Syger! mach du wader zuo,  
 Se do heft e paar Diebsti.

Ond alle Schwüngli geb der äs,  
 Nach no en Appezeller!  
 He, Werth, geb her no Brod ond Chäs  
 Ond was d'Quots heft im Cheller.

Bigost! der Buch ist mer scho chli,  
 Fast wie'n e Namenbüechli,  
 Ond büecht mi, Schägli, s'Hungret di,  
 Ragst Speck ond Fläsch ond Chüechli?

Vor han i gmänt, i wöll de Stä  
 Au stosen; i lo's bliiben.  
 'sGilt hütigs Tags ke Stärchi meh,  
 Me thuot's jez andersi triben.

Nä, lieber hoch i do im Hus  
 Ond thuo do handli schloeden,  
 Hilt züchi mit mim Schägli us  
 Ond morn mit Stier ond Troden.

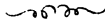
Ruggüßlen wemmer jez no äs,  
 Ond no recht use prieslen,  
 Mer send e Bäarki, jo bim Ströb!  
 Ond fäs no vo de wüeslen!

Mer chönd no zittli guug a d'Vuob,  
 Mer send no nüß vergraben,  
 I bi no 'sHanse Nollis Vuob  
 Ond du 'sBaschonen Baden!

### Die Kirchengänger.

Zwee Kochbrö hends abg'legue gha,  
 I d'Küche z'göhd, und send si gwa.  
 All ahden en zom äne cho,  
 Und g'froget: wostt au mit mer cho?

So chont der ä im Sonntag G'wand,  
 Und hät si Strüßli i der Hand.  
 Wotit mit? Do grift er z'erst in Sad,  
 Und sät brof: Nä, i ha no Bad!



### Schlaffer Widmer von Sangnau.

#### Das Emmenthal.

Kiene geit's so schön u lustig  
 Wie daheim im Emmenthal,  
 Dert ist allergattig Rüstig,  
 Daß ein schwer wird die Uswahl:  
 Manne het es ehrefest,  
 Wyber — brav u hübscher Art,  
 Meitschi — wend se g'schft, so heit di  
 D'ri verliebt, so schön u zart.

Da ist nüt vo Complimente,  
 Allem seit me numme „Du“,  
 Sng's e Milchbueb mit der Brente  
 Ober trag er Rathsherrschuh;  
 D'Stäbter fryli — hen's nit lyde,  
 B'sunders — Herren ohni Geld! —  
 Doch i mein' dä syg nit g'schide,  
 Wo si filr so Sache quält.

Rebe wachse fryli keiner,  
 Doch — sei Hauptsach ist der Wy:

Milch u Chäs isf Ueserciner  
 Erbinäri längste gsy ;  
 Wer si nit so dry will schide,  
 Cha, — wenn er's grad sauft verma  
 Vo dem weltliche Wy la b'schide  
 Ober — cha is Wirthshus ga.

So wie d'Chüyer uf de Berge  
 Mache d'Dure Chäs im Thal,  
 U das de — nit chlini Zwerge  
 U nit weni a ber Zahl.  
 Holz u Lade fergge d'Flößer  
 D'Emme ab uf Basel zu,  
 Ghunt im Frühlig d's Wasser größer,  
 Hei si mit dem Floße z'thu.

D'Chleider het me nunme jimpel  
 So vo elbem Halblin g'macht;  
 Hertschelige Narregrümpel  
 Ghört gar nit zu ıfer Tracht:  
 Koshährspikli treit no d's Müetti,  
 Plögllichhose no der Alt —  
 D'Meisschi schöni Schwebelhüteli,  
 Ghöppli drunter g'rad wie g'mall!

Ghunt de albe Engiländer,  
 Und süst Heerschaft au daher,  
 Trage d'Fräuli goldni Bänder  
 Und bergliche Zierrath mehr.  
 Hei si Diener — hei si Wächter —  
 Sy si hübsch u rych derby,  
 Müest en Emmethaler-Lächter  
 Mir doch geng no lieber sy.

Die meu de ber Bantsch erlyde  
 We's scho a-u-es Versta geit.  
 Arme hei si wyß wie Chryde,  
 Bei — i hät bald öppis g'seit — ;

Bäckli hei si, — frösch wie Rose,  
 Auge wie der Morgestern;  
 Und — jez werdet ihr erst lose —  
 Sie hei d'Vuebe grüßli gern.

---

### Leonz Füglistaller.

---

#### Bauer und Sohn.

Sohn: Mein Vater kannst du mir erklären,  
 Warum fast jedes Hans der Stadt  
 Ein Fährlein auf dem Giebel hat?  
 Bauer: Sie sollen, Sohn, die Bürger lehren,  
 Sich immer nach dem Wind zu kehren.

---

#### Auf einen Moralisten.

Nach Physiker-Methode lehrt  
 Der Moralist Apollodor;  
 Die Sünden, die er uns erklärt,  
 Macht er zuerst uns vor.

---

### J. J. Bär.

---

#### Der gelbe Krokus.

Schüchtern guckst du hervor. Du spähest umsonst nach Gesellschaft!  
 Muth, Goldköpfchen! es muß einer der Erste doch sein!

### R e s e d a.

Nimmer erfreut die Reseda das Auge, doch streut sie Gerüche:  
 („Geistige Schönheit erstreb“, mangelt die leibliche dir.

### Die Kornblume.

Schonet die Blume! sie schmücket ja schullos das nährende Saatsfeld:  
 Pfl eget die Rümpfe! sie sind Blumen im Wirkensgebiet.

### Der Lorbeer.

Lorbeer! herrlich bekränzet dein Grün die Schläfe des Sängers:  
 „Früchte tragest du nicht!“ seufzet der arme Poet.

### Die Nachviole.

Gleich dir, stille Viole! die Nachts am lieblichsten duftet,  
 Strahlt in des Leidens Nacht Hoffnung noch einmal so milde.

### T r ä g h e i t.

Ein Fluß, der, sehr beschwert mit Eise,  
 Nur mühsam schlich in seinem Gleise,  
 Sah einst ein kleines Bächlein an,  
 Das munter wallte seine Bahn.

„Wie kommt's“ sprach er „du froher Kleiner!  
 Daß du nicht auch, wie unser Einer,  
 Des Eises schwere Bürde trägst,  
 Und dich so fessellos bewegst?“

Das Bächlein sprach: „Wer seine Kräfte  
 Stets übt, dem stoßen nicht die Säfte;  
 Erfahrung lehret allgemein,  
 Der Trägheit folget Noth und Pein.“



### Mühschen.

Ein Schwälbchen saß auf hohem Dach  
 Und klagte unter schwerem Ach  
 Der Mutter, mit behränten Blicken:  
 „Ich sitze hier schon stundenlang  
 Und mache nicht den kleinsten Gang:  
 Die Luft ist allzuarm an Mücken.“  
 „Du bist ein Narrchen!“ sprach die Mutter:  
 „Hier wartest du umsonst auf Futter.  
 Versuch's einmal, mit mir zu fliegen,  
 Du kannst vielleicht ein Mückchen kriegen.“  
 Das Schwälbchen flog, und hascht' im Flug  
 Erwünschter Speise bald genug.

### Flitterstaat.

Im Herbst sprach der Buchenwald  
 Mit Stolz zum Tannenhaine:  
 „Schau an die Farben mannigfalt  
 Mit welchen ich erscheine!  
 Dein düst'res Grün ermüdet bald.“  
 Der Tannenwald erwidert gleich:  
 „Wohl bist du jetzt an Farben reich,  
 Doch kurze Zeit, so sind sie hin,  
 Mir bleibt stets mein dunkles Grün.“

### Der Schein betrügt.

Ein Kind, das nimmer Krebse sah,  
 Kam einem solchen einst zu nah.  
 Der böse Krebs, er kniff geschwind,  
 Vor Schreck und Schmerzen schrie das Kind.  
 Der Vater macht den Knaben frei,  
 Und sagte lehrend ihm dabei:

„Der Krebs mit seinen Scheeren kneift,  
 Wenn man ihn nicht von hinten greift.“  
 Das Kind fand einen Skorpion  
 Nachher und rief: „Dich kenn' ich schon!  
 Vor deinen Scheeren hüt' ich mich,  
 Ich netze nur am Schwanz dich!“  
 Doch kaum begann des Knaben Scherz,  
 So weint er schon vor bitterm Schmerz:  
 „O weh, der böse Krebs! er sticht!  
 Das sagte mir mein Vater nicht!“  
 Der Vater heilt des Knaben Hand,  
 Und sprach: „Dies macht dein Unverstand!  
 Kein Krebs ist das, ein Skorpion:  
 Du unterscheidest nicht, mein Sohn!“

### Seliger Tod.

„Du ziehst an mir vorüber,  
 Mit andern Blumen süß zu kosen!  
 Verdien' ich das o Lieber?“  
 Zum Zephyr sprach's die lieblichste der Rosen.  
 „Du bist so zart, du möchtest das Gefühl der Lust,  
 Des süßen Schmerzens, kaum ertragen.“  
 „Was ist das Leben ohne das?“ begann zu klagen  
 Die Rose, seufzend aus bewegter Brust.  
 Der Zephyr naht, sie sanft zu fächeln;  
 Mit einem schmerzlich süßen Lächeln  
 Blickt sie noch auf, verhaucht den süßen Duft —  
 Die Blätter schweben in die Luft.

### Jugendhitz.

Ein junger Staar vernahm so gerne,  
 Was seine Mutter von der Reise sprach,  
 Die er einst machen müßte in die Ferne,  
 Der alten Staarenfittē nach.

Er lag der Mutter täglich in den Ohren  
 Mit Fragen über dies und das:  
 „Sag' ziehen wir ins Land der Mohren,  
 An milddenreiche Küsten Afrika's?  
 Gibt's Kirschen auch am Nilesstrande?  
 Wie sind die Trauben im gelobten Lande?  
 O, daß wir länger nicht verzögen  
 Und sogleich auf die Reise stögen!“  
 „Du meinst, die Reise biete nichts als Freuden?  
 O, glaube mir, sie hat auch ihre Last.  
 Dir wird es, fürcht' ich, bald genug verbleiden,  
 Wenn wir in Hitz' und Frost die Lüste schneiden;  
 Du sehnst dich dann umsonst nach Raß!“  
 So sprach die Mutter; doch das Kind  
 War für Belehrung taub und blind.  
 Es mochte kaum die Zeit erwarten,  
 Bis sich die Staaren endlich scharten.  
 Der Flug begann. Wie jauchzte dann der Staar!  
 Er überflügelte die ganze Schaar.  
 Die Mutter warnte: „Brauskopf, halt!  
 So schwinden dir die Kräfte bald!“  
 Umsonst! — Kaum dauert es zwei Tage  
 So stöhnt er schon die bange Klage:  
 O weh' mir, meine Kraft ist hin!  
 Ach, hätt' ich Ruhe, hätt' ich Speise,  
 Ich Armer sterb' auf dieser Reise,  
 Ach, daß ich mitgeflogen bin!“  
 Die Mutter sprach manch tröstend Wort,  
 Er rang, und kam zum Ruheport.  
 Am Mutterbusen seufzt' er leise:  
 „Durch Schaden wird man endlich weise.“  
 „Wer treuer Warnung achtet früh genug,  
 Wird“, sprach die Mutter „ohne Schaden flug.“



## Naspar Schießer.

### Der Alpenwanderer.

Hinauf in die Berge, hinauf nach den Höhn,  
 Wo kühn sich die Gamsen erspringen,  
 Wo Alpenhörner erklingen,  
 Und hehre Gestalten erstehn.

Hinauf in der Lüfte unendlichen Raum,  
 Wo die Götter wundersam walten  
 In Blitz- und Donnergestalten,  
 Ob der Wolken gotbenem Saum.

Hinauf nach der Tristen gepries'nem Gebiet,  
 Wo Alpenrosen ersprossen,  
 Bei des Winters rauhen Genossen,  
 Wo herrlich das Leben erblüht.

Hinauf nach der heiligen Freiheit Altar!  
 Laßt dankend zum Himmel es flammen,  
 Daß freiem Land wir entflammen,  
 Ja, frei wie der göttliche Nar.

Drum auf nach den Bergen, hinauf nach den Höhn,  
 Und es brausen die freudigen Lieder  
 In die freien Thale hernieder:  
 „Frei bleibt!“ wie die heiligen Höhn.

### Schicksal der Liebe.

Ver erat — — —  
 Ovid. M. I. 106.

Der Herbsthauch, er wehet die Blätter in's Grab,  
 Es welket die Hoffnung, die grünende ab;  
 Und Sehnsucht und Wehmuth und Sorge und Schmerz  
 Bestürmen das arme und liebende Herz.

Einst lachte der Frühling, einst blühte der Mai,  
 Im Busen erkeimte die Hoffnung mir neu;  
 Es drängte das Herz sich zum Lebensgenuß,  
 Es schmeckte den süßen, den flammenden Ruß.

In höhern Sphären da wogte der Geist,  
 Wo Liebe das Göttliche ahnend verheißt;  
 O zarter, o flüchtiger, roßiger Ruß,  
 Wie grausam enteiltest du schon im Genuß!

Einst lachte die Rose, nun grinset der Dorn,  
 Einst floß mir der Liebe, der Seligkeit Born:  
 O Schicksal wie grausam, wie streng ist dein Schluß,  
 So endlosen Schmerz für so kurzen Genuß.

### Des Schweizerknaben Hoffnung.

Sie wird einst wieder kommen  
 Der Väter gold'ne Zeit,  
 Die Zeit der starken, frommen  
 Und schlichten Mannlichkeit;  
 Die Zeit, wo Zwisch und Eisen  
 Mehr gilt als Gold und Seid',  
 Wo wir's durch's Schwerdt beweisen,  
 Wir seien „altgefreit.“

Und daß sie bald erscheine  
 Die schöne Helbenzeit,  
 So schaff' auch ich das Meine:  
 In aller Kindlichkeit  
 Lern' ich den Bogen spannen  
 Und schwingen Schwertes Bucht;  
 Steig' ich auf Buch' und Tannen  
 Und stürm' durch Berg und Schlucht,

Daß einst an meiner Stelle  
 Für unsrer Freiheit Gut,  
 Ein zweiter wacker Telle,

Ich streit' mit starkem Muth,  
 Daß in der Schlachten Wetter  
 Ich sing' das Schwerterlied,  
 Ein Vaterlandesretter  
 Wie Arnold Winkelried.

### Die Flamme der Freiheit.

Es ist ein heilig Licht erglommen,  
 In tausend Herzen flammt es auf,  
 Vom Himmel ist's herab gekommen,  
 Weit durch den Erdball führt sein Lauf.  
 Und wo es seine Stätte findet,  
 In Hütten und am Fürstenthron,  
 Da hat es mächtiglich gezündet,  
 Ein wunderbarer Götterblitz.

Das ist die heil'ge Himmelsflamme,  
 Die einst Prometheus weggeraubt,  
 Die gütig er dem Menschenstamme  
 Gehaucht in's lehmgeschaff'ne Haupt;  
 Und wie ihn des Olymps Götter  
 Und seinen kühnen Raub verdammt;  
 So fluchen heut die Weltvertreter  
 Dem Lichte, das von oben stammt.

Denn unheilvoll wird's ihrem Reiche  
 Der Sünde und der finstern Nacht;  
 Ob seiner Gluth ist mancher bleiche  
 Und blut'ge Todte aufgewacht,  
 Der ausgezogen zu verkünden  
 Ein neues Evangelium,  
 Von Völkerrrecht und Völkerbünden,  
 Von Freiheit und von Bürgertum.

Was einst in Griechenland geleuchtet  
 In Tempeln und auf Marathon;  
 Was blutig Golgatha geleuchtet

Und hochbegeistert Roma's Sohn;  
 Was eini auf Sempach's heil'gen Höhen  
 Den Helben Winkelried durchflammt:  
 Das war des gleichen Geistes Wehen,  
 War einer Flamme Gluth entflammt.

Was Gregor's mächtigen Stuhl erschüttert  
 Und was in Luther's Brust geflammt,  
 Vor dem die schwarze Brut gezittert,  
 Ob auch zur Hölle sie's verdammt,  
 Das schlug mit allgewalt'gem Brausen  
 Ginst an der Seine Strand empor,  
 Warf in des Korfen Busen Grausen,  
 Sang dumpf ihm seinen Todtenchor.

Und klar und hell und immer heller  
 Erglänzt dies heil'ge Geisteslicht;  
 Und wundersam und immer greller  
 Es aus den dunklen Nächten bricht.  
 Und wo das schwarze Volk der Hölle  
 Es weggehaucht mit mächt'gem Mund,  
 Da glänzt es wie ein Sternlein helle,  
 Tiefleuchtend in der Seelen Grund.

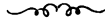
### Trinklied.

Brüder! laßt uns freudig singen,  
 Da der Wein im Glase schäumt,  
 Und das Glück auf gold'nen Schwingen  
 Rosig unsre Zukunft säumt!  
 Laßt uns allen Gram versenken  
 In der Lieder heil'gen Strom,  
 Hoffend unsre Blicke senken  
 Zu des Himmels blauem Dom.

Brüder! seht, wie Gottes Güte  
 Lust und Liebe ausgeireut;  
 Wie der Freude holde Blüthe

Jede Stunde sich erneut:  
 Hat er uns doch Wein gegeben  
 Und des Liebes süßen Klang,  
 Daß sie liebend uns umschweben,  
 Schützend vor des Schicksals Drang.

Männer greift denn zum Pokale,  
 Reichet dem Nachbarn warm die Hand;  
 Rufft es über Berg und Thale:  
 Freiheit hoch und Vaterland!  
 Laßt uns Haß und Harm verschließen  
 In des Bechers dunkeln Schooß,  
 Und in's Leben sich ergießen  
 Lieb und Freundschaft stark und groß!



## N. Kölner.

### Schweizerheimweh.

(Toufon.)

Es stand ein junger Krieger  
 Im fernem, welschen Land;  
 Der Sehnsucht Thränen stießen  
 In feuchten Morgensand.

Die südtlichen Bewohner  
 Sah'n mittheidsvoll ihn an:  
 Laß ab, du junger Schweizer,  
 Vom düstern, schweren Wahn

Trink' edle Feuerweine  
 Aus blinkendem Pokal,  
 Ist goldene Orangen  
 Bei'm reichbesetzten Mahl.



Komm, wir sind dir gewogen,  
Reich' uns die Jünglingshand!  
Dir lächeln schwarze Augen  
Im Provençaler Land!

Dich küssen Purpurlippen  
Mit südlicher Liebesgluth,  
Laß' ab vom finstern Harne,  
Du junges, gutes Blut!

So scholl es froh und freundlich,  
Der Jüngling hört' es nicht,  
Ihm zuckten Tobeschmerzen  
Durch's blasse Angesicht.

Der Brust, beengt, gehoben,  
Entstieg ein tiefes: Ach!  
Die dunkeln Blicke irrten  
Den ziehenden Wolken nach.

Werd' ich dich wiedersehen,  
Du liebes Vaterland?  
Mir ist so schwül und bange  
Hier, an des Meeres Strand!

Werd' ich dich wiederfinden,  
Du wunderschöne Maid?  
Wirst du mich nicht vergessen?  
Gebt, Lüfte, mir Bescheid!

Werd' ich dich wieder schauen,  
Du hohe Gletscherwand?  
Wirst du mir wieder tönen,  
Alphorn, im Schweizerland?

Wann, Rhein, du alter Vater,  
Kühst du die Glieder mir?  
Wann werd' ich wieder schwärmen  
Im grünen Jagdrevier?

O, fromme, braune Hütten,  
In euch nur ist mir wohl!  
Hier, in den Marmorsäulen  
Grinst alles fremd und hohl!

Mein frisches Jünglingsleben  
Berknickst du, Heimatweh!  
So sprach der junge Krieger,  
Und starzte in die See. —

### An die Freiheit.

Freiheit! heil'ge Himmelsgabe!  
Säuglingswonne! Greisenlust!  
Von der Wiege bis zum Grabe  
Hochgefühl in Schweizerbrust!  
Zu des Aethers blauen Räumen,  
Auf der Gletscher eisig Haupt,  
Durch der Meere wildes Schäumen  
Trägst du den, der Höheres glaubt!

Bilder! laßt uns treu bewahren  
Dieses Heiligthum von Gott!  
Fern Tyrannen Schmach und Spott,  
Der uns droht mit Sklavenschgaren!

Du entflammtest unsrer Väter  
Heldeninn für Gott und Recht!  
Keurig kämpften sie als Retter  
Für das künftige Geschlecht,  
Uebermuth von Königsthronen  
Schlugen sie in heißer Schlacht;  
Und ein Lichtstrahl bess'rer Zeiten  
Stiegst du aus des Todes Nacht!

Lasset Sklaven seig sich bücken  
Unter schändes Eisenjoch;  
Freiheit lebe ewig hoch!  
Keine Fessel soll uns drücken!

Frei hat uns ein Gott geschaffen:  
 Frei für Wahrheit, Recht und Pflicht.  
 Brüder! laßt uns nie erschaffen  
 Für der Freiheit Himmelsticht!  
 Auf des Kampfes heil'gen Auen,  
 Auf der Väter Heldengrab  
 Laßt uns dankend aufwärts schauen  
 Ihm der uns die Hölde gab.

Freiheit! eng mit dir im Bunde  
 Lieben alle Wesen dich,  
 Freuen alle deiner sich  
 In des Weltalls großem Munde!

Freiheit! heißt das starke Sehnen  
 In der Schöpfung Riesensplan;  
 Freiheit, Freiheit, hört man tönen,  
 Jubelnd, jauchzend himmelan!  
 Mit der Wägen dich zu schmücken,  
 Bruch der Väter Helmschneie!  
 Freiheit! war ihr Todeslücken.  
 Vaterland! vergiß es nie! —

Was durchschauert froh die Glieder?  
 Ahnet ihr der Väter Geist,  
 Der für Freiheit sterben heißt?  
 Schwebt segnend auf uns nieder!

Aus des Körpers engem Kerker  
 Ringt die Feuerseele sich!  
 Kühner wirb ihr Flug und stärker,  
 Denn sie fühlt, o Freiheit! dich,  
 Schwebt zu jenen bessern Sphären,  
 Wo des Friedens Balmen blü'h'n,  
 Wo die Lorbeer'n ewig wä'hren,  
 Wo die Geister reiner glü'h'n!

Freiheit in den Erdenräumen!  
 Freiheit im Elysium!  
 Göttliches Palladium,  
 Nein! du bist kein leeres Träumen.

Freiheit! du Geschenk von oben!  
 Jünglingswonne! Manneslust!  
 Wenn des Unglücks Stürme toben,  
 Lebe tief in Schweizerbrust!  
 In des Fremdlings Skavenreihen  
 Stürzen wir mit Edelmuth,  
 Nachwelt! frei sollst du dich freuen!  
 Ströme hin du Schweizerblut!

Ruhmvoll zu den Vätern gehen! ---  
 Freiheit! hohe Himmelslust!  
 Lebe tief in uns'rer Brust,  
 Daß auch wir den Kampf bestehen.



**Dr. Joh. Al. Minnich.**

### Des Gigers Fahrt durch den Rheinlaufen.

De Giger goht vom Hochzeit hei,  
 Er isch e chi atrunke gy,  
 Ghum träge-n-ihn jo sini Bei;  
 Er schwamblät zu beed Site hi,  
 Doch gigt er lustig bi sim Gang  
 Ne muntre Tanz mit guetem Klang.

Und abe goht er jey an Rhi,  
 Es goht nit mit vom Dörfli ab,  
 Er meint, do werd de Fährma sy,

Er ihn im Weidlig schiff' durab ;  
 De Fährma und de Giger sind,  
 Vom Wirthshus her jo gueti Fründ.

Am Rhibord just en Weidlig hangt,  
 Doch mangle Schalt und Fährma no ;  
 Daß 's Warte nid de Giger plangt,  
 So het er Blaz im Weidlig gnoß,  
 Macht d' Auge zue, sie sind em r'schwer.  
 Doch gigt er, wie wenn wach er wär.

Wseht nid, wie jey de Weidlig löß  
 Vom Ufer schwümmt im gschwimbe Zug,  
 Do uf der glatte Wasserstroß  
 Hirschießt as wie im Vogelflug,  
 So gschwind, as wie nê Schwalb hiflügt:  
 Mit gschloene-n-Auge de Giger gigt.

Wseht nid, wie noch de Laufe stäubt  
 Und schuumet und wirblet und wie-n-er toost,  
 Dur d' Felse wüethet as wie verkäubt,  
 Mit Brüele-n-und Lobe-n-a d' Felswand stoßt ;  
 De Giger giget in aller Ruch,  
 Er giget em Tod im Laufe zue.

Er gigt as wenn's ufem Tanzbode wär,  
 Es schwahnt em nid, wel Gfohr em dräut,  
 Der Tod is Wassergrab ihn zehr' ;  
 Und wie der Laufe-n-au sprüht und speut,  
 Der Giger, er giget im Weidlig do,  
 Der Weidlig, er schießt wie im Tanz bervo.

Der Giger er giget en lustige Tanz,  
 Der Weidlig er drückt si dur d' Felse im Schwung,  
 Der Weidlig isch dure, isch bhalte und ganz  
 Ueberu Laufe higschosse im lustige Sprung ;  
 Doch wo-n-es so toost het und donnret und fracht,  
 Do isch us sim Rükschlî der Giger erwacht.

## Hornung.

's isch wieder der Hornig  
 So murrig und zornig,  
 Thuet stürme-n-und chuehe  
 Und huble-n-und pfuhte,  
 Daß 's tooset und chragt  
 Bi Tag und bi Nacht.

Er ist gar ne Freche,  
 Goh't 's Is goh' ibreche,  
 Thut's riße-n-und spalte  
 In zornige Walte;  
 Und find't er e keis,  
 So macht er vo eis.

Thuet risle-n-und schneie  
 Und Schneebrugge we je  
 Und flüdre-n-und regue;  
 Wie mag em bigegne  
 Uf Stroh und uf Steg,  
 So stoht er im Weg.

Er thuet denn au pfuhte,  
 Es möcht eim brob gruse;  
 Drum thuet me ne mibe,  
 Wie cha ne nid libe,  
 Verschließt d'Fenster und Thür,  
 Stoht d'Riegel dervür.

Soll duse Er huse  
 Und alles verzuse  
 Zendum ohn' Erbarme,  
 Mir blibe-n-im warme  
 Und heim'lige Gmach,  
 Wie's dusse-n-au mach.

Sind lustiger Dinge,  
 Thüend fröhli eis singe  
 Und lache und gspasse;

Se Hornig tha passe,  
 Wer löhd en nid i,  
 Bis er güetli will sy.

---

### Wagner von Lanfenburg.

---

#### Die erste Heimath.

Der stille Abend leuchtet nieder,  
 Zurück der Tag noch sterbend schaut,  
 Die Nacht beginnt die heil'gen Lieder  
 Mit schüchternem, halbleisem Laut,  
 Der Bäume Wipfel sanft sich beugen,  
 Geschmückt von reicher Früchte Kranz,  
 Als wollten sie zum Schlaf sich neigen  
 Und träumen vom verlebten Glanz.

Da überkömmt den Geist ein Sehnen,  
 Ein ungestümer dunkler Drang,  
 Wie wenn sich sterbenswunden Schwänen  
 Entringet noch ein Schmerzgesang:  
 Es möchte in den Rosengluthen,  
 Die dort vom Berge niederweh'n,  
 Das Herz in seinem Weh verbluten,  
 In dieser Glorie schnell vergeh'n.

Doch, naht der Mond mit seinen Strahlen,  
 Der Bote friedereichster Zeit,  
 Und gießt das Licht aus goldnen Schalen  
 Er über Thal und Höhen weit, —  
 Dann schaut das Auge wonnetrunken  
 Hin, wo's so selig flammt und brennt,  
 Und durch der Thränen Demantfunken  
 Es erst die rechte Heimath kennt.

---

## Der Aermste.

Nah dem Haus des Rabbi Ufba,  
 Den Gott segn' in seinem Grab,  
 Wohnt ein Armer, dem der Rabbi  
 Fern von seinem Reichthum gab,  
 Und an vierzig Säfel jährlich  
 Spendet er ihm zum Unterhalt.  
 Einstmals, als er durch sein Schullein  
 Ihn das Geld gesendet hat,  
 Bringt zurück das Kind die Spende  
 Und ruft aus in Zornes Haß:  
 Du verschwendest deine Güte,  
 Einem, der sie nicht bedarf,  
 Weil unwürdig er sich zeigt,  
 Vater, dir und deiner Wahl.  
 Ihn, der nicht darob erröthet,  
 Bent Geschenk ihm fremde Hand,  
 Traf ich an beim Weine zehend  
 Und am reich besetzten Mahl.  
 „Sahst du recht auch, Kind und thust du  
 Nicht ein Unrecht an dem Mann?“  
 Nur zu wahr ist, Vater, was ich  
 Mit den eig'nen Augen sah  
 „Desto unglücksel'ger ist er,  
 Wenn im Ueberfluß er darbt.  
 — So spricht d'rauf der edle Rabbi —  
 D'rum, Kind, ist er zwiefach arm,  
 Nimm das Doppelte der Summe  
 Und bring's ihm, dem Aermsten, dar!“

Dr. Rud. Müller.

Uetliberg.

1268.

Auf seinem besten Schlosse,  
 Dem festen Uetliberg,



Da hanjet mit zwölf Knechten  
Der Herr von Regensberg:  
Sie führen Ross' und Hunde,  
Altsammen silberfahr,  
Und bringen wohl in Waid und Straup  
Rauch' edelm Wild Gefahr.

Drum ist dem Rath in Zürich  
Unlieb die Nachbarschaft,  
Allein die Herrenfeste  
Trotz aller Bürgerkraft;  
Wie oft auch schon das Banner  
Zum Sturm gezogen aus,  
Und heimgekehrt früh oder spät: --  
Noch immer steht das Haus!

Deß grollt der gute Hauptmann  
Schon lang dem festen Wall:  
Der muß, bei meiner Ehre!  
Mir endlich noch zu Fall;  
Geh's nicht auf gradem Wege,  
Versuch' ich's eben krumm,  
Und schleiche, bis mir's schußgerecht.  
Kund um mein Wild herum.

Es liebt wohl jondre Farbe,  
Gleich eiteln Mägdelein,  
Denn schneeweiß fährt ja Alles  
Zum Thor wohl aus und ein.  
It's das nur, was mir fehlet,  
Mag bald geholfen sein:  
Auf einem Schimmel komm' ich gern,  
Rißt man mich dann hinein!"

So sprach der Herr, und als einmal  
Der Regensberg zu Waid,  
Fährt Habsburg auf mit Zwölfen  
Hinaus im Jägerkleid,

All' Höl; auf weißen Rossen,  
 Mit manchem weißen Hund:  
 Und hastig hinter ihnen her  
 Der Zürcher Troß zur Stund.

Hei, wald ein tolles Jagen  
 Den Metliberg hinan:  
 Was fangen denn die Zürcher  
 Mit ihrem Hauptmann an?  
 Der flieht mit seinen Jägern,  
 Gleich einem schönen Wild;  
 Heiß dampfen ihre Rosse auf,  
 Die Rüden schnauben wild! —

Der Kastellan gewahret  
 Vom Thurm die wilde Jagd:  
 „Da hat mein Herr sich wieder  
 Einmal zu weit gewagt;  
 Hei wie die Schimmel fliegen,  
 Den steilen Berg hinauf,  
 Und wie die Zürcher hinterher  
 Bestüßeln den kranken Lauf!“ —

Der gute Wächter eilet  
 Sein Thor zu öffnen bald,  
 Treu will den Herrn er bergen  
 Vor feindlicher Gewalt;  
 Allein die Jäger bleiben  
 Im offenen Thore stehn: —  
 O weh, du alter Kastellan,  
 Du hast dich arg versehen!

Habsburg, der Zürcher Hauptmann,  
 Wie hat er dich berückt;  
 Der hält mit seinen Zwölfen  
 Im Thor das Schwert gezückt!

Wid ist ihm nachgebrannt  
 Der rauhe Thürerturm:  
 Weh, edler Herr von Regensberg,  
 Sucht einen andern Thurm! —

### Habsburg und Königsfelden.

Dort, wo sich, den Rhein zu schauen,  
 Sint der Reuß und Aare Spiegel,  
 Lieget still ein grünes Thal,  
 Raget stumm ein grüner Hügel.

Auf dem Hügel steht die Habsburg,  
 In dem Thal liegt Königsfelden;  
 Und von beiden weiß der Mund  
 Alter Sagen viel zu melden:

Dem erhöht hat der Hügel  
 Sich zur mächt'gen Kaiserthronung,  
 Und vertieft hat das Thal  
 Sich zur stillen Grabeswohnung. —

Trübe schau'n zu Thal hernieder  
 Trümmer von dem Kaiserhause;  
 Und zum Hügel starrt hinauf  
 Trauervoll die Todteklause.

Das sind deutungsreiche Blide,  
 Die da geh'n hinauf, hinab:  
 Aufwärts nach des Vaters Wiege,  
 Nieder auf des Sohnes Grab! —

—  
 Franz Krutter.

### Das glückhaftige Schachspiel.

Des Grames Wolke nimmermehr von Abdul's Fürstenfirne weicht,  
 Der Kummer hat dem Königsohn das jugendliche Haar gebleicht;

Schön ist das Schloß, worin er wohnt, die Säle reich, die Aussicht frei,  
Doch mahnen Thor und Mauer ihn, daß ein gefang'ner Mann er sei.

Wohl dehnen sich auf Stunden weit die Mauern um das Lustrevier,  
In Gärten springt der Wasserstrahl, im Haine graset Jagdgethier.  
Doch mag er nicht im Garten geh'n, das Jagen ist ihm kein Genuß;  
Wie weit er wandelt, jagend schweift, die Mauer bleibt und der Verschluß.  
Verstimmt und müßig an der Wand die Laute schläft von Ebenholz;  
Im Bauer singt die Nachtigall, das Lied ist freien Mannes Stolz.

Das Schachspiel einzig ihn erfreut, da träumet er von Königsnacht;  
Und auf dem Brette ordnet er mit klugem Sinn und lenkt die Schlacht.  
Er hat gethan den ersten Zug. — Durch's Fenster scheint der Morgen hell;  
Da öffnet sich die Thür; es tritt herein ein widriger Gefell:  
„Dein Bruder, Abul, sendet mich, der Herrscher auf Alhambra's Thron.  
Du lebst — im Kerker, doch du lebst; auf seinem Haupte wankt die Kron':  
Ich bringe dir den Seidenstrick; du weißt es, was der König will;  
Nicht zittern will er fürderhin, bereite dich und dulde still;  
Doch hast du einen letzten Wunsch, so bring' ich deßen Vollgewähr.“

Mit trübem Lächeln Abul spricht: „Zum Spiele saß ich eben her:  
Das Spiel vollenden möcht ich gern. Weil alles Leben eitel Spiel,  
So sei derselbe Augenblick des Spielens und des Lebens Ziel.“

„Dein Spiel so bringe das zum Schluß, wo du's vermagst mit Seelenruh!  
Dem Spieler dräut die Schlinge nicht; das schwör' ich beim Propheten zu.“

Zum Spiele wendet Abul sich, als hinge nicht sein Leben dran,  
Und winket dem Genossen zu, von diesem wird ein Zug gethan.  
Sie schauen sinnend auf das Brett und prüfen klug und prüfen lang  
Und ziehen voll Besonnenheit; das Spiel geht seinen ernsten Gang.  
Der Bote starret auf das Brett mit schlauem, regem Kennerblick,  
Bewundert beider Spieler Kunst, nimmt Theil an Glück und Mißgeschick.  
Der Fürst, sein Henker und sein Freund, in's Spiel versunken alle drei,  
Sie achten's nicht, sie ahnen's nicht, wie Stund' um Stunde rinnt vorbei.  
Die Sonne steigt im Mittag hoch, sie wissen's nicht; sie geht zu Thal;  
Sie spielen fort im Dämmerchein, sie spielen fort im Mondenstrahl.  
Sie hören nicht den Gymbellklang, der, wie die ferne Brandung, braust,

Sie hören nicht den Jubelsang, der wie der Sturmwind, näher faust.  
 Sie hören's nicht, wie mit Geschrei durchs Thor ein Menschenhaufe dringt,  
 Sie hören's nicht, wie Trepp' und Gang von Sporentritten widerklingt.  
 Auf springt die Thür', sie hören's nicht. Es stürmt ein Ritterschwarm herein.  
 „Granada's König liegt im Sarg und Abul muß sein Erbe sein.  
 Dem neuen König Huld und Heil.“ Der Ruf erfüllt das weite Haus.  
 Herr Abul wirft das Schachbrett um: „Der König matt! Das Spiel ist aus.“

### Das Zauberbad.

Sagt, was drängt durch Jolkos Waffen sich die Menge, Hauf' an Hauf'?  
 Sieh, ein Weib in ihrer Mitte hebt ein Bild zum Himmel auf.  
 Und sie spricht Orakelsprüche, heulet ein Prophetenlied,  
 Wie die Göttin aus dem Norden zu dem Silberstrande schied,  
 Fern von Kolchos Nebelritten zu dem schönen Jolkosstrand,  
 Artemis mit ihrem Füllhorn, Segenbringerin dem Land. —  
 Und die Menge hört's begeistert. Jubelruf die Luft erfüllt;  
 Hymnen schallen, Blumenkränze regnen duftend auf das Bild!  
 Und das Volk vom Volke fordert für die Göttin Götterehre,  
 Will ihr Hekatomben schlachten, bauen Tempel und Altäre. --  
 Schleunig trägt der Ruf die Kunde zu des Königs Ohren hin,  
 Der alsbald vor sich berufen läßt die fremde Priesterin.  
 Lange wallende Gewande hüll'n der Seherin Gestalt,  
 Zitternd und gebückt sie schreitet, sieben Menschenalter alt;  
 Künzeln ohne Zahl bedecken ihr beeiztes Angesicht,  
 D'raus in ernsten Flammen funkelt dunkelblauer Augen Licht;  
 Kleppig, wie in Jugendfülle, doch gebleicht wie Hämus Haupt,  
 Das beschneit auf Haine schauet, die der Wetterturm emsaubt,  
 Quillt das Haar von ihrem Scheitel, durch die Rüste wild zerstreut.  
 Pelias neiget sich in Ehrfurcht, als ein Mann, der Götter scheut,  
 Da die Seherin der Göttin wunderbares Ebenbild  
 Ihm entgegenhielt des Reiches künft'gen Hort und Zauberchild:  
 Alles unbescheid'ne Fragen auf der Zunge ihm erstarr,  
 Und der Artemis Gesandte ihre hohe Botschaft warb.  
 Heiser wie aus Grabestiefen, tönte ihrer Stimme Laut:  
 „Heil dir, Pelias, Gebieter! den der Himmel gnädig schaut!  
 Du, auf dessen Haupt vor Allen höchste Günst die Göttin häuft,

Die, gestürzt mit Pfeil und Bogen, jagend durch die Wälder schweift.  
 Von der Scyth'n rohen Bränden, von der Menschenopfer Graus  
 Hat sie sich im Zorn gewendet, und verläßt ihr altes Haus.  
 Und ihr Heiligthum hinfürder übergibt sie deiner Macht,  
 Daß die Reiche der Barbaren kommen in der Griechen Macht.  
 Doch vor allen Griechenjöhnen stel ihr Aug' auf dich, o Held,  
 Hat zu ihrem hohen Liebling, ihrem Streiter dich bestellt.  
 Aber mich hat sie geendet mit dem herrlichen Gebot,  
 Von dem Freunde abzuwenden Altersschwäche, nahen Tod.  
 Denn in neuen Jugendreizen soll dein alter Leib erblühen,  
 Jugendkraft und Feuer sollen in des Greises Adern glühen.  
 Daß ich Glauben bei dir finde, geb' ich dir der Zeichen drei,  
 Meine Sendung zu bekunden, Artemis! herbei! herbei!\* —  
 Und sie hat das Wort gesprochen, hat geschwenkt den Zauberstab:  
 Sieh, da senket schwarz und schwärzer sich die Wolkenmacht herab;  
 Und es heult ein seltsam Stöhnen nieder aus den höchsten Lüften,  
 Hohle Antwort braust entgegen aus der Erde tiefsten Klüften.  
 Und es rauschen auf dem Meere Riesenwellen fessellos;  
 Blitze sprühen, Donner hallen in das wilde Sturmgetös.  
 Selbst der Erde Eingeweide bersten in fürchtbarem Kampf;  
 Aus den weitenweiten Schlünden wirbeln Flammen auf mit Dampf,  
 Wälder fallen, Berge stürzen von der unterird'schen Nacht;  
 Wunderjame Schreckgestalten schleichen ächzend durch die Nacht:  
 Durch der Elemente Toben schlägt ihr Wimmern an das Ohr;  
 Aber aus entlegnen Forsten schallt's wie Hundgeheul hervor.  
 Und die Priesterin gebietet: da zerreißt der Wolken Zelt,  
 Und des Mondes bleiches Antlitz grinst auf die zerstückte Welt.  
 In dem blut'gen Zauberlichte wird der Schrecken offenbar:  
 Larven schwanfen, schweifen, schleichen, Hekate's Wespensternschar.  
 Rasch' und näher jagt die Meute, heulend bricht sie aus dem Tann:  
 Rasch gezogen von der Drachen flammenschnaubendem Gespann,  
 Rauscht hernieder durch die Lüfte in des Orkus düst'rer Nacht,  
 Artemis in ihrem Wagen als Gebieterin der Nacht.  
 Daß sie von der Gottheit Nähe nicht zermalmt, verzehret werde,  
 Stürzt die Menge mit dem König voller Andachtsgrau'n zur Erde.  
 Als sie sich nach langem Jagen endlich wiederum erhoben,  
 Sind die Wunder und die Schrecken in die leichte Luft zerfloben,  
 Und die Sonne leuchtet wieder an dem Himmel rein und klar;

Seine Blüthen treibt der Frühling, wo noch kaum Zerstörung war. —  
 Und nun redest zu dem König der Prophetin weiser Mund:  
 „Ward dir, König, meine Sendung und die Macht der Göttin kund,  
 Lerne nun der Göttin Milde, lerne der Verheißung tran'n.  
 Wenn du meinen welken, greisen Leib verjünet wirst erschau'n.  
 Schließ in deines Königshaus'es heimlichstes Gemach mich ein,  
 Und ein Bad laß mir bereiten, reich gewürzt mit Spezeret'n,  
 Wonnig duftend, der die Schiffer hergeholt vom fernsten Meer:  
 Hauberkräuter, Haubersegen bring' ich selber mit mir her.  
 Harret an des Hauses Schwelle eine kurze Stunde lang,  
 Daß nicht euer Ohr vernehme meines Zaubers Weihgesang.“  
 Alles ward, was sie befohlen, flugs gethan nach ihrem Wort.  
 Die Prophetin schließet ein sich am geheimnißvollen Ort:  
 Welchen Spruch sie da gesprochen, keiner Seele ward es kund.  
 Doch als sie herausgegangen wieder kam in kurzer Stund,  
 Will der König mit dem Volke kaum den eignen Augen tran'n,  
 Weil sie statt der alten Gää Hebe's Jugendreize schau'n,  
 Statt der tiefgebückten Greisin eine Jungfrau hoch und hold,  
 Statt des Winterschnees der Locken ein Geflecht von Sonnengold,  
 Statt der eingeschrumpften Wangen und der Runzeln ohne Zahl  
 Ein Gesicht, das wohl den Donner niederzög' vom Göttermahl,  
 Leuchtend wie der Schnee der Firnen, wenn ihn küßt der Abendglanz,  
 Statt der ecken, fahlen Farbe, gleich dem abgewelkten Kranz;  
 Auch der Stimme Rabenkrächzen ist verkehrt in süßen Laut.  
 Also kommt sie angeschritten in dem Festgewand der Braut,  
 Und der König ruft begeistert: „Laß dein drittes Zeichen, Weib!  
 Dieser Wunderanblick g'nüget, zu verjüngen meinen Leib.“  
 „Glaubst du, König,“ spricht die Jungfrau, „an des Bades Rauberkraft,  
 Folge mir zu deinen Hallen, trinke diesen Wunderjaft,  
 Daß ein schöner Grabeschlummer hülle deine Sinne ein.  
 Wenn du wiederum erwachest, wird das Werk vollendet sein!  
 Und ihr, Königstöchter, eilet! macht des Vaters Bad zurecht!  
 Denn es ziemet nicht zu leisten also hohen Dienst dem Knecht!“  
 Von der Königstöchter Händen wird das Bad zurecht gemacht;  
 Und der König hat getrunken; schwer umfängt ihn Schlafes Nacht.  
 „Holet Weile, Königskinder! Daß das Hauberwerk uns glücke,  
 Und verjünet er erstehe, haut den morschen Leib in Stücke!“  
 Vor dem gräßlichen Befehle steh'n sie zaudernd und entsetzt.

„Fluch dem Kinde“, ruft Alkasis, welches Vaters Haupt verlegt!  
 Nimmermehr, du blut'ge Göttin, wie es auch das Schicksal wende,  
 Legt Alkasis hier an Diesen frevelhaft unheil'ge Hände!“  
 „Warum bebet ihr?“ ruft Jene; „durfet ihr nicht Zeichen schauen?  
 Schenkt ihr göttlicher Verheißung ein so ärmliches Vertrauen?  
 Daß ein neues, frisches Leben jugendkräftig sich gestalte,  
 Muß mit allen Schwächen, allen Keimen erst vergehn das alte.  
 Euer Zweifel zu besiegen, nehmt mein drittes Zeichen wahr:  
 Bringt aus allen euren Heerden schnell den ältesten Bod' mir dar.  
 Seine Glieder sei'n zerstückelt in das Zauberbad gestreut;  
 Und dann trauet, wenn ihr sehet, wie das Thierlein sich erneut.“  
 Dem Prophetenwort vertrauend nun die Königstöchter eilen,  
 Selbst den ältesten Bod' zu holen und in Stücke zu zertheilen.  
 Doch mit seltsamen Gebärden und mit fremder Worte Banne  
 Weiht die Priesterin das Wasser, weiht auch die Badewanne.  
 Drin sie dann des Thieres Stücke alle sorgsam niederlegt,  
 Drob mit wunderbarem Murren kräuselnd sich die Fluth bewegt.  
 Und es zischelt, und es brodelst, steigt dichter Qualm empor;  
 Aber munter aus der Wolke springt ein junges Böcklein vor.  
 Rasend heben sie die Beize in des tollen Wahnsinns Wuth;  
 Von der Kinderhände Streichen fließt des Vaters heil'ges Blut.  
 Jede hofft, je mehr verstümmelt sie des alten Mannes Leib,  
 Desto frischer sei die Jugend, die verhielt das Zauberweid.  
 Von den Schwestern allen hält nur rein Alkasis ihre Hand.  
 Sieh! mit wilhem Jubel reißet vom Altar den Opferbrand  
 Die Prophetin, und begeistert stürmt die Treppen sie hinan  
 Zu des Hauses freiem Giebel, steht auf ragendem Altan.  
 Alle hoffen Segensworte: aber sie in tiefer Brust  
 Küßt diesem Hause Jammer, labt sich an der Rache Lust;  
 Mit erhobnem Arme schwinget sie der Fackel lichte Gluth:  
 Schau! wie durch zerriss'ne Klüften Pontos unbezähmte Fluth,  
 Sieht man Schaaren fremder Krieger, scharf bewehrt mit Speer und Klingen  
 In die Stadt, ins Haus des Königs durch gesprengte Thore bringen.  
 „Kennt ihr diese? Durch die Nacht her rief sie meiner Fackel Schein!  
 Kennt ihr sie? Es sthret Jason sie, mein Bräutigam herein!  
 Kennt ihr mich? Ich bin Mebea! Auf! zu ihm! zur Brautnachtfeier:  
 Bin Mebea, Jasons Gattin! Rache bring' ich ihm zur Steuer!  
 Der sein Reich ihm hat gestohlen, seine Krone hat getragen,



Der ihm Vater, Mutter, Brüder, mit verrückter Hand erschlagen,  
 Ja ihn selbst zu Tod und Schande hat geschickt zum fernen Strand,  
 Belias liegt hier zerfleischt von der eignen Töchter Hand!  
 Herrlich hat gewirkt! mein Zauber! Lernt Medeas Rache kennen!  
 Ewig Vaternörderinnen! wird euch eitle Reue brennen!  
 Wer die Feinde nur am Leben strafet, ist ein schwacher Thor!  
 Gift für Seelen, Herzensnattern zieh' ich euerm Blute vor!  
 Also ruft sie triumphirend, wirft sich an die Brust des Gatten;  
 Aber trüb am Himmel hüllet sich der Mond in Wolken Schatten.

~ ~ ~

**Dr. Rud. Meyer.**

~ ~ ~

**s' Müsli.**

Lueg, dert laut e Müns, si gumpet der as Bää, gib Acht! Whiletis, wi  
 bischt nid erschrode, und juckst uf e Säffel; schpring mer amel nid zum  
 Zänschter use! — Worum förchtesch die denn? isch es doch son-n-es orblüch  
 Dierli, duet kein Ghindli öppis. Lueg's numme recht a, s'isch so winzig chli,  
 i der Hand chönt mes verbärge. Es het so-n-es samebig's Belzli, chlini, blutti  
 Beinli, es oval's Ghöppli, schpizzigs Kässli mit-e-me Schnäuzli dra, und  
 schwarzi Augli, so glänzig wi-n-es Bögeli, und Dehrli rund und dünn, grad  
 wie du. Schlich die ämel vor sim lange, blutte Schbili nid, was wer's der  
 thue? und förchtli nid, daß es di bisit, denn Zähnli het's nume zum Gnage.  
 Wäll es isch der z'gshwind? es wütscht wi-n-es Ghugeli übere Bode wäg.  
 Jetzt isch es boh, jetzt isch es dert, unter der Gumode, underem Bett. Jetzt  
 het's es Loch gfunde; nu, so isch es rüehig, es het em jo sälber gförchtet,  
 s'het öppe, wenna scho Winter ischt, es Näschtli hinderem Täfel, voll Jungi,  
 vieri, sechsi, und sind villicht no blind und blutt, uf bloßem Schtrau, und  
 müekte verhungere und verfrüve hätt-e-mers lödet. — S'isch wöhr, d'Müs  
 mache si luschtig, gumpet uf Bänk und Disch, gnage au mängisch es Loch is  
 Brodt, schlüfe i d'Ghuche, göhnd a Schbäl, a-n-Arte und Mähl, und trinke  
 s'Dehl us der Lampe; si finde de Wäg i Ghäller, fresse-n-es Depfeli; sie  
 wütsche-n-is Grümpelgmach, biße-n-öppe es Fläckli us em Rüg, es süßes,  
 oder göhnd gar i-mene Mehrtle hinder sini schtaubige Buecker und mache-n-em  
 lläüg. Do duet me grad, d'Müs fräge em Alles und gschände Alles und  
 löse gar uf em Arte und Mähl no Korlander behinde, eine zum Dank. Denn

\*

chunt me wider und chlagt, se löße-n-eim ; Nacht kei Ruh, si Käsele hinter de Wände und biße-n-es Loch durc Täfel; chlopfe mögme wi me well, sie gäbe nid lugg, sie schlüfe-n-eim gar i Schtrausack, unders Chopfchüffi und juscht weme ischlose well, chrschbele sie eim unterem Ehr, und nage d'Vomade mit de Büggeli weg. Und göhnd sie i d'Schüre und göhnd im Summer i Walb, is Feld, so chlagt der Bur, sie früße-n-em s'Chorn ewäg und verberbenem d'Bäum. Wo sölle sie den hi? niend sie nid au z'läbe ha? schtreut' me jo dem Schbäzli Brösmeli vors Känscher und meint s'Müsi söll verhungere, füeteret Chaze und schtrichlet sie, wenn sie au chräble, het Igel und dolet d'Chuze und d'Wiseli. Aber dem Müsi mag me es Wümpfeli Brodt nid gönne, mag's nid lide, daß sie luschtig sind, und es git es Gschrei, wenn sie usem Loch silre güggele i d'Schtube, oder wenn me sie nume pfise ghört. Do muess me ne grad Gift lege, Mählchrüggeli mit Arsenik, oder Falte richte, die dätche sie tod, chlemme ne de Chopf i, ober fünd sie gar läbig. Wi sie schnüffel hinterem Gitter, wi si a-n-em usschönd und sueche, wo sie use chönnte, sie sueche umsunst, si finde nümme de Wäg, wo sie sind ine cho; do wirft me si is Wasser, und wenn sie au schwimme chönne, es hilft ne nüt. Sägmee, gits au es ärnters, es schwächers Dierli und es verfolgters? und het me no gar e Gruse-n-abem; doch ebe nid alli Pitt; Mänge het's gchoche und Mänge het's verfolgt und isch z'lescht no froh über ins worde. Er isch is Hefi cho, d'Fangiwyl het ne plagt, schier tödet, und si einzige Freund, si einzige Troscht, isch es Müsi gsi. Het's ne au im Afang plogt und händ beide enand gchoche, sind si doch bald vertrauli worde; do goht d'Zit rem Gfange gschwinder verbi. Es chunt iüre, erireut ne mit luschtige Schprünge, es schtellt si uf, es tanzet und lost uf sis Pfife und Singe, es luegt e so fründlich und munter a; er schtreut em Brösmeli, es trout sie allewyl nöcher und nöcher und frist em zletscht us der Hand. Jest sind si guet Fründ mit enand, es loht si schtreichle, es gumpet em uf d'Kchste, buzt Schnäuzli und Pfötli, und ghört's d'Schlüssel rakle und Dür usgoh, gschwind schpringt's em i Buese; dert het's jest sis Heimet und sis Lager. — Und chunt der Gfange wieder use a die früsck Luft und as Summeliecht, goht schbaziere im Grilene, im schattige Wald, cha nid guneg über cho, und günt wie-n-es Ghind jedes Mitemeli ab, goht de Mäierisli noch und de Beieli, — s'Müsi ischt vergäbe. Es aber suecht sie Fründ, durchschöberet Decki und Schtren. jach und findt-ne nid, es wird traurig, es frist nüt, es trinkt nüt, es michtet si no i di lär Decki i und schtirbt vor Ghummer und Leid. — Wäl du fürchtich die nümme und losch mer s'Müsi i Roth?

## D' F e r d e r.

Es het verlütet, me ghört scho Psalme sänge, d'Gilethüre sind d'schloffe. He nu! so gohn-i use vor d'Stadt, der Ghriesbaum blüht, d'Matte grünet in aller Herrlichkeit. Im freye Feld, im dunkle Wald sänge sie au dem Herre, und überall ergießt d'Sunne ihri Schtrahle wie-n-e heilige Geischt, und d'lau Frühligslust durbringt wie ne Idem Gottes alle Wäse. Jo! i will bäte und sänge, will Aug und Herz erlabe a jedem Blüeschtl, der Säge wird über mi goh, und mis Gmüeth soll sie erhebe und mi Geist über alles Leid und Un-gmach. — Und so goni use und wandle dur's Fäld und s'Riich Gottes duet si uf vor mine Auge. (Es isch, as ob d'Sunne usem Himmel über d'Wulke-ne glitzrige Schleyer wärsi, d'Värgo versilber, Matte und Wald übergrünet, jedes Fäldli ufriichte, mit ihre Schtrahle i jedes Blüeschtl ine länge, und jedem si Deil gäb. — Und mitte-n us der grüene Saat flügt d'Verche uf, dem Him-mel zue, als eb er si am-ene Fädeli hielt, und höher, allewyl höher flügt si, und luegt über Fäld und See, luegt über Wald und Hügel. Der Him-mel het ere s'Härzli erfraut und s'Schimml gweckt, sie aber grüest d'Sunne, b'singt sie allewyl ifriger, siet jetzt schill hoch oben-i der blaue Luft, as wenn sie usem Bode wär, d'Luft isch ihre Baum und Matte und Ghornfäld sind ere Blätter und Schtärnli es Blüesch. Und sie schwingt si use und abe-wi von ein Aetschli uss ander.

Kume es gmeins Gheidli het sie a, wi's Schpäzli, aber schlang isch sie, het e hälle Blat und es himmlisches Gmüeth, isch frey und glücklich in ihre Lüfte, und thuet sie das schpizig Schnäbeli uf im Singe, es git es Lied, s'taut ein is Härz as eb's vom Himmel käm. Jetzt verschwindet si i der Luft, aber no tönt lis obe abe ihr Gsang und doch so lut i d'Brusch, und wieder häller tönt's und me gseht sie füre cho, wie nes Schtärnli vom Himmel falle; mitte im Fäld, wo's am schönste grüent, dert verschwindet sie. Worum blibt si nid dobe i-n-ihrem Heimet? — Es het ere der Himmel es Fäntli verschtedt is Härz, und das goht a, das elai zündet ere no abe uf d'Verde. Jo dert het si s'Räschli süberli bettet und zwüsche d'Furre glait, dert luegt s'Gschpöhnli mit scharfe Neuglene ihr noh, sit ruehig über de-n Aelene und chert si mit iim lange Spore. Der Himmel b'hüetets au do unde, verschdett's i di grüene Halme. Die schtrecke sie allewyl meh vo Tag zu Tag, und süsele um ins. Färbtueme luege uf ins abe gar fründlich. Und d'Halme vergolbe sie und werde schwärer, die Zunge bide d'Neili uf, wärme sie a der Sunne und bade im Sand. Jetzt neige si d'Halme und löhnd Ghörndli is Rächli falle; wi ifrig bide die Zunge, wie stadre si mit ihre Flüglene, gumpe uf und luege

übers gutbig Fälb. Und wi-ne d'Zügel mache, ziehd si i d'Föche und d'Verge  
zeigt ene s'Heimet. Si gsend vo de Wulke obe abe d'Palme falle unter der  
Sichle, mängs Ghörnli ischt aber behinde blibe, si deises mit de-n Meriläfer-  
s'Wyseli mag jekt cho und über d'Schtopple schprunge, s'Häschi is läär.

Und im Herbst ischt der Dsch abdeckt, sie sünge mit der Wachtle ihr  
Tanklieb, und flüge-n-ufe in ihre Baum: dert zieht es si jekt dem Frühling  
noh über Bärq und Meer go Afrika, und mini Gibanke ziehd mit, wi vom  
Heimweh ergriffe, und suzche hinderem Herbst und Winter der ewig Frühling  
und das ewig Liecht. Do schpringt mer mis Ghindli etgäge, und het d'Händli  
voll Blüemli, i nimm es in Arm, i drück es as Här; und goh glückli min  
Hüttli zue.

## Inhaltsverzeichnis.

|                                     | Seite. |
|-------------------------------------|--------|
| <b>A G Fröhlich</b> . . . . .       | 7      |
| <b>Fabeln:</b>                      |        |
| Lebensworte . . . . .               | 18     |
| Turnen . . . . .                    | 18     |
| Braustöpfe . . . . .                | 19     |
| Hang und Zwang . . . . .            | 19     |
| Niederes Loos . . . . .             | 20     |
| Weltweisheit . . . . .              | 20     |
| Die Geschliffenen . . . . .         | 20     |
| Läuterung . . . . .                 | 21     |
| Die Jünglinge . . . . .             | 22     |
| Weltordnung . . . . .               | 22     |
| Tollheit . . . . .                  | 23     |
| Frömmler . . . . .                  | 24     |
| Verkehrung . . . . .                | 24     |
| Der Große . . . . .                 | 24     |
| Das Manthier . . . . .              | 25     |
| Selbstvergötterung . . . . .        | 26     |
| Wollen lassen . . . . .             | 26     |
| Nicht verspielt geben . . . . .     | 27     |
| Die Unsanften . . . . .             | 27     |
| Eins für 's Andere . . . . .        | 28     |
| Die Höhe der Zeit . . . . .         | 29     |
| Diebstahl jedes Eigenthum . . . . . | 30     |
| Aenderung vor dem Tod . . . . .     | 32     |
| Die Windfahne . . . . .             | 32     |
| Die Sanften . . . . .               | 33     |
| Der beneidete Teufel . . . . .      | 34     |
| Listen fristen . . . . .            | 35     |
| Scheinholz . . . . .                | 35     |
| Stilleben . . . . .                 | 36     |
| Frühes Scheiden . . . . .           | 36     |

|                                         | Seite.    |
|-----------------------------------------|-----------|
| Hamsteranbacht                          | 37        |
| Lieder und Bilder aus den Jahreszeiten: |           |
| Im Herbst                               | 37        |
| Stromesfrische                          | 37        |
| Neues Lesebuch                          | 38        |
| Kebender Stein                          | 38        |
| Sonnenstreif                            | 38        |
| Reichthum                               | 39        |
| Heimatlische Lieder:                    |           |
| Lobgesang                               | 39        |
| Volksgesang                             | 40        |
| Wallfahrtslied                          | 42        |
| Der Berge Lauterkeit                    | 42        |
| Der Alpengarten                         | 43        |
| Bilder der Eintracht                    | 44        |
| Müdiges Maues                           | 45        |
| Der heilige Kreis                       | 47        |
| Unsere Berge                            | 48        |
| Ein Tempel, ein Gott                    | 48        |
| Erzählende Lieder:                      |           |
| Beethoven                               | 49        |
| Der alte Schütze                        | 51        |
| Gesellige Lieder:                       |           |
| An Liedertafeln                         | 52        |
| Aufgeräumt                              | 53        |
| Trostlieder:                            |           |
| Seliges Scheiden                        | 54        |
| Der letzte Blick                        | 55        |
| Du lehrt mich sterben                   | 56        |
| Noch einmal wieder                      | 57        |
| Ach es ist nicht mehr das Alle          | 58        |
| Freuet euch                             | 58        |
| <b>K. H. Tanner</b>                     | <b>60</b> |
| Die Alpenrose                           | 63        |
| Mutterglück                             | 65        |
| Abendgesang                             | 65        |
| Nachbarhaus                             | 66        |
| Festlied am Stoß                        | 66        |

|                                     | Seite |
|-------------------------------------|-------|
| Die Wintersonne                     | 67    |
| Sonnenaufgang auf dem Nigi          | 67    |
| Maifeier                            | 68    |
| Abschied und Sehnen                 | 68    |
| Das Gerede der Wellen               | 69    |
| Sehnsucht nach dem Gebirge          | 69    |
| Die Nonne im Sarge                  | 69    |
| Blick aus Thränen                   | 70    |
| Sichere Zeichen                     | 70    |
| Im Gewitter                         | 71    |
| Im Jänner 1841                      | 71    |
| Frühlingsbotschaft                  | 71    |
| Der Wolkenzug über den Bergen       | 72    |
| Der Wunsch am Duell                 | 72    |
| Die am Herbstabend singenden Kinder | 72    |
| An die Ungefügigen                  | 73    |
| Mein Hauspruch                      | 73    |
| Fügung und Vertrauen                | 73    |
| <b>J. J. Reithard</b>               | 75    |
| Die beiden Gensjäger                | 78    |
| Nebelgrote                          | 85    |
| Schneefönig und Lauzig              | 88    |
| Hochgewitter                        | 92    |
| Sonnenaufgang auf dem Nigi          | 95    |
| Das Vaterland                       | 96    |
| An meine Gruft                      | 98    |
| Die Pfäferserquelle                 | 99    |
| Naturstimme                         | 99    |
| Uli Rotach                          | 100   |
| Rudolf von Erlady's Tod             | 101   |
| <b>Solomon Tobler</b>               | 104   |
| Der Einzug der Franken              | 107   |
| <b>Dr. Jos. Ant. Henne</b>          | 129   |
| Mein Minnesang                      | 133   |
| Winneliedlin                        | 134   |
| An Cäcilie                          | 135   |
| Nach Vollendung des „Diviko“        | 136   |
| Abendlied                           | 136   |

|                                        | Seite. |
|----------------------------------------|--------|
| Unsterblichkeit . . . . .              | 137    |
| Wort des Kronos . . . . .              | 138    |
| Wehmuth . . . . .                      | 139    |
| Des Sängers Frühling . . . . .         | 141    |
| Der Adler im Gewitter . . . . .        | 143    |
| Der Untergang Golbau's . . . . .       | 144    |
| Das Weiblein zu Fontenir . . . . .     | 146    |
| Diviso verliert seinen Vater . . . . . | 149    |
| Dago und Nacht . . . . .               | 157    |
| Poetische Geschichtsbilder:            |        |
| Das alte Zürich . . . . .              | 163    |
| <b>Ed. Dorer</b> . . . . .             | 170    |
| Bizzicato . . . . .                    | 172    |
| In den Rosen . . . . .                 | 172    |
| Des Lebens Perle . . . . .             | 172    |
| Rose und Falter . . . . .              | 172    |
| Bedenkliches . . . . .                 | 173    |
| Muthiges Streben . . . . .             | 173    |
| Naturgränze . . . . .                  | 174    |
| Kriegslied . . . . .                   | 174    |
| Am Rheinfluss . . . . .                | 175    |
| Dichter und Derwisch . . . . .         | 176    |
| Epigramme und Elegien:                 |        |
| Die Lotusblume . . . . .               | 177    |
| Ermunterung . . . . .                  | 177    |
| Das Geschwisterpaar . . . . .          | 177    |
| Bergeltung . . . . .                   | 177    |
| Eble Rache . . . . .                   | 177    |
| Rosen und Dornen . . . . .             | 178    |
| An die Duella . . . . .                | 178    |
| Thormalbsen . . . . .                  | 178    |
| Sorgfalt . . . . .                     | 178    |
| Fabeln. Parabeln. Märchen. Sagen.      |        |
| Bienchen und Käselein . . . . .        | 179    |
| Dionea . . . . .                       | 180    |
| Berschiedenes Urtheil . . . . .        | 180    |
| Kindlicher Sinn . . . . .              | 181    |
| Auf Personen:                          |        |
| Göttes Werke . . . . .                 | 183    |



|                                       | Seite. |
|---------------------------------------|--------|
| <b>Balladen:</b>                      |        |
| Der Frühling                          | 183    |
| Der alte Zecher                       | 184    |
| <b>Th. Vornhauser</b>                 | 185    |
| Aus „Rudolf von Werdenberg“:          |        |
| Der Knab' in den Lüften               | 191    |
| Die abenteuerliche Bergreise          | 193    |
| Das Wunder in der Kristallhöhle       | 197    |
| Die Kay' in der Wilschtause           | 199    |
| Die Schlacht bei Bögelsied            | 204    |
| Der Senn                              | 207    |
| 's Wörli „frei“                       | 208    |
| Der Herdenreihen                      | 210    |
| Rückerinnerung                        | 212    |
| Die Nacht am See                      | 213    |
| Aus „Herzog Johann“                   | 214    |
| Aus „Gemma von Art“                   | 222    |
| <b>Balthasar Neber</b>                | 208    |
| Die Schlacht bei Käfels               | 210    |
| Aus „die Schlacht bei Grandson“       | 215    |
| Mitter Bayard                         | 217    |
| Der Lobtentanz                        | 220    |
| Der Lobtentanz                        | 223    |
| Auf den Surenen                       | 229    |
| Morgen im Wald                        | 230    |
| Der erste Waldbgang                   | 231    |
| Das Reh                               | 233    |
| Das Echo                              | 234    |
| <b>P. Gall Morel</b>                  | 235    |
| Die Glashütte                         | 236    |
| Auf dem Splügen                       | 237    |
| Mein Dörfchen                         | 239    |
| Der heilige Sänger                    | 240    |
| An die Nacht                          | 243    |
| Des Klausners Nachtgesang an die Erde | 244    |
| Die Insel                             | 246    |
| Stilles Wirten                        | 247    |
| Selig die Barmherzigen                | 248    |

|                                               | Seite. |
|-----------------------------------------------|--------|
| Rhokas der Gärtner . . . . .                  | 248    |
| Der Goldschmid . . . . .                      | 251    |
| Deutscher Dichterwald . . . . .               | 253    |
| An einen jungen Dichter . . . . .             | 255    |
| Das schlummernde Kind . . . . .               | 256    |
| Der Magnet und sein Pole . . . . .            | 257    |
| Diamant . . . . .                             | 257    |
| „Urkunde für Gottes Dasein“ . . . . .         | 258    |
| „Der Dichter wird geboren“ . . . . .          | 258    |
| Deutsche Poesie . . . . .                     | 258    |
| Kunst und Glaube . . . . .                    | 258    |
| Kunsttrichter . . . . .                       | 259    |
| Schauspiel . . . . .                          | 259    |
| Das Wunder der Schöpfung . . . . .            | 259    |
| Drei Engel . . . . .                          | 262    |
| Wie drei Burste sich zurecht fanden . . . . . | 263    |
| Das Werdenbe . . . . .                        | 265    |
| Der Baum . . . . .                            | 266    |
| Der Jagenbe . . . . .                         | 266    |
| Der Hoffende . . . . .                        | 267    |
| Aussicht von der Höhe . . . . .               | 267    |
| Aus den „Alpenstimmen“ . . . . .              | 267    |
| <b>Vogel von Glarns</b> . . . . .             | 270    |
| Meine Lieder . . . . .                        | 271    |
| Der Winter . . . . .                          | 272    |
| Der Winter hielt das Bächlein . . . . .       | 272    |
| Der Mai . . . . .                             | 272    |
| Träumen will ich . . . . .                    | 273    |
| Der Herbst . . . . .                          | 273    |
| Im Herbst . . . . .                           | 273    |
| Die Nacht . . . . .                           | 274    |
| An mein älteres Töchterlein . . . . .         | 274    |
| Es naht mit silbernem Haare . . . . .         | 275    |
| Der Tag verblüht . . . . .                    | 276    |
| Es wird die schlafende Lawine . . . . .       | 277    |
| Freundschaft . . . . .                        | 277    |
| Des Berges Bächlein erseheth . . . . .        | 277    |
| Am Abend . . . . .                            | 278    |

|                                              | Seite. |
|----------------------------------------------|--------|
| Ehräne und Thau . . . . .                    | 278    |
| könig Lenz . . . . .                         | 278    |
| Erinnerungen an Emil I—VII.                  | 279    |
| Der Bergsee . . . . .                        | 281    |
| Neuer Frühling . . . . .                     | 282    |
| Wenn Dich ein tiefes Leid umfängen . . . . . | 282    |
| Die Lieber sind mein Leben . . . . .         | 282    |
| Mit den Liebern . . . . .                    | 283    |
| Ich hüte Dich . . . . .                      | 283    |
| Einem Dichter . . . . .                      | 284    |
| Der Friedhof . . . . .                       | 284    |
| <b>Epigramme:</b>                            |        |
| An einen Dichterling 1—2 . . . . .           | 285    |
| An einen Däner . . . . .                     | 285    |
| Einem Abhängigen . . . . .                   | 285    |
| <b>Leonhard Widmer</b>                       | 286    |
| Mozart's Requiem . . . . .                   | 286    |
| Schweizerpsalm . . . . .                     | 289    |
| Alpenleben . . . . .                         | 290    |
| Das heutige Vaterland . . . . .              | 291    |
| <b>Jacob Stutz</b>                           | 292    |
| Die neidische Ghefe . . . . .                | 295    |
| Schrecken und Verwirrung . . . . .           | 301    |
| Der Unzufriedene . . . . .                   | 305    |
| Aus dem „Brand von Ulster:“                  |        |
| Die Spinnstube . . . . .                     | 306    |
| <b>H. Keller</b>                             | 323    |
| Auf der Wislißfluh . . . . .                 | 325    |
| Lango . . . . .                              | 326    |
| Niklaus Thut . . . . .                       | 327    |
| Das Brieflein . . . . .                      | 329    |
| Der Meister Hämmerlein . . . . .             | 330    |
| Der Hallwiler See . . . . .                  | 333    |
| <b>Th Meyer-Merian</b>                       | 334    |
| So ganz alleine . . . . .                    | 336    |
| Nachts . . . . .                             | 336    |
| Die Schildwache . . . . .                    | 337    |
| Ich voll Herz . . . . .                      | 338    |

|                                        | Seite. |
|----------------------------------------|--------|
| Aus „Adalbert Meyer“                   | 339    |
| <b>Dr. J. R. Sagenbach</b>             | 354    |
| Weihnachts hymne                       | 355    |
| Die Welt und ihre Lust                 | 357    |
| Der Pathengulden                       | 358    |
| Des Liebes und der Liebe Macht         | 360    |
| Geistliches und Weltliches             | 361    |
| Der alte Zietzen                       | 361    |
| Komm' auf's Land                       | 364    |
| Das Kirchlein auf dem Berge            | 365    |
| Ein Gang um's Thor                     | 366    |
| Beim Lichte                            | 367    |
| Der zweite Sokrates                    | 368    |
| <b>Jeremias Gotthelf</b>               | 370    |
| Uli und Breneli (Aus „Uli der Knecht“) | 386    |
| <b>Nachträge.</b>                      |        |
| <b>Konrad Räf.</b>                     |        |
| Agamemnon's Rückkehr aus Troja         | 425    |
| <b>H. Georg Nügeli.</b>                |        |
| Sonntag Morgens                        | 428    |
| Gingang und Ausgang                    | 428    |
| Lenzgefühl                             | 429    |
| <b>M. Wegmann.</b>                     |        |
| Dem Wanderer                           | 430    |
| Die Abendglocke tönt so ruhig          | 430    |
| Es ist nichts so erhebend              | 430    |
| Wenn ein Wanderer                      | 431    |
| Man muß es mit seinem Schicksale       | 431    |
| Die irdischen Verhältnisse             | 431    |
| Nur ein Kloy hat keine Leidenschaft    | 432    |
| Die reine That                         | 432    |
| Die Unruhe                             | 432    |
| Der Schiffbruch auf festem Lande       | 432    |
| Die Sinnlichkeit                       | 433    |
| <b>Anna Schlatter = Bernet.</b>        |        |
| Mein Verlangen                         | 434    |
| <b>Meta Heuser, geb. Schweizer.</b>    |        |
| Die Sprache der Natur                  | 437    |

|                                             | Seite. |
|---------------------------------------------|--------|
| Der Wösch . . . . .                         | 438    |
| Vad Bäckers . . . . .                       | 440    |
| <b>Karl Steiger</b>                         |        |
| An einen Dichterling . . . . .              | 442    |
| In der Einsamkeit . . . . .                 | 442    |
| Franzose und Engländer . . . . .            | 443    |
| Die Seele . . . . .                         | 443    |
| Wohlthätigkeit . . . . .                    | 444    |
| Schicksal . . . . .                         | 444    |
| <b>Christophorns Fuchs.</b>                 |        |
| An die Priester . . . . .                   | 445    |
| <b>J. Mez.</b>                              |        |
| Der rechte Weg . . . . .                    | 447    |
| Die Milchkuh . . . . .                      | 447    |
| Die großen und die kleinen Narren . . . . . | 448    |
| Die Urnäser Kilbe . . . . .                 | 450    |
| Die Kirchengänger . . . . .                 | 451    |
| <b>Schlosser Widmer von Laugnan.</b>        |        |
| Das Emmenthal . . . . .                     | 451    |
| <b>Leonz Hüglstaller.</b>                   |        |
| Bauer und Sohn . . . . .                    | 453    |
| Auf einen Moralisten . . . . .              | 453    |
| <b>J. J. Bür.</b>                           |        |
| Der gelbe Krokus . . . . .                  | 453    |
| Refeba . . . . .                            | 454    |
| Die Kornblume . . . . .                     | 454    |
| Der Lorbeer . . . . .                       | 454    |
| Die Nachviole . . . . .                     | 454    |
| Trägheit . . . . .                          | 454    |
| Milchschau . . . . .                        | 455    |
| Glitterstaat . . . . .                      | 455    |
| Der Schein betrügt . . . . .                | 455    |
| Seliges Tod . . . . .                       | 456    |
| Jugendhüte . . . . .                        | 456    |
| <b>Caspar Schießer.</b>                     |        |
| Der Alpenwanderer . . . . .                 | 458    |
| Schicksal der Liebe . . . . .               | 458    |
| Des Schweizerknaben Hoffnung . . . . .      | 459    |

|                                         | Seite. |
|-----------------------------------------|--------|
| Die Flamme der Freiheit                 | 460    |
| Trinklied                               | 461    |
| <b>H Köhler.</b>                        |        |
| Schweizerheimweh                        | 462    |
| An die Freiheit                         | 464    |
| <b>Dr. Joh. Al. Minnich.</b>            |        |
| Des Weigets Fahrt durch den Rheinlaufen | 466    |
| Hornung                                 | 468    |
| <b>Wagner von Laufenburg.</b>           |        |
| Die erste Heimat                        | 469    |
| Der Aermste                             | 470    |
| <b>Dr. Rud. Müller</b>                  |        |
| Netliberg                               | 470    |
| Habsburg und Königsfelben               | 473    |
| <b>Franz Krutter.</b>                   |        |
| Das glückstige Schachspiel              | 473    |
| Das Zauberbad                           | 475    |
| <b>Dr. Rud. Meyer.</b>                  |        |
| s'Müsti                                 | 479    |
| D'Berche                                | 481    |

Erwähnt sind (Seite 423-424):

J. J. Kollikofer, K. Schnyder von Wartensee Louise Ggloff, Dorothea Fischer, J. R. Schneider, J. J. Müller, Joh. Wirsberger, Franz Fröhlich, P. Henggeler, Joh. Zuechen, B. Hälliger, Arnold Halber, Dr. J. P. Pandlin, Dr. Fäulcher, Severus (pj.), J. J. Sprüngli, P. Netzer, Hermann Krüti, Ludw. Gryff, Dr. G. Mannel, Grunholzer Müsses v. Salis, Hector Kollikofer, Ruffler zu Neuch, Rosalie Müller, J. P. Scheitlin, J. P. Ucharner, W. Aug. Feierabend, J. Gutsch Kopp, J. J. Schädlin und Dr. Bernhard Hirzel.









PT  
3874  
W4  
V. 2

**Stanford University Libraries  
Stanford, California**

---

**Return this book on or before date due.**

